3 1761 09701698 4

Digitized by the Internet Archive
in 2014

https://archive.org/details/werke11niet

Nietzsche's Werke.

Zweite Abtheilung.

Band XI.

(Dritter Band der zweiten Abtheilung.)

LEIPZIG
Druck und Verlag von C. G. Naumann
1897.

677
896

Friedrich Nietzsche

Werke, Band XI.

Schriften und Entwürfe 1876—1880:

Die Pflugschar.
Die Sorrentiner Papiere.
Der neue Umblick.
Nachträge zu den „Vermischten Meinungen und Sprüchen“.
Nachträge zu „Der Wanderer und sein Schatten“.
Vorarbeiten und Nachträge zur „Morgenröthe“.

H 9199
26/11/00

LEIPZIG
Druck und Verlag von C. G. Naumann
1897.

Übersetzungsrecht vorbehalten.

INHALT.

Seite

Vorarbeiten und Nachträge zum „Menschlichen, Allzumenschlichen". (1876—1878) 1

Zwei Vorreden 3

1. Reisebuch, unterwegs zu lesen 5
2. Vorrede 7

Die Pflugschar. Ein Werkzeug zur geistigen Befreiung. (Sommer 1876) 11

Erstes Hauptstück: Wege zur geistigen Freiheit . . . 13
Zweites Hauptstück: Menschliches, Allzumenschliches . 21
Drittes Hauptstück: Das leichte Leben 29
Viertes Hauptstück: Weib und Kind 30
Fünftes Hauptstück: Über die Griechen 33

Die Sorrentiner Papiere. (Herbst 1876 bis Herbst 1877) . 35

Erstes Hauptstück: Von den ersten und letzten Dingen 37
Zweites Hauptstück: Zur Geschichte der moralischen Empfindungen 40
Drittes Hauptstück: Das religiöse Leben 48
Viertes Hauptstück: Aus der Seele der Künstler und Schriftsteller 51
Fünftes Hauptstück: Anzeichen höherer und niederer Cultur 64
Sechstes Hauptstück: Der Mensch im Verkehr 70
Siebentes Hauptstück: Weib und Kind 73
Achtes Hauptstück: Ein Blick auf den Staat 75
Neuntes Hauptstück: Der Mensch mit sich allein . . . 80

Seite

Der neue Umblick. Der Wanderer an seine Freunde. (Entwurf aus dem Sommer 1878) 87
Plan 89
Zur Vorrede 91
Die entartete zeitgemässe Cultur 94
Gegengewichte gegen das Zeitgemässe 96
1. Das Metaphysische (Schopenhauer) 96
2. Die Kunst: Wagner 99
Die Gefahren des Unzeitgemässen 101
1. Die Gefahren der Metaphysik 101
2. Die Gefahr Wagner 103
1) Die metaphysische Kunst 103
2) Wagner's Natur 104
3) Wagner's Deutschthum 108
4) Psychologie der Kunst Wagner's 109
5) Widersprüche im Begriff des musikalischen Dramas 115
6) Die Musik Wagner's 117
7) Wagner's Schriften 123
8) Die Wagnerianer 124
9) Wagner's Wirkungen 125
Die Bayreuther Festspiele 126
Die Flucht 130
Schluss 135

Nachträge zu den „Vermischten Meinungen und Sprüchen". (Sommer bis Ende 1878) 139
Von den ersten und letzten Dingen 141
Zur Geschichte der moralischen Empfindungen 142
Aus der Seele der Künstler und Schriftsteller 145
Anzeichen höherer und niederer Cultur 149
Der Mensch im Verkehr 151
Der Mensch mit sich allein 153

Nachträge zu „Der Wanderer und sein Schatten". (Frühjahr und Sommer 1879) 159
Von den ersten und letzten Dingen 161
Zur Geschichte der moralischen Empfindungen 162
Aus der Seele der Künstler und Schriftsteller 164

Seite

Anzeichen höherer und niederer Cultur 167
Der Mensch im Verkehr 171
Der Mensch mit sich allein 173

Vorarbeiten und Nachträge zur „Morgenröthe". (Anfang 1880 bis Anfang 1881) 177
Vorrede 179
1. Aus der Vorgeschichte der Sitte und Sittlichkeit 181
2. Aus der Geschichte der Denker und der Erkenntniss . . . 197
3. Von den christlichen Vorurtheilen 205
4. Zur Natur und Geschichte der moralischen Empfindungen . 229
5. Von Vorurtheilen der Erkenntniss 265
6. Die Vorurtheile der altruistischen und Mitleids-Moral . . . 301
7. Cultur und Culturen 315
8. Staat, Politik und Völker 337
9. Künstler und Schriftsteller 345
10. Allerlei Menschliches 367
11. Aus der Welt des Denkers 389

Nachbericht 415

Friedrich Nietzsche

Werke, Band XI.

Vorarbeiten und Nachträge

zum

Menschlichen, Allzumenschlichen.

(1876—1878.)

Im bayrischen Walde fieng es an,
Basel hat was dran gethan,
In Sorrent erst spann sich's gross und breit,
Rosenlaui gab ihm Luft und Freiheit.
Die Berge kreissten, am Anfang, Mitt und End!
Schrecklich für den, der das Sprichwort kennt.
Dreizehn Monat, bis die Mutter des Kinds genesen —
Ist's denn ein Elephant gewesen?
Oder gar eine lächerliche Maus?
So sorgt sich der Vater: lacht ihn nur aus!

Zwei Vorreden.

1. Reisebuch unterwegs zu lesen.

Vorrede.

Menschen, welche sehr viel innerhalb eines bestimmten Berufes arbeiten, behalten ihre allgemeinen Ansichten über die Dinge der Welt fast unverändert bei: diese werden in den Köpfen immer härter, immer tyrannischer. Deshalb sind jene Zeiten, in welchen der Mensch genöthigt ist, seine Arbeit zu verlassen, so wichtig, weil da erst neue Begriffe und Empfindungen sich wieder einmal herandrängen dürfen, und seine Kraft nicht schon durch die täglichen Ansprüche von Pflicht und Gewohnheit verbraucht ist. Wir modernen Menschen müssen alle viel, unserer geistigen Gesundheit wegen, reisen: und man wird immer mehr reisen, je mehr gearbeitet wird. An den Reisenden haben sich also die zu wenden, welche an der Veränderung der allgemeinen Ansichten arbeiten.

Aus dieser bestimmten Rücksicht ergiebt sich aber eine bestimmte Form der Mittheilung: denn dem beflügelten und unruhigen Wesen der Reise widersprechen jene langgesponnenen Gedankensysteme, welche nur der geduldigsten Aufmerksamkeit sich zugänglich zeigen und wochenlange Stille, abgezogenste Einsamkeit fordern. Es müssen Bücher sein, welche man nicht durchliest, aber häufig aufschlägt: an irgend einer Seite bleibt man heute,

an einer andern morgen hängen. Allmählich entsteht aus dem solchermassen angeregten — echten, weil nicht erzwungenen — Nachdenken eine gewisse allgemeine Umstimmung der Ansichten: und mit ihr jenes allgemeine Gefühl der geistigen Erholung, als ob der Bogen wieder mit neuer Sehne bespannt und stärker als je angezogen sei. Man hat mit Nutzen gereist und denkt einmal wieder aus Herzensgrunde nach: für und wider, hinein und drüber hinaus, wie einen der Geist treibt, so dass es einem dabei jedesmal heiter und wohl im Kopfe wird.

Wenn nun, nach solchen Vorbemerkungen und angesichts dieses Buches, noch eine wesentliche Frage übrig bleibt, so bin ich es nicht, der sie beantworten kann. Die Vorrede ist des Autors Recht; des Lesers aber — die Nachrede.

Friedrich Nietzsche.

Rosenlaui-Bad, am 26. Juli,
Sommersonnenwende 1877.

2. Vorrede.

(Vermuthlich Frühjahr 1878.)

Wenn es schon dem Autor begegnet, dass er, vor sein eigenes Buch hingestellt, demselben mit Befremdung in's Gesicht sieht, und ihm die Frage über die Lippen läuft: bin ich's? bin ich's nicht? — um wie viel mehr müssen die Leser seiner früheren Schriften eine solche Empfindung haben, zumal wenn sie den Autor derselben nicht persönlich kennen und er ihnen nur als Geist und Charakter jener Schriften vor der Seele steht. Diesen Lesern, den mir allezeit gegenwärtigen, treuen, unerschrockenen Anspornern und Vertheidigern meines höheren Selbst, — bin ich demnach eine Erklärung schuldig, nicht darüber, was dies Buch ist, sondern was es für sie, für mich bedeutet: dieselbe Erklärung, welche ich mir gebe, wenn ich, wie gesagt, mitunter dem eigenen Kinde mit Verwunderung in die Augen sehe und es bald ein wenig unheimlich, bald allzu harmlos finde.

Jeder von uns, den ausgeprägteren Menschen dieses Zeitalters, trägt jene innere freigeisterische Erregtheit mit sich herum, welche in einem, allen früheren Zeiten unzugänglichen Grade uns gegen den leisesten Druck irgend einer Autorität empfindlich und widerspenstig macht. Es ist ein Zufall, dass keiner von uns bis jetzt ganz

und gar zum Typus des Freigeistes der Gegenwart geworden ist, während wir den Ansatz zu ihm und den gleichsam vorgezeichneten Abriss seines Wesens wie mit Augen an uns allen wahrnehmen. Während nun der Verfasser dieses Buches seit geraumer Zeit jenen grossen typischen Menschen nachspürte, welche aus diesem Zeitalter heraus und über dasselbe hinauswachsen, um einmal die Stützen einer zukünftigen Cultur zu sein, entgieng ihm jener Mangel eines wesentlichen Typus nicht; er suchte sich dadurch zu helfen, dass er das Bild des Freigeistes der Gegenwart nach jenen inneren Fingerzeigen zu sehen und allmählich zu malen versuchte. Indem er auf die Stunden sorgsam Acht gab, in welchen jener Geist aus ihm redete, indem er das Gesetz der Stunden, den inneren Zusammenhang jener Geisterreden fand, wurde ihm aus einem Geiste eine Person, aus einer Person beinahe eine Gestalt. Zuletzt gewann er es nicht mehr über sich, dieselbe, als den Typus des Freigeistes der Gegenwart, öffentlich nur zu malen; das Verwegenere gefiel ihm, den Geist reden zu lassen, ja ihm ein Buch unterzuschieben. Möge der Hörer dieser Reden mit Vertrauen seine Nähe fühlen, möge er empfinden, wie jene fast nervöse freigeisterische Erregbarkeit, jener Widerwille gegen die letzten Reste von Zwang und anbefohlener Mässigung an eine gefestete, milde und fast frohsinnige Seele angeknüpft ist, bei der niemand nöthig hat, gegen Tücken und plötzliche Ausbrüche auf der Hut zu sein! Namentlich fehlt diesem freien Gesellen der knurrende Ton und die Verbissenheit, die Eigenschaften alter Hunde und Menschen, welche lange an der Kette gelegen haben; der moderne Freigeist ist nicht wie seine Vorfahren aus dem Kampfe geboren, vielmehr aus dem Frieden der Auflösung, in welche er alle geistigen Mächte der alten

gebundenen Welt eingegangen sieht. Nachdem dieser grösste Umschwung in der Geschichte eingetreten ist, kann seine Seele ohne Neid und fast bedürfnisslos sein, er erstrebt für sich nicht vieles, nicht viel mehr; ihm genügt als wünschenswerthester Zustand jenes freie furchtlose Schweben über Menschen, Sitten, Gesetzen und den herkömmlichen Schätzungen der Dinge. Die Freude an diesem Zustande theilt er gerne mit; wer mehr von ihm will, den weist er, ein wenig Spott auf den Lippen, mit wohlwollendem Kopfschütteln, hin zu seinem Bruder, dem freien Menschen der That: mit dessen „Freiheit“ es freilich eine eigne Bewandtniss hat, über welche manche Geschichte zu erzählen wäre. —

Nachdem solchermassen der Autor — fast hätte ich gesagt: der Dichter — den Prolog zu Gunsten seines Stückes und Helden gesprochen, mag dieser selbst auftreten und sein monologisches Spiel beginnen. Ob Trauerspiel? Ob Komödie, ob Tragikomödie? Vielleicht fehlt das Wort, welches hier zur Bezeichnung völlig ausreichte: so möge ein Vers uns zu Hilfe kommen und den Zuhörer vorbereiten:

Spiel der Gedanken, es führt
eine der Grazien dich:
O wie weidest den Sinn du mir! —
Weh! was seh ich? Es fällt
Larve und Schleier der Führerin,
und voran dem Reigen
schreitet die grause Nothwendigkeit.

Die Pflugschar.

Ein Werkzeug zur geistigen Befreiung.

(Sommer 1876.)

„Willst du mir folgen, so baue mit dem Pfluge! Dann geniessen deiner viele, dein geneusst sicherlich der Arme und der Reiche, dein geneusst der Wolf und der Aar und durchaus alle Creatur.“

(Der Meier Helmbrecht.)

Erstes Hauptstück:

Wege zur geistigen Freiheit.

1.

Wer die Präposition „über“ ganz begriffen hat, der hat den Umfang des menschlichen Stolzes und Elends begriffen. Wer über den Dingen ist, ist nicht in den Dingen — also nicht einmal in sich! Das letztere kann sein Stolz sein.

2.

Als Mensch, Musiker, Philolog, Schriftsteller, Philosoph — in allem merke ich jetzt, wie es mit mir steht — gleich, überall gleich! Wäre ich ehrgeizig, so wäre es vielleicht gar nicht zum Verzweifeln: aber da ich es so wenig bin, so ist es fast zum Verzweifeln.

3.

Wäre ich schon frei, so würde ich das ganze Ringen nicht nöthig haben, sondern mich zu einem Werke oder Thun wenden, an dem ich meine ganze Kraft erproben könnte. — Jetzt darf ich nur hoffen, allmählich frei zu werden: und ich spüre bis jetzt, dass ich es immer mehr

werde. So kommt auch wohl mein Tag der eigentlichen Arbeit noch, und die Vorbereitung zu den olympischen Spielen ist vorüber.

4.

Unzeitgemässe Betrachtungen. Ich habe zusammengebunden und gesammelt, was Individuen gross und selbstständig macht, und auch die Gesichtspunkte, auf welche hin sie sich verbinden können. Ich sehe, wir sind im Aufsteigen: wir werden der Hort der ganzen Cultur in Kürze sein. Alle anderen Bewegungen sind culturfeindlich (die socialistische ebenso als die des Grossstaates, die der Geldmächte, ja die der Wissenschaften).

Ich will den Menschen die Ruhe wiedergeben, ohne welche keine Cultur werden und bestehen kann. Ebenso die Schlichtheit.

Ruhe, Einfachheit und Grösse!

Auch im Stil ein Abbild dieses Strebens, als Resultat der concentrirtesten Kraft meiner Natur.

5.

Mir liegt nur an den Motiven der Menschen: das objective Bestehen der Erkenntniss ist mir ein Greuel. Die höchste Erkenntniss wird, wenn sich die Menschen verschlechtern, weggewischt.

6.

Ich sehe auf Knaben- und Jünglingsjahre mit Leidwesen zurück und fühle von Tag zu Tage mehr die Befreiung. Übergang aus Befangenheit in Unbefangenheit.

7.

Zwischen drei Begabungen die mittlere Linie finden — mein Problem.

Jede Liebhaberei central zu machen und einzuflechten in die vorhandenen Talente.

8.

Da sagt jemand: „mir soll jener Autor nicht nahe kommen; er sagt den Menschen so viel Schlechtes nach, er muss selber recht schlecht sein.“ Antwort: aber du selber musst dann noch schlechter sein, denn du sagst den besten Leuten, die es giebt, den Wahr-Redenden und sich selbst nicht Schonenden, Schlechtes nach und noch dazu Unwahres!

9.

Das von vorn Anfangen ist immer eine Täuschung: selbst das, was uns zu diesem angeblichen „Anfang“ treibt, ist Wirkung und Resultat des Vorhergehenden. Aber ein so starkes und entscheidendes Abbrechen wird ein Zeichen sein von einem starken und übermässigen ehemaligen Fördern. Der Radicalismus unsrer Meinungen und unsrer Wahrheit ist die Folge vom Radicalismus unsrer Irrthümer und Fehler. Das grosse Gesetz der Umsetzung — darin liegt aller sogenannte „Fortschritt“. Die moralische Beurtheilung müsste im Grunde immer dieselbe sein. Nun nimmt aber der Verstand und die Erfahrung zu, die moralische Qualität setzt sich immer nur um. Zuletzt schätzen wir eine Lehre doch nach ihren Wirkungen, ob sie zum Beispiel viel Menschen getödtet oder verdreht gemacht; das ist nicht gerecht.

10.

Der Lehre von der Veredlung durch Entartung gegenüber (vgl. Menschliches, Allzumenschliches I Aph. 224) ist der Darwinismus eine Philosophie für Fleischerburschen. Und die Stellung, die sie der Züchtung, die sie dem Weibe geben? Ist es denn wahr, dass die Weiber gerade nur für die stärksten Fleischerburschen Sinn und Neigung haben? Nicht einmal unter den Thieren ist es so!

Ich will bei dieser Betrachtung absichtlich bei dem Menschen verbleiben und mich hüten, aus den Gesetzen über die menschliche Veredlung auf Grund der schwächeren und entarteten Naturen, Schlüsse auf die thierischen Naturen und deren Gesetze zu machen. Ob es gleich mehr erlaubt wäre, dies zu thun, als aus der Bestialität und ihren Gesetzen nachträglich den Kanon für den Menschen zu bestimmen: wie dies übrigens der grosse Darwin nie gethan hat (wie das Herr Häckel in Jena thut, und seines Gleichen wie David Strauss).

11.

Der Glaube an die Individualität — ob man ihn wohl wegdenken könnte! Jedenfalls gehn wir Zeiten entgegen, in denen die menschlichen Meinungen sehr uniformirt werden möchten; aber damit werden die Individuen ähnlicher, doch immer getrennter. Die Feindseligkeit zeigt sich dann bei kleineren Differenzen um so schärfer.

12.

Wie die Erkenntniss den Willen entzünden kann, so kann die halbe Erkenntniss ihn trüben und ungesund

machen: so dass er nicht mehr Hunger und Durst in rechter Weise hat, und nicht einmal erlöst werden kann. Herstellung des Individuums, um dann wirklich zu wissen, was es verlangt.

13.

Religiöse Betrachtung der Welt ohne Schärfe und Tiefe des Intellects macht die Religion zur ekelhaftesten Sache der Welt.

14.

Dass die Juden das schlechteste Volk der Erde sind, stimmt damit gut überein, dass gerade unter Juden die christliche Lehre von der gänzlichen Sündhaftigkeit und Verwerflichkeit des Menschen entstanden ist, — und dass sie dieselbe von sich stiessen.

15.

Den Glauben an Gott, Freiheit und Unsterblichkeit soll man wie die ersten Zähne verlieren, dann wächst einem erst das rechte Gebiss.

16.

Von der Todesfurcht zu erlösen ist vielleicht das eine Mittel: ein ewiges Leben zu lehren; ein andres sicheres jedenfalls: Todesverlangen einzuflössen.

17.

Das Bild des Freigeistes ist im vorigen Jahrhundert unvollständig geblieben: sie negirten zu wenig und behielten sich übrig.

18.

Reist man von Ort zu Ort weiter, und fragt man überall, welche Köpfe an jedem Ort die höchste Geltung haben, so findet man, wie selten überlegene Intelligenzen sind. Gerade mit den geachteten und einflussreichen Intelligenzen möchte man am wenigsten auf die Dauer zu thun haben, denn man merkt ihnen an, dass sie nur als Anführer der vortheilhaften Ansichten diese Geltung haben, dass der Nutzen vieler ihnen ihr Ansehen giebt. Ein Land von vielen Millionen Köpfen schrumpft bei einem solchen Blicke zusammen, und alles, was Geltung hat, wird einem verdächtig.

19.

Die Deutschen wurden nicht nur verwundet, sondern fast bis zum Verbluten gebracht: man nahm ihnen Sitte, Religion, Freiheit, Sprache, so viel man konnte; sie sind nicht zu Grunde gegangen, aber dass sie eine tief leidende Nation sind, haben sie dadurch bewiesen, dass sie die deutsche Musik erfanden. Kein Volk hat so viel wunde Stellen wie die Deutschen, und eben deshalb haben sie eine grössere Begabung zu jeder Art von Freigeisterei.

20.

Es ist entweder das Zeichen einer sehr ängstlichen oder sehr stolzen Gesinnung, in jedermann, auch in Freunden, Gönnern, Lehrern, die Gefahr eines tyrannischen Übergewichtes zu sehen und sich in Acht zu nehmen, grosse Wohlthaten zu empfangen. Aber es wird keinen Freigeist geben, der nicht diese Gesinnung hätte.

21.

Es giebt verschiedene Stufentreppen zur Freiheit. Es giebt eine Treppe für den Liebenden und eine für den Lieblosen. Kann einer auf dieser nicht hinauf (zum Beispiel, wenn sein Gemüth störrisch ist), so vielleicht auf jener. Die eine Kraft wird dann abnorm stark entwickelt, zum Beispiel der Sinn für Unabhängigkeit, der so gut zur Freiheit führen kann wie die Abhängigkeit in Liebe.

22.

Die Laster haben vielen Anlass zur Freigeisterei gegeben. Ebenso die Furcht vor den ewigen Strafen: man schüttelte diese lästigen Gedanken weg und wurde dabei die Religion los.

23.

Der Freigeist ist „götterneidisch" auf das dumme Behagen der Menschen. *Νεμεσσητικόν* ist der Götterneid.

24.

Freigeisterei, Feenmärchen, Lüsternheit heben den Menschen auf die Fussspitzen. Ziel: einen Leser so elastisch zu stimmen, dass er sich auf die Fussspitzen stellt.

25.

Werth einer gedrückten Stimmung. — Menschen, welche unter einem inneren Drucke leben, neigen zu Ausschweifungen, — auch des Gedankens.

26.

Mittel, Leute von sich zu entfernen. — Man kann niemanden mehr verdriessen und gegen sich ein-

nehmen, als wenn man ihn zwingen will, an Dinge zu denken, welche er sich mit aller Gewalt aus dem Sinne schlagen will, zum Beispiel Theologen an die Ehrlichkeit im Bekennen, Philologen an die erziehende Kraft des Alterthums, Staatsmänner an den Zweck des Staates, Kaufleute an den Sinn alles Gelderwerbes, Weiber an die Zu- und Hinfälligkeit ihrer Neigungen und Bündnisse.

27.

Hauptfehler des heutigen Unterrichts ist, dass er stundenweise gegeben wird und alles durcheinander.

28.

Alle öffentlichen Schulen sind auf die mittelmässigen Naturen eingerichtet, also auf die, deren Früchte nicht sehr in Betracht kommen, wenn sie reif werden. Ihnen werden die höheren Geister und Gemüther zum Opfer gebracht, auf deren Reifwerden und Früchtetragen eigentlich alles ankommt.

Freilich die begabte Natur weiss sich zu helfen: ihre erfinderische Kraft zeigt sich namentlich darin, wie sie trotz dem schlechten Boden, in den man sie setzt, trotz der schlechten Umgebung, der man sie anpassen will, trotz der schlechten Nahrung, mit der man sie auffüttert, sich bei Kräften zu erhalten weiss. Darin liegt aber keine Rechtfertigung für die Dummheit derer, welche sie in diese Lage versetzen.

Zweites Hauptstück:

Menschliches, Allzumenschliches.

29.

Man kann zweifeln, ob dem guten Menschen, den es nach Erkenntniss dürstet, dadurch genützt wird, dass er immer besser wird. Ein wenig mehr Sünde gelegentlich macht ihn wahrscheinlich weiser. Jedermann von einiger Erfahrung wird wissen, in welchem Zustande er das tiefste verstehende Mitgefühl mit der Unsicherheit der Gesellschaft und der Ehen hatte.

30.

Es giebt viel mehr Behagen als Unbehagen in der Welt. Praktisch ist der Optimismus in der Herrschaft; — der theoretische Pessimismns entsteht aus der Betrachtung: wie schlecht und absurd der Grund unseres Behagens ist; er wundert sich über die geringe Besonnenheit und Vernunft in diesem Behagen; er würde das fortwährende Unbehagen begreiflich finden.

31.

Im Grunde hält man das Streben und die Absichten eines Menschen, seien sie auch noch so gefährlich und

absonderlich, für entschuldigt oder mindestens für verzeihlich, wenn er sein Leben dafür einsetzt. Die Menschen können vielleicht durch nichts so deutlich ausdrücken, wie hoch sie den Werth des Lebens nehmen.

32.

Man denkt sich den moralischen Unterschied zwischen einem ehrlichen Manne und einem Spitzbuben viel zu gross; dagegen ist gewöhnlich der intellectuelle Unterschied gross. Die Gesetze gegen Diebe und Mörder sind zu Gunsten der Gebildeten und Reichen gemacht.

33.

Die Resignation besteht darin, dass der Mensch die starke Anspannung aller Sehnen seines Denkens und Fühlens aufgiebt und sie in einen Zustand zurückversetzt, wo sein Denken und Fühlen mechanisch wird. Dieses Nachlassen ist mit einer Lust verbunden und die mechanische Bewegung wenigstens ohne Unlust.

34.

Unrecht hinterlässt mitunter in dem, welcher es thut, eine Wunde, doch nicht häufig. Gewissensbisse sind eher die Ausnahme als die Regel. Jemanden, der uns zuwider ist, so zu beleidigen, dass wir seinen Umgang los sind, erzeugt sogar ein seliges Aufathmen über die erlangte Freiheit. Vielleicht aber ist hier das Unrechtthun Nothwehr.

35.

Wie kommt es, dass wir mehr von der Verachtung anderer als von der eigenen leiden? Sie ist uns schädlicher.

36.

Eigentlich hat der einmal bestrafte Dieb einen Anspruch auf Vergütung, insofern er durch die Justiz seinen Ruf eingebüsst hat. Was er dadurch leidet, dass er von jetzt ab als Dieb gilt, geht weit über das Abbüssen einer einmaligen Schuld hinaus.

37.

Wer das Nichtsein wirklich höher stellt als das Sein, hat im Verhalten zu dem Nächsten dessen Nichtsein mehr zu fördern als dessen Sein. Weil die Moralisten dieser Forderung ausbiegen wollen, erfinden sie solche Sätze, dass jeder nur sich selber in's Nichtsein erlösen könne.

38.

Loslösung von der nicht verstehenden Umgebung. — Eine tiefe Verwundung und Beleidigung entsteht, wenn Menschen, mit denen man lange vertraulich umgegangen ist und denen man vom Besten gab, das man hatte, gelegentlich Geringschätzung gegen uns merken lassen. Wer mit den Menschen vorsichtig umgeht und sie nicht verletzt, um nicht verletzt zu werden, erfährt gewöhnlich zu seinem Schrecken, dass die Menschen seine Vorsicht gar nicht gemerkt haben oder gar, dass sie sie merken und sich über sie hinwegsetzen, um ihren Spass dabei zu haben.

39.

Es ist nützlich, mehr zu fordern. — Wer etwas erreichen will, muss sehr nachdrücklich noch mehr fordern,

man bewilligt ihm dann das geringere Mass seiner Forderung und ist zufrieden damit, dass er sich zufrieden giebt.

40.

Zeichen einer rücksichtslosen Überlegenheit von Seiten befreundeter oder durch Dankbarkeit verpflichteter Personen sind sehr schmerzlich und schneiden tief in's Herz.

41.

Menschen, deren Umgang uns unangenehm ist, thun uns einen Gefallen, wenn sie uns einen Anlass geben, uns von ihnen zu trennen. Wir sind hinterdrein viel eher bereit, ihnen aus der Ferne Gutes zu erweisen oder zu gönnen.

42.

Jeder, der geheimnissvoll von seinem Vorhaben spricht, oder der merken lässt, dass er gar nicht davon spreche, stimmt seine Mitmenschen ironisch.

43.

Mich setzen die Menschen in Erstaunen, welche nach ihrer Jugend zurückverlangen und zum Beispiel nach den Studentenjahren seufzen; es ist ein Zeichen, dass sie inzwischen geistig unfreier geworden sind und dass sie fühlen, wie sie damals noch höhere Menschen waren.

44.

Wie kommt es, dass der Verliebte die Wirkung der Tragödie und jeder Kunst stärker empfindet, während

doch das völlige Schweigen des Willens als der eigentlich contemplative Zustand bezeichnet wird? Es scheint vielmehr, dass der Wille gleichsam erst aufgepflügt werden muss, um den Samen der Kunst in sich aufzunehmen.

45.

Der hinwegthut ist ein Künstler, der hinzuthut ein Verleumder.

46.

Der geniale Zustand eines Menschen ist der, wo er zu einer und derselben Sache zugleich im Zustand der Liebe und der Verspottung sich befindet (wie Archilochus).

47.

Die Etymologien bei Wagner sind echt künstlerisch, obschon unwissenschaftlich: das ist das rechte Verhältniss zur Natur.

48.

Mein Stil hat eine gewisse wollüstige Gedrängtheit.

49.

Ich unterscheide grosse Schriftsteller, nämlich sprachbildende (solche, unter deren Behandlung die Sprache noch lebt oder wieder auflebt) und classische Schriftsteller. Letztere werden classisch in Hinsicht auf ihre Nachahmbarkeit und Vorbildlichkeit genannt, während die grossen Schriftsteller nicht nachzuahmen sind. Bei den classischen Schriftstellern ist die Sprache und das Wort todt; das Thier in der Muschel lebt nicht mehr, und so reihen sie Muschel an Muschel. Aber bei Goethe lebt es noch.

50.

Fast jeder gute Schriftsteller schreibt nur ein Buch. Alles andere sind nur Vorreden, Vorversuche, Erklärungen, Nachträge dazu; ja mancher sehr gute Schriftsteller hat sein Buch nie geschrieben, zum Beispiel Lessing, dessen intellectuelle Bedeutsamkeit sich hoch über jede seiner Schriften, jeden seiner dichterischen Versuche erhebt.

51.

Über den Fleiss machen die Gelehrten viele schöne Worte; die Hauptsache ist, dass sie sich ohne ihren Fleiss zu Tode langweilen würden.

52.

Einen Autor, der sich nicht nennt, zu errathen, zu verrathen heisst: ihn so behandeln, als ob man mit einem verkleideten Verbrecher oder mit einer schelmischen Schönen zu thun habe, was oft genug erlaubt sein mag. Aber es giebt Fälle, wo man seine Verschwiegenheit mindestens ebenso zu ehren hat wie die eines incognito reisenden Fürsten.

53.

Die Seelenunruhe, welche die philosophischen Menschen an sich verwünschen, ist vielleicht gerade der Zustand, aus dem ihre höhere Productivität hervorquillt. Erlangten sie jenen völligen Frieden, so hätten sie wahrscheinlich ihre beste Thätigkeit entwurzelt und sich damit unnütz und überflüssig gemacht.

54.

Die Philosophen zweiten Ranges zerfallen in Nebendenker und Gegendenker, das heisst in solche, welche zu einem vorhandenen Gebäude einen Seitenflügel, entsprechend dem gegebenen Grundplane, ausführen (wozu die Tugend tüchtiger Baumeister ausreicht), und in solche, die in fortwährendem Widerstreben und Widersprechen soweit geführt werden, dass sie selbst einem vorhandenen System ein anderes entgegenstellen. Alle übrigen Philosophen sind Überdenker, Historiker dessen, was gedacht ist; jene wenigen abgerechnet, welche für sich stehen, aus sich wachsen und allein „Denker“ genannt zu werden verdienen. Diese denken Tag und Nacht und merken es gar nicht mehr, wie die, welche in einer Schmiede wohnen, nicht mehr den Lärm der Ambosse hören: so geht es ihnen wie Newton, der einmal gefragt wurde, wie er nur zu seinen Entdeckungen gekommen sei, und der einfach erwiderte: „dadurch dass ich immer daran dachte“.

55.

Ein Fürst ist immer eine Caricatur, etwas Überladenes; und wenn ein Volk den Fürsten noch nöthig hat, so ist es ein Beweis, dass der politische Trieb des Einzelnen noch zu schwach ist. Wer es besser gekostet, denkt mit Ekel an das Nach-oben-Blicken und mit Bedauern an die, welche sich so stellen müssen, als ob sie „von oben“ herab blickten.

56.

Ein dummer Fürst, der Glück hat, ist vielleicht das glücklichste Wesen unter der Sonne, denn der Anstand

des Hofes lässt ihn sich gerade so weise dünken, als er zum Glücke nöthig hat. Ein dummer Fürst, der Unglück hat, lebt immer noch erträglich, denn er kann seinen Unmuth und sein Misslingen an andern auslassen. Ein kluger Fürst, der Glück hat, ist gewöhnlich ein glänzendes Raubthier; ein kluger Fürst, der Unglück hat, dagegen ein sehr gereiztes Raubthier, welches man in einen Käfig sperren soll; er täuscht sich nicht über seine Fehlgriffe, und das macht ihn so böse. Ein kluger Fürst, der dabei gut ist, ist meistens sehr unglücklich, denn er muss vieles thun, für das er zu gut oder zu klug ist.

57.

Das Cölibat hat die katholischen Länder fast um die Kinder von Geistlichen gebracht: milde, halb sich verneinende Menschen.

58.

Man klagt über die Zuchtlosigkeit der Masse; wäre diese erwiesen, so fiele der Vorwurf schwer auf die Gebildeten zurück; die Masse ist gerade so gut und böse, wie die Gebildeten sind. Sie zeigt sich in dem Maasse böse und zuchtlos, als die Gebildeten zuchtlos sich zeigen; man geht so als Führer voran, man mag leben wie man will, man hebt oder verdirbt sie, je nachdem man sich selber hebt oder verdirbt.

Drittes Hauptstück:

Das leichte Leben.

59.

Jeder Mensch hat seine eigenen Recepte dafür, wie das Leben zu ertragen ist, und zwar wie es leicht zu erhalten ist oder leicht zu machen ist, nachdem es sich einmal als schwer gezeigt hat.

60.

Wenn das Leben im Verlauf der Geschichte immer schwerer empfunden werden soll, so kann man wohl fragen, ob die Erfindungsgabe der Menschen zuletzt auch für die höchsten Grade dieser Erschwerung ausreicht.

61.

Wer sein Geld als Freigeist gut verwenden will, soll Institute gründen nach Art der Klöster, um ein freundschaftliches Zusammenleben in grösster Einfachheit für Menschen zu ermöglichen, welche mit der Welt sonst nichts mehr zu thun haben wollen.

62.

Freunde, wir haben Freude an einander, als an frischen Gewächsen der Natur, und Rücksicht gegen einander: so wachsen wir wie Bäume neben einander auf und gerade deshalb straff aufwärts und gerade, weil wir durch einander uns ziehn.

Viertes Hauptstück:

Weib und Kind.

63.

Es setzt die Liebe tief unter die Freundschaft, dass sie ausschliesslichen Besitz verlangt, während einer mehrere gute Freunde haben kann, und diese Freunde unter sich einander Freund werden.

64.

Das Beste an der Ehe ist die Freundschaft. Ist diese gross genug, so vermag sie selbst über das Aphrodisische mildernd hinwegzusehen und hinwegzukommen. Ohne Freundschaft macht die Ehe beide Theile gemein denkend und verachtungsvoll.

65.

Zu dem Rührendsten in der guten Ehe gehört das gegenseitige Mitwissen um das widerliche Geheimniss, aus welchem das Kind gezeugt und geboren wird. Man empfindet namentlich in der Zeugung die Erniedrigung des Geliebtesten aus Liebe.

66.

Wenn ich überall eine Erniedrigung der Deutschen finde, so nehme ich als Grund an, dass seit vier Jahrzehnten ein gemeinerer Geist bei den Ehestiftungen ge-

waltet hat, zum Beispiel in den mittleren Classen die reine Kuppelei um Geld und Rang; die Töchter sollen versorgt werden und die Männer wollen Vermögen oder Gunst erheirathen; dafür sieht man den Kindern auch den gemeinen Ursprung dieser Ehen an.

67.

Wären die Weiber so beflissen auf die Schönheit der Männer, so würden endlich der Regel nach die Männer schön und eitel sein, — wie es jetzt der Regel nach die Weiber sind. Es zeigt die Schwärmerei und vielleicht die höhere Gesinnung des Mannes, dass er das Weib schön will. Es zeigt den grösseren Verstand und die Nüchternheit der Weiber (vielleicht auch ihren Mangel an ästhetischem Sinne), dass die Weiber auch die hässlichen Männer annehmen: sie sehen mehr auf die Sache, das heisst hier: Schutz, Versorgung, die Männer mehr auf den schönen Schein, auf Verklärung der Existenz, selbst wenn diese dadurch mühseliger werden sollte.

68.

Frauen, welche ihre Söhne besonders lieben, sind meistens eitel und eingebildet. Frauen, welche sich nicht viel aus ihren Söhnen machen, haben meistens Recht damit, geben aber zu verstehen, dass von einem solchen Vater kein besseres Kind zu erwarten gewesen sei: so zeigt sich ihre Eitelkeit.

69.

Für die Existenz braucht kein Sohn seinem Vater dankbar zu sein, vielleicht darf er ihm sogar wegen bestimmter vererbter Eigenschaften (Hang zu Jähzorn, Wollust) zürnen.

70.

Väter, welche ihr eigenes Ungenügen recht herzlich fühlen und sich nach der Höhe des Intellectes und Herzens fortwährend hinaufsehnen, haben ein Recht, Kinder zu zeugen. Einmal geben sie diesen Hang, diese Sehnsucht mit, sodann ertheilen sie schon dem Kinde manchen grossen Wink über das wahrhaft Erstrebenswerthe, und für solche Winke pflegt der Erwachsene seinen Eltern einzig wirklich dankbar zu sein.

71.

Der Zweck der Kindererzeugung ist, freiere Menschen, als wir sind, in die Welt zu setzen. Kein Nachdenken ist so wichtig, wie das über die Erblichkeit der Eigenschaften.

Fünftes Hauptstück:

Über die Griechen.

72.

Denkt man sich die Griechen als wenig zahlreiche Stämme, auf einem reichbevölkerten Boden, wie sie das Festland im Innern mit einer Rasse mongolischer Abkunft bedeckt fanden, die Küste mit einem semitischen Streifen verbrämt und dazwischen Thrazier angesiedelt fanden, so sieht man die Nöthigung ein, vor allem die Superiorität der Qualität festzuhalten und immer wieder zu erzeugen; damit übten sie ihren Zauber über die Massen aus. Das Gefühl, allein als höhere Wesen unter einer feindseligen Überzahl es auszuhalten, zwang sie fortwährend zur höchsten geistigen Spannung.

73.

Die Griechen der Kaiserzeit sind matt und nehmen sich ganz gut als Typen der zukünftigen, müde gewordenen Menschheit aus, sie erscheinen menschenfreundlich, namentlich im Vergleich mit Rom, und haben allein unter den damaligen Menschen einen Abscheu gegen Gladiatorenkämpfe.

74.

Der platonische Sokrates ist im eigentlichen Sinne eine Caricatur; denn er ist überladen mit Eigenschaften,

die nie an einer Person zusammen sein können. Plato ist nicht Dramatiker genug, um das Bild des Sokrates auch nur in einem Dialoge festzuhalten. Es ist also sogar eine fliessende Carricatur. Dagegen geben die Memorabilien des Xenophon ein wirklich treues Bild, das gerade so geistreich ist, als der Gegenstand des Bildes war; man muss dieses Buch aber zu lesen verstehen. Die Philologen meinen im Grunde, dass Sokrates ihnen nichts zu sagen habe, und langweilen sich deshalb dabei. Andere Menschen fühlen, dass dieses Buch zugleich sticht und beglückt.

* * *

75.

Die Pflugschar schneidet in das harte und das weiche Erdreich, sie geht über Hohes und Tiefes hinweg und bringt es sich nah. Dies Buch ist für den Guten und den Bösen, für den Niedrigen und den Mächtigen. Der Böse, der es liest, wird besser werden, der Gute schlechter, der Geringe mächtiger, der Mächtige geringer.

Die Sorrentiner Papiere.

(Herbst 1876 bis Herbst 1877.)

Mag Vernunft den Vernünftgen erbauen,
Der Künstler soll nur die Kunst verdauen.
Und doch hat ein Künstler dies Buch geschrieben!
Nicht seine Vernunft that's, es that's sein Lieben.

Erstes Hauptstück:

Von den ersten und letzten Dingen.

1.

Fast bei allen Philosophen ist die Benutzung des Vorgängers und die Bekämpfung desselben nicht streng, und ungerecht. Sie haben nicht gelernt, ordentlich zu lesen und zu interpretiren; die Philosophen unterschätzen die Schwierigkeit, wirklich zu verstehen, was einer gesagt hat, und wenden ihre Sorgfalt nicht dahin. So hat Schopenhauer ebenso wohl Kant als Plato völlig missverstanden. Auch die Künstler pflegen schlecht zu lesen, sie neigen zum allegorischen und pneumatischen Erklären.

2.

Schopenhauer concipirt die Welt als einen ungeheuren Menschen, dessen Handlungen wir sehen und dessen Charakter völlig unveränderlich ist: diesen können wir eben aus jenen Handlungen erschliessen. Insofern ist es Pantheismus oder vielleicht Pandiabolismus, denn er hat kein Interesse, alles, was er wahrnimmt, in's Gute und Vollkommene umzudeuten. Aber diese ganze Unterscheidung zwischen Handlungen als Wirkungen und einem an sich seienden Charakter als Ursache ist schon am Menschen falsch, erst recht in Hinsicht auf die Welt. So etwas wie der Charakter hat an sich keine Existenz,

sondern ist eine erleichternde Abstraction. Und dies ist der Werth solcher Metaphysiker wie Schopenhauer: sie versuchen ein Weltbild: nur ist schade, dass er die Welt in einen Menschen verwandelt: man möchte sagen, die Welt ist Schopenhauer im Grossen. Das ist aber nicht wahr.

3.

Wenn Schopenhauer dem Willen das Primat zuertheilt und den Intellect hinzukommen lässt, so ist doch das ganze Gemüth so, wie es uns jetzt bekannt ist, nicht mehr zur Demonstration zu benutzen. Denn es ist durch und durch intellectual geworden (so wie unsre Tonempfindung in der Musik intellectual wurde). Ich meine: Lust und Schmerz und Begehren können wir gar nicht vom Intellect mehr losgetrennt denken. Die Höhe, Mannichfaltigkeit, Zartheit des Gemüths ist durch zahllose Gedankenvorgänge grossgezüchtet worden; wie die Poesie sich zur jetzigen Musik verhält, als die Lehrerin aller Symbolik, so der Gedanke zum jetzigen Gemüth. Diese Gedanken sind vielfache Irrthümer gewesen; zum Beispiel die Stimmung der Frömmigkeit ruht ganz auf dem Irrthume. Lust und Schmerz ist wie eine Kunst ausgebildet worden, genau durch dieselben Mittel wie eine Kunst. Die eigentlichen Motive der Handlungen verhalten sich jetzt so wie die Melodien der jetzigen Musik; es ist gar nicht mehr zu sagen, wo Melodie, wo Begleitung, Harmonie ist; so ist bei den Motiven der Handlungen alles künstlich gewebt, mehrere Motive bewegen sich nebeneinander und geben sich gegenseitig Harmonie, Farbe, Ausdruck, Stimmung. Bei gewissen Stimmungen meinen wir wohl den Willen abgesondert vom Intellect zu haben, es ist eine Täuschung; sie sind ein Resultat.

Jede Regung ist intellectual geworden; was einer zum Beispiel bei der Liebe empfindet, ist das Ergebniss alles Nachdenkens darüber, aller je damit verbundenen Metaphysik, aller verwandten mitanklingenden Nachbarstimmungen.

4.

Wenn man eine Natur- und Menschenerklärung sucht, welche unsern höchsten und stärksten Stimmungen entspricht, so wird man allein auf die metaphysische stossen. Wie es ohne alle diese erhabenen Irrthümer um die Menschen aussehen würde — ich glaube thierisch. Dächte man sich ein Thier mit dem Wissen einer strengen Naturkunde begabt, es würde damit kein Mensch werden, sondern im wesentlichen als Thier fortleben, nur dass es in seinen vielen Mussestunden, zum Beispiel als Pferd vor der Krippe, gute Bücher läse, welche ihm es völlig begreiflich machten, dass die Wahrheit und das Thier sich gut vertragen.

5.

Immer mehr, je entwickelter der Mensch ist, nimmt er die Bewegung, die Unruhe, das Geschehen wahr. Dem weniger Entwickelten scheint das meiste fest zu sein, nicht nur Meinungen, Sitten, sondern auch Grenzen, Land und Meer, Gebirge u. s. w. Das Auge entschliesst sich erst allmählich für das Bewegte. Es hat ungeheure Zeiten gebraucht, um das Gleichbleibende, scheinbar Dauernde zu fassen, das war seine erste Aufgabe, schon die Pflanze lernte vielleicht an ihr. Deshalb ist der Glaube an „Dinge“ dem Menschen so unerschütterlich fest geworden, ebenso wie der an die Materie. Aber es giebt keine Dinge, sondern alles fliesst; — so urtheilt die Einsicht, aber der Instinct widerspricht in jedem Augenblick.

Zweites Hauptstück:

Zur Geschichte der moralischen Empfindungen.

6.

Der, welcher über die inneren Motive des Menschen schreibt, hat nicht nur kalt auf sie hinzudeuten, denn so kann er seine Schlüsse nicht glaubhaft machen. Er muss die Erinnerung an diese und jene Leidenschaft, Stimmung erwecken können, und muss also ein Künstler der Darstellung sein. Dazu wiederum ist nöthig, dass er alle diese Affecte aus Erfahrung kennt, denn sonst wird er indigniren durch Kälte und den Anschein von Geringschätzung dessen, was die andern Menschen so tief bewegt und erschüttert hat. Daher muss er die wichtigsten Stufen der Menschheit durchgemacht haben und fähig sein, sich auf sie zu stellen: er muss religiös, künstlerisch, wollüstig, ehrgeizig, böse und gut, patriotisch und kosmopolitisch, aristokratisch und plebejisch gewesen sein und die Kraft der Darstellung behalten haben. Denn bei seinem Thema ist es nicht wie bei der Mathematik, wo ganz bestimmte Mittel des Ausdrucks, Zahlen, Linien da sind, welche ganz unzweideutig sind. Jedes Wort über die Motive des Menschen ist unbestimmt und andeutend, man muss aber stark anzudeuten verstehen, um ein starkes Gefühl darzustellen.

7.

Die wissenschaftlichen Methoden entlasten die Welt von dem grossen Pathos, sie zeigen, wie grundlos man sich in diese Höhe der Empfindung hineingearbeitet hat. Man lacht und wundert sich jetzt über einen Zank, der zwei Feinde und allmählich ganze Geschlechter rasend macht und zuletzt das Schicksal der Völker bestimmt, während vielleicht der Anlass längst vergessen ist: aber ein solcher Vorgang ist das Symbol aller grossen Affecte und Leidenschaften in der Welt, welche in ihrem Ursprunge immer lächerlich klein sind. Nun bleibt zunächst der Mensch verwundert vor der Höhe seines Gefühls und der Niedrigkeit des Ursprungs stehen; auf die Dauer mildert sich dieser Gegensatz, denn das beschämende Gefühl des Lächerlichen arbeitet still an dem Menschen, der hier einmal zu erkennen angefangen hat. — Es giebt anspruchsvolle Tugenden, welche ihre Höhe nur unter metaphysischen Voraussetzungen behaupten können, zum Beispiel Virginität; während sie an sich nicht viel bedeutet, als eine blasse, unproductive Halbtugend, welche überdem geneigt macht, über die Mitmenschen recht ketzerrichterisch abzuurtheilen.

8.

Manchmal überkommt uns, etwa bei der tiefsten Erschütterung durch einen Trauerfall, Treubruch, Liebeswerbung, eine Empörung, wenn wir die naturalistisch historische Erklärung hören. Aber solche Empfindungen beweisen nichts, sie sind wiederum nur zu erklären. Die Empfindungen sind tief geworden, aber nicht immer gewesen; und jenen höchsten Steigerungen entspricht kein realer Grund, sie sind Imaginationen.

9.

Um die Monogamie, das heisst ihre grosse Wucht zu erklären, soll man sich ja vor feierlichen Hypothesen hüten, wozu die Scham vor einem Mysterium verführt. Zunächst ist an einen moralischen Ursprung gar nicht zu denken; auch die Thiere haben sie vielfach. Überall wo das Weibchen seltener ist als das Männchen, oder seine Auffindung dem Männchen Mühe gemacht hat, entsteht die Begierde, den Besitz desselben gegen neue Ansprüche andrer Männchen zu vertheidigen. Das Männchen lässt das einmal erworbene Weibchen nicht wieder los, weil es weiss, wie schwer ein neues zu finden ist, wenn es dies verloren hat. Die Monogamie ist nicht freiwillige Beschränkung auf ein Weib, während man unter vielen die Auswahl hat, sondern die Behauptung eines Besitzthums in weiberarmen Verhältnissen. Deshalb ist die Eifersucht bis zu der gegenwärtigen Stärke angeschwollen und aus dem Thierreich her in überaus langen Zeiträumen auf uns vererbt. In den Menschenstaaten ist das Herkommen der Monogamie vielfach aus verschiedenen Rücksichten der Nützlichkeit sanctionirt worden, vor allem zum Wohle der möglichst fest zu organisirenden Familie. Auch wuchs die Schätzung des Weibes in derselben, so dass es von sich aus später das Verhältniss der Monogamie allen übrigen vorzog. — Wenn thatsächlich das Weib ein Besitzstück nach Art eines Haussclaven war, so stellte sich doch bei dem Zusammenleben zweier Menschen, bei gemeinsamen Freuden und Leiden, und weil das Weib auch manches verweigern konnte, eine höhere Stellung des Eheweibes ein. — Jetzt wo die Weiber in den civilisirten Staaten thatsächlich in der Mehrheit sind, ist die Monogamie nur noch durch die allmähliche übermächtig ge-

wordene Sanction des Herkommens geschützt; die natürliche Basis ist gar nicht mehr vorhanden. Ebendeshalb besteht hinter dem Rücken der feierlich behandelten und geheiligten Monogamie thatsächlich eine Art Polygamie, so dass sie jetzt erst etwas Grosses und Ehrwürdiges geworden ist, wo ein monogamischer Instinct entstanden ist.

10.

Menschen, welche sich in hervorragender Weise vom Ererbt-Sittlichen loslösen, gewissenlos sind, können dies nur in der gleichen Weise werden wie Missgeburten entstehen; das Wachsen und Sich-bilden geht ja nach der Geburt fort, in Folge der angeerbten Gewohnheiten und Kräfte. So könnte man in jenem Falle den Begriff der Missgeburt] erweitern und etwa von Missgebilden reden. Gegen solche hat die übrige Menschheit dieselben Rechte wie gegen die Missgeburten und Monstren; sie darf sie vernichten, um nicht die Propagation der Zurückgebliebenen, Missrathenen zu förden. Zum Beispiel der Mörder ist ein Missgebilde.

11.

Werth der Gewissensbisse für die geistige Befreiung. — Es ist kein Zweifel, dass zur Vermehrung der geistigen Freiheit in der Welt die Gewissensbisse wesentlich beigetragen haben. Sie reizten häufig zu einer Kritik der Vorstellungen, welche, auf Grund früherer Handlungen, so schmerzhaft wirkten; und man entdeckte, dass nicht viel daran war, ausser der Gewöhnung und der allgemeinen Meinung innerhalb der Gesellschaft, in welcher man lebte. Konnte man sich von diesen beiden losmachen, so wichen auch die Gewissensbisse.

12.

Die sittliche Reinheit der Menschen ist durch einige falsche Vorstellungen mehr gefördert worden, als es die Wahrheit zu thun vermöchte. Dass ein Gott das Gute wolle, dass der Leib zu besiegen sei, um die Seele frei zu machen, dass Verantwortlichkeit für alle Handlungen und Gedanken existire, das hat die Menschheit hochgehoben und verfeinert. Allein schon die Aufstellung des „Guten"!

13.

Der Vortheil, den der reine Mensch seinen Mitmenschen bringt, liegt in dem Vorbild, das er giebt: dadurch entreisst er sie ihrem wilden Dämon, wenn auch nur auf Augenblicke. — Es kommt sehr viel auf die Augenblicke an. —

14.

Die edleren Motive sind die complicirten; alle einfachen Motive stehen ziemlich niedrig. Es ist wie bei den einfachen und complicirten Organismen. Die Länge und Schwierigkeit des ganzen Wegs wirft den Schein des Grossen und Hohen auf den, welcher ihn geht.

15.

Die Resignation besteht darin, dass der Mensch die starke Anspannung aller Sehnen seines Denkens und Fühlens aufgiebt und sie in einen Zustand zurückversetzt, wo sein Denken und Fühlen gewohnheitsmässig und mechanisch wird. Dieses Nachlassen ist mit einer Lust verbunden, und die mechanische Bewegung ist wenigstens ohne Unlust.

16.

Traurigkeit und Sinnenlust. — Warum ist der Mensch im Zustand der Trauer geneigter, sich sinnlichen Vergnügungen blindlings zu überlassen? Ist es das Betäubende in ihnen, was er begehrt? Oder Bedürfniss von Emotion um jeden Preis? — Sancho Pansa sagt „wenn der Mensch sich zu sehr der Traurigkeit überlässt, wird er ein Thier."

17.

Aus der Furcht erklärt sich zumeist die Rücksicht auf fremde Meinungen; ein guter Theil der Liebenswürdigkeit (des Wunsches, nicht zu missfallen) gehört hierher. So wird die Güte der Menschen, mit Hilfe der Vererbung, durch die Furcht grossgezogen.

18.

Die bittersten Leiden sind die, welche keine grosse Erregung mit sich bringen — denn die hohe Leidenschaft, sie sei welche sie wolle, hat ihr Glück in sich —, sondern jene, welche nagen, wühlen und stechen: also namentlich die, welche durch rücksichtslose Menschen, welche ihre Art von Übermacht benutzen, uns zugefügt werden: etwa mit dem erschwerenden Umstande, dass sie dabei von einer intimen Vertrautheit mit uns, durch einen Verrath der Freundschaft, Gebrauch machen. Das einzige grosse Gefühl, mit welchem man über solche Leiden hinwegflöge, wäre Hass mit der Aussicht auf Rache, auf Vernichtung des andern. Aber gewöhnlich sagt sich der bessere Mensch, dass der Übelthäter gar nicht so boshaft war, als er uns erscheint, und dass manche Ver-

dienste für ihn sprechen: so unterdrückt er den Gedanken auf Wiedervergeltung, wird aber dabei nicht froh; er ist an die Zeit gewiesen, an das Schwächerwerden aller Erinnerungen.

19.

Sollten nicht viele, welche ehrgeizig sind, im Grunde nur die Emotion suchen, die mit ehrgeizigen Bestrebungen verbunden ist? Man kann solche Empfindung hemmen, ersticken oder gross wachsen machen; letzteres thun die Emotion-bedürftigen. Viele suchen ja sich zu ärgern — so weit geht jenes Bedürfniss der Emotion.

20.

Zwei Dinge sind schädlich: der nagende Verdruss über eine Unbilde, mit ihrem hundertfachen Wiederkäuen, Ausspeien des Erlebten, dann matte imaginäre Rachebefriedigungen; — eine wirkliche Rache und eine schnelle, wenn ihre Folgen uns auch mit Schmerz belasten, ist viel gesünder. Sodann das Leben in erotischen Vorstellungen, welche die Phantasie beschmutzen und allmählich eine Oberherrschaft gewinnen, bei welcher die Gesundheit leidet. — Die Selbsterziehung hat hier vorzubeugen: beiden Trieben muss auf die natürliche Art entsprochen werden und die Vorstellung rein erhalten werden. Die versagte Rache und die versagte Liebe machen den Menschen krank, schwach und schlecht.

21.

Wir haben ein Vergnügen an der kleinen Bosheit, weil sie nur so wenig schadet, zum Beispiel am Sarkasmus; ja wenn wir uns völlig geschützt fühlen, so

dient uns selbst die grosse Bosheit (etwa in dem giftigen Geifer eines Pamphletes) zum Behagen; denn sie schadet uns nicht und nähert sich dadurch der Wirkung des Komischen, — das überrascht, ein wenig erschreckt und doch nicht Schaden anstiftet.

22.

Man unterschätzt den Werth einer bösen That, wenn man nicht in Anschlag bringt, wie viel Zungen sie in Bewegung setzt, wie viel Energie sie entfesselt und wie viel Menschen sie zum Nachdenken oder zur Erhebung dient.

Drittes Hauptstück:

Das religiöse Leben.

23.

Ebensowohl Gott als der Teufel kann mit Fug und Recht zu dem Menschen sprechen: „Verachte nur Vernunft und Wissenschaft, — so haben wir dich unbedingt.“ In diesem Punkte sind sie Verbündete. Übrigens sieht man dabei, dass es mit jenem „unbedingt“ nicht viel auf sich hat.

24.

Wenn früher die Pocken die Kraft und Gesundheit einer körperlichen Constitution auf die Probe stellten und den Menschen, welche sie nicht bestanden, tödlich wurden: so kann man vielleicht jetzt die religiöse Infection als eine solche Probe für die Kraft und Gesundheit der geistigen Constitution betrachten. Entweder überwindet man sie oder man geht geistig daran zu Grunde.

25.

Menschen in grosser Erregung sind am abergläubischsten. Die Wiederherstellung der Religionen liegt in Perioden grosser Erschütterung und Unsicherheit. Wo alles weicht, greift man nach dem Strickwerk der Illusionen des Jenseits.

26.

Die Ethik jeder pessimistischen Religion besteht in Ausflüchten vor dem Selbstmorde. Die Furcht davor ist das treibende Motiv der Schopenhauerischen Ethik.

27.

Wenn man an die höhere Nützlichkeit, an ökumenische Zwecke bei dem Wort Moral denkt, so ist im Handel mehr Moralität enthalten, als im Leben nach jener Kantischen Aufforderung „thue das was du willst, dass dir gethan werde“, oder im christlichen Wandel nach der Richtschnur des Wortes „liebe den Nächsten um Gotteswillen.“ Der Satz Kant's ergiebt eine kleinbürgerliche Privat-Achtbarkeit der Sitte und steht im Gegensatz zu ökumenischen Zwecken: von deren Existenz er nicht einmal einen Begriff hat. Wie wenig geforderte Liebe überhaupt zu bedeuten hat, namentlich aber eine Liebe dieser indirecten Art, wie die christliche Nächstenliebe, das hat die Geschichte des Christenthums bewiesen: welche, im Gegensatz zu den Folgen der buddhaistischen, reisessenden Moral, durchweg gewaltsam und blutig ist. Und was heisst es überhaupt: „ich liebe den Mitmenschen um Gottes Willen!“ Ist es mehr, als wenn jemand sagt: „ich liebe alle Polizeidiener, um der Gerechtigkeit willen“, oder was ein kleines Mädchen sagte: „ich liebe Sch., weil Grossvater ihn gern hat: der hat ihn gekannt.“

28.

Der Fromme fühlt sich den Unfrommen überlegen: an christliche Demuth will ich glauben, wenn ich sehe, dass der Fromme sich vor dem Unfrommen erniedrigt.

29.

Wie viel mehr an Güte und Glück unter den Menschen gäbe es, wenn sie fürderhin das, was sie bisher Gott gaben, einander gäben, an Zeit, Kraft, Vermögen, Überwindung des Herzens, Selbstlosigkeit, Liebe. Wie viel mehr? — Vielleicht nicht gar zu viel.

Viertes Hauptstück:

Aus der Seele der Künstler und Schriftsteller.

30.

Will man über Kunst Erfahrungen machen, so mache man einige Kunstwerke, es giebt keinen andern Weg zum ästhetischen Urtheil. Die meisten Künstler selbst sind dadurch allein nützlich, dass sie das Bewusstsein der grossen Meister gewinnen und festhalten und übertragen, also gleichsam als wärmeleitendes Medium. Einige Novellen, einen Roman, eine Tragödie — das kann man machen, ohne mit seinen Hauptbeschäftigungen Schiffbruch zu leiden; auch soll man solcherlei keineswegs drucken. Überhaupt soll man lernen, mannichfach productiv zu sein: es ist das Hauptkunststück, um in vielen Dingen weise zu werden.

31.

Die Kunst gehört nicht zur Natur, sondern allein zum Menschen. — In der Natur giebt es keinen Ton (diese ist stumm), keine Farbe. Auch keine Gestalt, denn diese ist das Resultat einer Spiegelung der Oberfläche im Auge, aber an sich giebt es kein Oben und Unten, Innen und Aussen. Könnte man anders sehen als vermöge der Spiegelung, so würde man nicht von Gestalten reden, sondern vielleicht in's Innere sehen, so dass der Blick ein Ding allmählich durchschnitte. Die

Natur, von welcher man unser Subject abzieht, ist etwas sehr Gleichgiltiges, Uninteressantes, kein geheimnissvoller Urgrund, kein enthülltes Welträthsel. Wir vermögen ja durch die Wissenschaft vielfach über die Sinnesauffassung hinauszukommen, zum Beispiel den Ton als eine zitternde Bewegung zu begreifen: je mehr wir die Natur entmenschlichen, um so leerer, bedeutungsloser wird sie für uns. — Die Kunst beruht ganz und gar auf der vermenschlichten Natur, auf der mit Irrthümern und Täuschungen umsponnenen und durchwebten Natur, von der keine Kunst absehen kann; sie erfasst nicht das Wesen der Dinge, weil sie ganz an das Auge und das Ohr angeknüpft ist. Zum Wesen führt nur der schliessende Verstand. Er belehrt uns zum Beispiel, dass die Materie selbst ein uraltes eingefleischtes Vorurtheil ist, daher stammend, dass das Auge Spiegelflächen sieht und das menschliche Tastorgan sehr stumpf ist: wo man nämlich widerstrebende Punkte fühlt, construirt man sich unwillkürlich widerstrebende continuirliche Ebenen (welche aber nur in unsrer Vorstellung existiren) unter der angewöhnten Illusion des spiegelnden Auges, welches im Grunde eben auch nur ein grobes Tastorgan ist. Ein Ball von elektrischen Strömungen, welche an bestimmten Punkten umkehren, würde sich als etwas Materielles, als ein festes Ding anfühlen: und das chemische Atom ist ja eine solche Figur, welche von den Endpunkten verschiedener Bewegungen umschrieben wird. Wir sind jetzt gewöhnt, Bewegtes und Bewegung zu scheiden: aber wir stehen damit unter dem Eindrucke uralter Fehlschlüsse: das bewegte Ding ist erdichtet, hineinphantasirt, da unsre Organe nicht fein genug sind, überall die Bewegung wahrzunehmen und uns etwas Beharrendes vorspiegeln, während es im Grunde kein „Ding“, kein Verharrendes giebt.

32.

Es giebt eine doppelte Ästhetik. Die eine geht von den Wirkungen der Kunst aus und schliesst auf entsprechende Ursachen; sie steht mit diesem Verfahren unter dem Zauber der Kunst und ist selber eine Art Dichtung und Rausch, ein Hineinerklingen der Kunst in die Saiten der Wissenschaft. Die andere Ästhetik geht von den vielfach absurden und kindischen Anfängen der Kunst aus: sie vermag die thatsächlichen Wirkungen daraus nicht abzuleiten und wird deshalb versuchen, die Empfindung über die Kunst überhaupt zu ermässigen und jene Wirkungen auf alle Weise zu verdächtigen, als ob sie erlogen oder krankhaft seien. Woraus klar wird, welche Ästhetik der Kunst nützt; welche nicht, und in wiefern beide keine Wissenschaft sein können.

33.

Kunst und Moral. — Bei dem Ursprunge der Kunst hat man nicht von ästhetischen Zuständen und dergleichen auszugehen; das sind späte Resultate, ebenso wie der Künstler. Sondern der Mensch wie das Thier sucht die Lust und ist darin erfindsam. Die Moralität entsteht, wenn er das Nützliche sucht, das heisst das, was nicht sogleich oder gar nicht Lust gewährt, aber Schmerzlosigkeit verbürgt, namentlich im Interesse mehrerer. Das Schöne und die Kunst geht auf das directe Erzeugen möglichst vieler und mannichfaltiger Lust zurück. Der Mensch hat die thierische Schranke einer Brunstzeit übersprungen; das zeigt ihn auf der Bahn der Lust-Erfindung. Viele Sinnenfreuden hat er von den Thieren her geerbt (der Farbenreiz bei den Pfauen, die Gesangfreude bei den Sing-

vögeln). Der Mensch erfand die Arbeit ohne Mühe, das Spiel, die Bethätigung ohne vernünftigen Zweck. Das Schweifen der Phantasie, das Ersinnen des Unmöglichen, ja des Unsinnigen macht Freude, weil es Thätigkeit ohne Sinn und Zweck ist. Mit den Armen und Beinen sich bewegen ist ein Embryo des Kunsttriebs. Der Tanz ist Bewegung ohne Zweck; Flucht vor der Langeweile ist die Mutter der Künste. Alles Plötzliche gefällt, wenn es nicht schadet, so der Witz, das Glänzende, Starktönende (Licht, Trommellärm). Denn eine Spannung löst sich, dadurch dass es aufregt und doch nicht schadet. Die Emotion an sich wird erstrebt, das Weinen, der Schrecken (in der Schauergeschichte), die Spannung; alles was aufregt, ist angenehm, also die Unlust im Gegensatz zur Langeweile als Lust empfunden.

34.

Der Mensch erstrebt mitunter eine Emotion an sich und benutzt Menschen nur als Mittel. Am stärksten in der Grausamkeit. Aber auch in der Lust am Tragischen ist etwas davon (Goethe fand diesen Sinn für das Grausame bei Schiller). In der dramatischen Kunst überhaupt will der Mensch Emotion, zum Beispiel des Mitleids, ohne helfen zu müssen. Man denke an Seiltänzer, Gaukler. — Die Leidenschaften gewöhnen den Menschen an sich: deshalb haben sehr leidenschaftliche Völker, zum Beispiel Griechen und Italiäner, solches Vergnügen an der Kunst der Leidenschaft, der Emotion an sich; ohne diese haben sie Langeweile.

35.

In dem vorlitterarischen Zeitalter muss die höhere Intelligenz sich ganz anders dargestellt haben als im

litterarischen: der Einzelne, durch keine schriftliche Tradition mit den früheren Weisen verbunden und an die Bedingtheit des Erkennens gemahnt, durfte sich fast für übermenschlich nehmen. Der Weise verliert immer mehr an Würde.

36.

Wenn Genies unangenehme, ja schlechte Eigenschaften haben, so muss man ihren guten Eigenschaften um so dankbarer sein, dass sie in solchem Boden, mit dieser Nachbarschaft, bei solchem Klima, solchem Wurmfrass doch diese Früchte zeitigten.

37.

Der Philolog ist der, welcher lesen und schreiben kann, der Dichter der, welcher nach der deutlichen Wortableitung und gemäss der Historie „dictiren“ musste, da er nicht lesen und schreiben kann. Man kann aus diesem Gegensatz der Lese- und Schriftgelehrten und des Dichters viele wichtige Dinge ableiten.

38.

Ein gutes Buch sollte, als Ganzes, einer Leiter der Empfindungen gleichen, es müsste nur von einer Seite her einen Zugang haben, der Leser müsste sich verwirrt fühlen, wenn er es auf eigne Faust versuchte, darin sich seinen Weg zu machen. Jedes gute Buch würde sich so selber schützen, wer schleppt gerne einen Strick mit aufgereihten Worten hinter sich drein, welche er zunächst nicht versteht? Im Gleichniss gesprochen: als man mir den standhaften Prinzen Calderon's in der Schlegelschen Übersetzung vorlas, gieng mir's so: ich zog meinen Strick

eine Zeit lang und liess ihn endlich missmuthig fahren, machte einen neuen Versuch und zog wieder einen Faden voller Worte hinter mir, aber selten kam das erklärende und erlösende Wort: Qual, Verdruss wie bei einem Bilde, auf dem alle Zeichnung verblasst ist und eines vieles bedeuten kann.

39.

Das gute Kunstwerk der Erzählung wird das Hauptmotiv so enthalten, wie die Pflanze wächst, immer deutlicher sich vorbildend, bis endlich, als neu und doch geahnt, die Blüthe sich erschliesst. Die Kunst der Novellistik ist namentlich die, das Thema präludiren zu lassen, es symbolisch mehreremal vorwegzunehmen, die Stimmung vorzubereiten, in welcher man den Ausbruch des Gewitters anticipirt, benachbarte Töne der Hauptmelodie erklingen zu machen und so auf jede Weise die erfindende Fähigkeit des Lesers zu erregen, als ob er ein Räthsel rathen sollte; dieses aber dann so zu lösen, dass es den Leser doch noch überrascht. — Wie der Knabe spielt, so wird der Mann arbeiten, ein Schulereigniss kann alle handelnden Personen eines politischen grossen Vorgangs schon deutlich erkennen lassen. — Vielleicht ist auch eine Philosophie so darzustellen, dass man die eigentliche Behauptung erst zuletzt stellt, und zwar mit ungeheurem Nachdruck.

40.

Kein Schriftsteller hat bis jetzt genug Geist gehabt, um rhetorisch schreiben zu dürfen.

41.

Epikur's Stellung zum Stil ist typisch für viele Verhältnisse. Er glaubte zur Natur zurückzukehren, weil

er schrieb, wie es ihm einfiel. In Wahrheit war so viel Sorge um den Ausdruck in ihm vererbt und an ihm gross gezogen, dass er nur sich gehen liess und doch nicht völlig frei und ungebunden war. Die „Natur", die er erreichte, war der durch Gewohnheit anerzogene Instinct für den Stil. Man nennt dies Naturalisiren; man spannt den Bogen etwas schlaffer, zum Beispiel Wagner im Verhalten zur Musik, zur Gesangskunst. Die Stoiker und Rousseau sind im gleichen Sinne Naturalisten: Mythologie der Natur.

42.

Musik hat als gesammte Kunst gar keinen Charakter, sie kann heilig und gemein sein, und beides ist sie erst, wenn sie durch und durch symbolisch geworden ist. Jene sublimirten Verherrlichungen der Musik überhaupt, wie sie zum Beispiel bei Bettina zu finden sind, sind Beschreibungen von Wirkungen gewisser Musik auf ganz bestimmte Individuen, welche alle jene sublimirten Zustände in sich haben und durch sie nun auch der Musik sich nähern.

43.

Der dramatische Musiker muss nicht nur Ohren, sondern auch Augen in den Ohren haben.

44.

Man entkommt häufig seinen Verfolgern eher dadurch, dass man langsamer, als dass man schnell geht; das gilt namentlich bei litterarischen Verfolgungen.

45.

Der schönste Erfolg, wenn es zwingt, das Buch wegzulegen. Athemholen, Thränen tiefer Verzückung, trunkenes Schwärmen und Wohllust, welche die Augen schliessen macht, wie als ob man in die blaue Tiefe der See taucht.

46.

Alle kleinen Dichter glauben, der gesunde Menschenverstand sei wohlfeil und sie hätten ihn, sobald sie ihn nur haben wollten. Und sie ahnen nicht, dass sie ebendeshalb kleine Dichter bleiben müssen, weil sie ihn nie haben werden.

47.

In welchem Gedichte wird so viel geweint wie in der Odyssee? — Und höchst wahrscheinlich wirkte das Gedicht so auf die zuhörenden Griechen der älteren Zeit; jeder genoss dabei unter Thränen die Erinnerung an altes Erlittene und Verlorne. Jeder ältere Mann hatte eine Anzahl Erlebnisse mit Odysseus gemein, er fühlte dem Dichter alles nach. — Mich rührt oft gar nicht das Rührende, sondern das Einfache, Schlichte, Tüchtige bei Homer und ebenso in Hermann und Dorothea zu Thränen, zum Beispiel Telemachos im ersten Gesang.

48.

Die Dichter, gemäss ihrer Natur, welche eben die von Künstlern ist, das heisst seltsamen Ausnahmemenschen, verherrlichen nicht immer das, was von allen Menschen verherrlicht zu werden verdient, sondern ziehen das vor, was gerade ihnen als Künstlern gut erscheint. Ebenso

greifen sie selten mit Glück an, wenn sie Satiriker sind. Cervantes hätte die Inquisition bekämpfen können, aber er zog es vor, gegen die Ritterromane zu kämpfen. Nach einem Leben voller Unfälle und Misswenden hatte er doch noch Lust zu einem litterarischen Hauptangriff auf eine falsche Geschmacksrichtung der spanischen Leser. Unvermerkt wurde dieser Angriff unter seinen Händen zur allgemeinsten Ironisirung aller höheren Bestrebungen: er machte ganz Spanien, alle Tröpfe eingeschlossen, lachen und sich selber weise dünken: es ist eine Thatsache, dass über kein Buch so gelacht wurde wie über den Don Quixote. Mit einem solchen Erfolge gehört er in die Decadence der spanischen Cultur: er ist ein nationales Unglück. Ich meine, dass er die Menschen verachtete und sich nicht ausnahm, oder macht er sich nicht nur lustig, wenn er erzählt, wie man am Hofe des Herzogs mit dem Kranken Possen trieb? Sollte er wirklich nicht über den Ketzer auf dem Scheiterhaufen noch gelacht haben? Ja, er erspart seinem Helden nicht einmal jenes fürchterliche Hellwerden über seinen Zustand, am Schlusse des Lebens: wenn es nicht Grausamkeit ist, so ist es Kälte, Hartherzigkeit, welche ihn eine solche letzte Scene schaffen heisst, Verachtung gegen die Leser, welche, wie er wusste, auch durch diesen Schluss nicht in ihrem Gelächter gestört wurden.

49.

Man verwundert sich immer von neuem, wie Shakespeare im Stande gewesen sei, seine Helden jedesmal so passend, so gedankenreich reden zu lassen, so dass sie Sentenzen äussern, welche an sich bedeutend und doch auch wiederum ihrem Charakter entsprechend lauten. Da vermuthet man wohl, um es zu erklären, dass solche

Gespräche Mosaik von gelegentlich gefundenen Einzelsätzen seien. Dieser Vermuthung möchte ich entgegnen, dass es bei dem Dramatiker eine fortwährende Gewöhnung giebt, jede Bemerkung nur dem Charakter einer bestimmten Person gemäss, im Verhältniss zu einer Situation zu erfinden: eine Gewohnheit, welche eben eine ganz andre als die unsre ist, die Bemerkung ihrer Wahrheit halber zu machen, ganz abgesehn von Person und Situation. Aber auch wir fragen uns mitunter: „was würdest du sagen, wenn du dies erlebtest?“ An diese hypothetischen Reden ist der Dramatiker gewöhnt, es ist seine Natur geworden, immer unter solchen Voraussetzungen seine Gedanken zu erfinden.

50.

Beethoven. — Jener edle süsse Traum, welcher aus dem Herzen in den Geist dringt und ihn in rothumflossenen Dämmerungen nach den Weiten spähen heisst: Hunger einer einsamen Seele.

51.

Es giebt Stellen im Nebensatz des Allegretto der A-dur-Symphonie, bei denen das Leben so angenehm hinschleicht wie die Minuten an einer Rosenhecke an Sommerabenden.

52.

Die Mängel des Stils geben ihm bisweilen seinen Reiz. Alexander von Humboldt's Stil. Die Gedanken haben etwas Unsicheres, soweit es sich nicht um Mittheilung von Facten handelt. Dazu ist alles in die Höhe gehoben und durch ausgewählte schöne Worte

mit Glanz überzogen: die langen Perioden spannen es aus. So erzeugt dieser Stil als Ganzes eine Stimmung, einen Durst, man macht die Augen klein, weil man gar zu gern etwas deutlich sehen möchte, alles schwimmt in anziehender Verklärung in der Ferne: wie eine jener welligen Luftspiegelungen, welche dem Müden, Durstenden ein Meer, eine Oase, einen Wald vor die Sinne führen.

53.

Wenn sich einer an das Buchmachen gewöhnt hat, so zieht er seine vielleicht ganz hellen Gedanken so auseinander, dass sie schwerfällig und dunkel werden. So hat sich selbst Kant durch die Gelehrten-Manier des Büchermachens (welches ja im herkömmlichen Urtheil sogar als akademische Verpflichtung gilt) zu jener weitschweifigen Art der Mittheilung bestimmen lassen, welche bei ihm doppelt bedauerlich ist, weil es ihm (seiner akademischen Pflichten wegen) immer an Zeit gefehlt hat: er musste während des Schreibens sich häufig erst wieder in seine Gedankenkreise eindenken. Hätte er sich begnügt, das in kürzester Form, in der Weise Hume's mitzutheilen, was er vor dem Schreiben (vielleicht auf einem Spaziergang) in sich festgestellt hatte, so wäre der ganze Streit über das richtige Verständniss Kant's, der jetzt noch fortlebt, überflüssig gewesen.

54.

Grosse Wirkungen falsch abgeleitet. — Grosse Wirkungen auf grosse Ursachen zurückzuführen ist ein sehr gewöhnlicher Fehlschluss. Erstens können es kleine Ursachen sein, welche aber eine lange Zeit wirken. Dann kann das Object, auf welches gewirkt wird, wie ein ver-

grössernder Spiegel sein: ein schlechter Dichter kann grosse Wirkung thun, weil das Publicum gerade ihm homogen ist, zum Beispiel Uhland unter seinen schwäbischen Landsleuten.

55.

Ob Lebenserfahrungen, in Gestalt von Sentenzen dargestellt, einen Nutzen für andere haben, weiss ich nicht, für den, welcher sie macht, sind sie eine Wohlthat: sie gehören zu den Mitteln der Erleichterung des Lebens.

56.

Eine Sentenz ist ein Glied aus einer Gedankenkette; sie verlangt, dass der Leser diese Kette aus eigenen Mitteln wiederherstelle: dies heisst sehr viel verlangen. Eine Sentenz ist eine Anmaassung — oder sie ist eine Vorsicht: wie Heraklit wusste. Eine Sentenz muss, um geniessbar zu sein, erst aufgerührt und mit anderem Stoff (Beispielen, Erfahrungen, Geschichten) versetzt werden. Das verstehen die meisten nicht, und deshalb darf man Bedenkliches unbedenklich in Sentenzen aussprechen.

57.

Eine Sentenz ist im Nachtheil, wenn sie für sich steht; im Buche dagegen hat sie in der Umgebung ein Sprungbrett, von welchem man sich zu ihr erhebt. Man muss verstehen, unbedeutendere Gedanken um bedeutende herumzustellen, sie damit einzufassen, also den Edelstein mit einem Stoff von geringerem Werthe. Folgen Sentenzen hinter einander, so nimmt man unwillkürlich die einen als Folie der andern, schiebt diese zurück, um eine andre hervorzuheben. Das heisst, man macht sich ein Surrogat eines Buches.

58.

Wer in der deutschen Sprache Sentenzen bildet, hat die Schwierigkeit, dass sie gerade am Ende nicht scharf und streng abgeschliffen werden können, sondern dass Hilfszeitwörter hinterdrein stürzen wie Schutt und Gerümpel einem rollenden Steine.

59.

Wer schärfer denkt, mag die Bilder der Dichter nicht: es wird zuviel des Ungleichartigen zugleich mit in's Gedächtniss gebracht; wie einer, der scharf hört, die Obertöne eines Tons als misstönenden Accord hört.

60.

Warum erdichtet man nicht ganze Geschichten von Völkern, von Revolutionen, von politischen Parteien? Weshalb rivalisirt der Dichter des Romans nicht mit dem Historiker? Hier sehe ich eine Zukunft der Dichtkunst.

Fünftes Hauptstück:

Anzeichen höherer und niederer Cultur.

61.

Die Verdunkelung von Europa kann davon abhängen, ob fünf oder sechs freiere Geister sich treu bleiben oder nicht.

62.

Die elf Gebote des Freigeists.

Du sollst Völker weder lieben noch hassen.

Du sollst keine Politik treiben.

Du sollst nicht reich und auch kein Bettler sein.

Du sollst den Berühmten und Einflussreichen aus dem Wege gehn.

Du sollst dein Weib aus einem andern Volke als dem eignen nehmen.

Du sollst deine Kinder durch deine Freunde erziehen lassen.

Du sollst dich keiner Ceremonie der Kirche unterwerfen.

Du sollst ein Vergehen nicht bereuen, sondern seinetwegen eine Gutthat mehr thun.

Du sollst die Welt gegen dich und dich gegen die Welt gewähren lassen.

Du sollst die Wahrheit denken, aber sie nur den Freunden sagen.

Du sollst, um die Wahrheit sagen zu können, das Exil vorziehen.

63.

Einen Freigeist wird sein Gewissen mehr beissen, wenn er seine Ehe mit kirchlichen Ceremonien begonnen, als wenn er ein Mädchen verführt hat; obwohl letzteres tadelns- und strafenswerth, ersteres es nicht ist.

64.

Richtig lesen. — Die Kunst richtig zu lesen ist so selten, dass fast jedermann eine Urkunde, ein Gesetz, einen Vertrag, sich erst interpretiren lassen muss. Namentlich wird durch die christlichen Prediger viel verdorben, welche fortwährend, von der Kanzel herab, die Bibel mit der verzweifeltsten Erklärungskunst heimsuchen und weit und breit Respect vor einer solchen künstlichen spitzfindigen Manier, ja sogar Nachahmung derselben erwecken.

65.

Der Weg vom Freidenken geht nicht zum Freihandeln (individuell), sondern zum regierungsweisen Umgestalten der Institutionen.

66.

Was ist die Reaction der Meinungen? Wenn eine Meinung aufhört, interessant zu sein, so sucht man ihr einen Reiz zu verleihen, indem man sie an ihre Gegenmeinung hält. Gewöhnlich verführt aber die Gegenmeinung und macht nun neue Bekenner: sie ist inzwischen interessanter geworden.

67.

In fünfzig Jahren versteht sich jeder kräftige Mann in Europa auf die Waffen und das militärische Manövriren, der besser Befähigte sogar auf die Taktik. Jeder, der von da an Meinungen zur Herrschaft bringen wird, mag wissen, dass er ein geübtes Heer für seine Meinungen gewonnen hat. Das wird die Geschichte der Meinungen bestimmen.

68.

Der Ausdruck „Lohn“ ist aus der Zeit her in unsre verschleppt, in welcher der Niedriggeborne, Unfreie, wenn man ihm überhaupt etwas gab oder gönnte, sich immer beglückt, begnadet fühlte, wo er wie ein Thier bald durch die Peitsche, bald durch Lockungen aufgemuntert wurde, aber niemals etwas verdiente. Wenn jener thut, was er thun muss, so ist kein Verdienst dabei: wird er trotzdem belohnt, so ist dies eine überschüssige Gnade, Güte.

69.

Lob Epikur's. — Die Weisheit ist um keinen Schritt über Epikur hinausgekommen — und oftmals viele tausend Schritt hinter ihn zurück.

70.

Der denkende Geist bei Musikern ist gewöhnlich frisch, sie sind öfter geistreich als die Gelehrten: denn sie haben in der Ausübung ihrer Kunst das Mittel, dem reflectirenden Denken beinahe völlige Ruhe, eine Art Schlafleben zu verschaffen; deshalb erhebt sich dies so lustig und morgenfrisch, wenn der Musiker aufhört,

Musik zu machen. — Man täuscht sich mitunter darüber, weil vielfach die Bildung des Musikers zu gering ist und er nicht genug Stoff hat, an dem er Geist zeigen könnte. — Ebenso steht es mit dem denkenden Geist der Frauen.

71.

Unser Ziel muss sein: eine Art der Bildungsschule für das ganze Volk — und daneben Fachschulen.

72.

Die Lehrer ganzer Classen setzen einen falschen Ehrgeiz hinein, ihre Schüler individuell verschieden zu behandeln. Nun ist aber im höchsten Maasse wahrscheinlich, dass der Lehrer, bei seiner geringen und einseitigen Beziehung zu den Schülern, sie nicht genau kennt und einige grobe Fehler in der Beurtheilung des einen oder andern Charakters macht (welcher zudem bei jungen Leuten noch biegsam ist und nicht als vollendete Thatsache behandelt werden sollte). Der Nachtheil, welchen die Erkenntniss der Classe, dass einige Schüler grundsätzlich immer irrthümlich behandelt werden, mit sich bringt, wiegt alle etwaigen Vortheile einer individualisirenden Erziehung auf, ja überwiegt bei weitem. Im allgemeinen sind alle Lehrer-Urtheile über ein Individuum falsch und voreilig: und kein Beweis von wissenschaftlicher Sorgfalt und Behutsamkeit. Man versuche es nur immer mit einer Gleichsetzung und Gleichschätzung aller Schüler und nehme das Niveau ziemlich hoch, ja man behandle alles Censurengeben mit ersichtlicher Geringschätzung und beschränke sich darauf, den Gegenstand des Unterrichts interessant zu machen, so sehr, dass der Lehrer es sich, vor der Classe, anrechnet, wenn ein Schüler sich auffällig uninteressirt zeigt —: es

ist ein bewährtes Recept und lässt überdies das Gewissen des Lehrers ruhiger. — Es versteht sich übrigens von selbst, dass Classenerziehung eben nur ein Nothbehelf ist, wenn der einzelne Mensch durchaus nicht von einem einzelnen Lehrer erzogen werden kann, und somit der individuelle Charakter und die Begabung ihren eignen Wegen überlassen werden müssen: was freilich gefahrvoll ist. Aber ist der einzelne Erzieher nicht ebenfalls eine Gefahr?

73.

Der günstigste Zeitpunkt dafür, dass ein Volk die Führerschaft in wissenschaftlichen Dingen übernimmt, ist der, in welchem genug Kraft, Zähigkeit, Starrheit dem Individuum vererbt werden, um ihm eine siegreiche frohe Isolation von den öffentlichen Meinungen zu ermöglichen: dieser Zeitpunkt ist jetzt wieder in England eingetreten, welches unverkennbar in Philosophie, Naturwissenschaft, Geschichte, auf dem Gebiete der Entdeckungen und Culturverbreitung gegenwärtig allen Völkern vorangeht. Die wissenschaftlichen Grössen verhandeln da mit einander wie Könige, welche sich zwar alle als Verwandte betrachten, aber Anerkennung ihrer Unabhängigkeit voraussetzen. In Deutschland glaubt man dagegen alles durch Erziehung, Methoden, Schulen zu erreichen: zum Zeichen dafür, dass es an Charakteren und bahnbrechenden Naturen mangelt, welche zu aller Zeit für sich ihre Strasse gezogen sind. Man züchtet jene nützlichen Arbeiter, welche miteinander, wie im Takte, arbeiten, und denen das Pensum in jenen Zeiten schon vorgeschrieben worden ist, als Deutschland, vermöge seiner originalen Geister, die geistige Führerschaft Europas innehatte: also um die Wende des vorigen Jahrhunderts.

74.

Es ist ein herrliches Schauspiel: aus localen Interessen, aus Personen, welche an die kleinsten Vaterländer geknüpft sind, aus Kunstwerken, die für einen Tag, zur Festfeier gemacht wurden, aus lauter Punkten, kurzum in Raum und Zeit erwächst allmählich eine dauernde, die Länder und Völker überbrückende Cultur; das Locale bekommt universale, das Augenblickliche bekommt monumentale Bedeutung. Diesem Gange in der Geschichte muss man nachspüren; freilich stockt einem mitunter der Athem, so zersponnen ist das Garn, so dem Zerreissen nahe der Knoten, welcher das Fernste mit dem Späten verbindet! — Homer, erst für alle Hellenen, dann für die ganze hellenische Culturwelt und jetzt für jedermann, — ist eine Thatsache, über die man weinen kann.

75.

Da die neue Erziehung den Menschen eine viel grössere Gehirnthätigkeit zumuthet, so muss die Menschheit viel energischer nach Gesundheit ringen, um nicht eine nervös überreizte, ja verrückte Nachkommenschaft zu haben (denn sonst wäre eine Nachwelt von Verrückten und Überspannten sehr wohl möglich — wie die überreifen Individuen des späteren Athens mitunter in das Irrsinnige hineinspielen): also durch Paarung gesunder Eltern, richtige Kräftigung der Weiber, gymnastische Übungen, die so sehr gewöhnlich und begehrt sein müssen wie das tägliche Brod, Prophylaxis der Krankheiten, rationale Ernährung, Wohnung, überhaupt durch Kenntnisse der Anatomie u. s. w.

Sechstes Hauptstück:

Der Mensch im Verkehr.

76.

Das wollen, was der andre will, und zwar seiner selbst wegen, nicht unsertwegen, das macht den Freund, sagt Aristoteles. Hier wird die unegoistische Handlung beschrieben; befinden wir uns gegen gewisse Personen dauernd in solcher Verfassung, so ist dies Freundschaft. Nach der jetzt üblichen Auffassung der Moralität ist das Freundesverhältniss das moralischste, welches existirt.

77.

Der Mensch ist als Kind vom Thier am weitesten entfernt, sein Intellect am menschlichsten. Mit dem fünfzehnten Jahre und der Pubertät tritt er dem Thiere einen Schritt näher, mit dem Besitzsinne der dreissiger Jahre (der mittleren Linie zwischen Faulheit und Begehrlichkeit) noch einen Schritt. Im sechzigsten Lebensjahr verliert sich häufig noch die Scham; dann tritt der siebzigjährige Alte ganz als entschleierte Bestie vor uns hin: man sehe nur nach Augen und Gebiss.

78.

Ein Meister wird seinen Umgang unter Meistern andrer Künste wählen und unter seinen Schülern sein, aber nicht bei den Fachgenossen und überhaupt nicht bei denen, welche nur Fachleute sind und keine Meister.

79.

In allem Tadeln und Loben handelt der Mensch nach dem Grundsatz: der Zweck heiligt die Mittel.

80.

Man schenkt jemandem lieber sein ganzes Herz als sein ganzes Geld.

81.

Wer an die Vergnügungen erst vorsichtig herankriecht, behält nachher kaum einen Mund voll Annehmlichkeit übrig.

82.

Warum ist Neigung und Abneigung so ansteckend? Weil die Enthaltung von für und wider so schwer und die Zustimmung so angenehm ist.

83.

Ich habe noch nie einen bedeutenden Menschen gesehen, der durch Lob verdorben worden ist. Aber es ist ein sicherer Maassstab, wenn jemand durch Lobsprüche eitel wird: er ist unbedeutend.

84.

Es ist praktisch, im Verkehr mit Freunden und Gattinnen viel Vertrauen, aber wenig Vertraulichkeit, im Verkehr mit der übrigen Welt dagegen wenig Vertrauen und viel Vertraulichkeit zu haben.

85.

Tragische Jünglinge. — In der Neigung der Jünglinge für die Tragödie, in ihrer Manie, sich trübselige Geschicke zu prophezeien, von den Menschen schlecht zu denken, ist etwas von jener Lust versteckt, welche in ihnen rege wird, wenn einer ausruft: „Wie weise ist er für sein Alter: wie kennt er schon den Lauf der Welt!“

Siebentes Hauptstück:

Weib und Kind.

86.

Vorsicht vor Ringen! Ringe sind gewundene Schlangen, welche sich harmlos stellen.

87.

Ein sokratisches Mittel. — Sokrates hat Recht: man soll, um vom Eros nicht ganz unterjocht zu werden, sich mit den weniger schönen Weibern einlassen.

88.

Ein schönes Weib in der Ehe muss sehr viele gute Eigenschaften haben, um drüber hinwegzuhelfen, dass sie schön ist.

89.

Unterschätzen wir auch die flacheren, lustigen, lachsüchtigen Weiber nicht, sie sind da zu erheitern, es ist viel zu viel Ernst in der Welt. Auch die Täuschungen auf diesem Gebiete haben ihren Honigseim. Wenn die Frauen tüchtiger, inhaltreicher werden, so giebt es gar keine sichere Stätte für harmlose Thorheit auf der Welt mehr. Liebeshändel gehören unter die Harmlosigkeiten des Daseins.

90.

Ein Bündniss ist fester, wenn die Verbündeten an einander glauben als von einander wissen: weshalb unter Verliebten das Bündniss fester vor der ehelichen Verbindung als nach derselben ist.

91.

Man denkt nie soviel an einen Freund oder eine Geliebte, als wenn die Freundschaft oder Liebschaft im letzten Viertel steht.

92.

Die Tugend der Frauen wird nicht so sicher durch die Nähe Gottes als durch die Nähe der Nachbarin behütet.

Und was kam ihrer Tugend zu Hilfe? Die Stimme des Gewissens? — O nein, die Stimme der Nachbarin.

Wenn die Frauen seufzen, dass sie sich der Nothwendigkeit fügen, so meinen sie oft nur das, „was die Leute dazu sagen würden, wenn —“

93.

Eine schöne Frau hat doch etwas mit der Wahrheit gemein (was auch die Lästerer sagen mögen): beide beglücken mehr, wenn sie begehrt als wenn sie besessen werden.

Achtes Hauptstück:

Ein Blick auf den Staat.

94.

Die öffentlichen Meinungen gehen aus den privaten Faulheiten hervor. Aber was geht aus den privaten Meinungen hervor? — Die öffentlichen Leidenschaften.

95.

Ein Staatsmann zertheilt die Menschen in zwei Gattungen, erstens Werkzeuge, zweitens Feinde. Eigentlich giebt es also für ihn nur eine Gattung Menschen: Feinde.

96.

Frühzeitige Redefertigkeit schleift sich alle Gedanken zum sofortigen wirkungsvollen Gebrauche zurecht und ist deshalb leicht ein Hinderniss tiefen Erfassens und überhaupt einer gründlichen Einkehr in sich selbst. Deshalb pflegen demokratische Staaten die Redefertigkeit auf den Schulen.

97.

Die Urtheile der Geschwornengerichte sind aus demselben Grunde falsch, aus dem die Censur einer Lehrerschaft über einen Schüler falsch ist: sie entstehen aus einer Vermittlung zwischen den verschiedenen gefällten

Urtheilen: gesetzt den günstigsten Fall, einer der Geschwornen habe richtig geurtheilt, so ist das Gesammtresultat die Mitte zwischen dem richtigen und mehreren falschen Urtheilen, das heisst jedenfalls falsch.

98. Socialismus.

Erstens: Man täuscht sich als Zuschauer über die Leiden und Entbehrungen der niederen Schichten des Volkes, weil man unwillkürlich nach dem Maasse der eigenen Empfindung misst, wie als ob man selber mit seinem höchst reizbaren und leidensfähigen Gehirn in die Lage jener versetzt werde. In Wahrheit nehmen die Leiden und Entbehrungen mit dem Wachsthume der Cultur des Individuums zu; die niederen Schichten sind die stumpfesten; ihre Lage verbessern heisst: sie leidensfähiger machen.

Zweitens: Fasst man nicht das Wohlbefinden des Einzelnen in's Auge, sondern die Ziele der Menschheit, so fragt es sich sehr, ob in jenen geordneten Zuständen, welche der Socialismus fordert, ähnliche grosse Resultate der Menschheit sich ergeben können, wie die ungeordneten Zustände der Vergangenheit sie ergeben haben. Wahrscheinlich wächst der grosse Mensch und das grosse Werk in der Freiheit der Wildniss auf. Andere Ziele als grosse Menschen und grosse Werke hat die Menschheit nicht.

Drittens: Weil sehr viele harte und grobe Arbeit gethan werden muss, so müssen auch Menschen erhalten werden, welche sich derselben unterziehen, soweit nämlich Maschinen diese Arbeit nicht ersparen können. Dringt in die Arbeiterclasse das Bedürfniss und die Verfeinerung höherer Bildung, so kann sie jene Arbeit nicht mehr

thun, ohne unverhältnissmässig sehr zu leiden. Ein soweit entwickelter Arbeiter strebt nach Musse und verlangt nicht Erleichterung der Arbeit, sondern Befreiung von derselben, das heisst: er will sie jemand anderem aufbürden. Man könnte vielleicht an Befriedigung seiner Wünsche und an eine massenhafte Einführung barbarischer Völkerschaften aus Asien und Africa denken, so dass die civilisirte Welt fortwährend die uncivilisirte Welt sich dienstbar macht, und auf diese Weise Nicht-Cultur geradezu als Verpflichtung zum Frohndienste betrachtet würde. In der That ist in den Staaten Europas die Cultur des Arbeiters und des Arbeitgebers oft so nahegerückt, dass die noch längere Zumuthung aufreibender mechanischer Arbeit das Gefühl der Empörung hervorruft.

Viertens: Hat man begriffen, wie der Sinn der Billigkeit und Gerechtigkeit entstanden ist, so muss man den Socialisten widersprechen, wenn sie die Gerechtigkeit zu ihrem Princip machen. Im Naturzustande gilt der Satz nicht: „was dem einen recht ist, ist dem andern billig", sondern da entscheidet die Macht. Insofern die Socialisten den völligen Umsturz der Gesellschaft wollen, appelliren sie an die Macht. Erst wenn die Vertreter der Zukunftsordnung denen der alten Ordnungen im Kampfe gegenüberstehen, und beide Mächte sich gleich oder ähnlich stark finden, dann sind Verträge möglich, und auf Grund der Verträge entsteht nachher eine Gerechtigkeit. — Menschenrechte giebt es nicht.

Fünftens: Wenn ein niedriger Arbeiter zu dem reichen Fabricanten sagt: „Sie verdienen Ihr Glück nicht", so hat er Recht, aber seine Folgerungen daraus sind falsch; niemand verdient sein Glück, niemand sein Unglück.

Sechstens: Nicht durch Veränderung der Institutionen wird das Glück auf der Erde vermehrt, sondern dadurch, dass man das finstere, schwächliche, grüblerische, gallichte Temperament aussterben macht. Die äussere Lage thut wenig hinzu oder hinweg. Insofern die Socialisten meistens jene üble Art von Temperament haben, verringern sie unter allen Umständen das Glück auf der Erde, selbst wenn es ihnen gelingen sollte, neue Ordnungen zu stiften.

Siebentens: Nur innerhalb des Herkommens, der festen Sitte, der Beschränkung giebt es Wohlbehagen auf der Welt; die Socialisten sind mit allen Mächten verbündet, welche das Herkommen, die Sitte, die Beschränkung zerstören; neue constitutive Fähigkeiten sind bei ihnen noch nicht sichtbar geworden.

Achtens: Das Beste, was der Socialismus mit sich bringt, ist die Erregung, die er den weitesten Kreisen mittheilt: er unterhält die Menschen und bringt in die niedersten Schichten eine Art von praktisch-philosophischem Gespräch. Insofern ist er eine Kraftquelle des Geistes.

99.

Man wirft dem Socialismus vor, dass er die thatsächliche Ungleichheit der Menschen übersehe: aber das ist kein Vorwurf, sondern eine Charakteristik, denn der Socialismus entschliesst sich, jene Ungleichheit zu übersehen und die Menschheit als gleich zu behandeln, das heisst zwischen allen das Verhältniss der Gerechtigkeit eintreten zu lassen, welches auf der Annahme beruht, dass alle gleich mächtig, gleich werthvoll seien; ähnlich wie das Christenthum in Hinsicht auf sündhafte Verdorbenheit und Erlösungsbedürftigkeit die Menschen als

gleich nahm. Die thatsächlichen Differenzen (zwischen gutem und schlechtem Lebenswandel) erscheinen jenem zu gering, so dass man sie bei der Gesammtrechnung nicht in Anschlag bringt; so nimmt auch der Socialismus die Menschen als vorwiegend gleich, den Unterschied von gut und böse, intelligent und dumm als geringfügig oder als wandelbar, wie er übrigens, in Hinsicht auf das Bild des Menschen, welches ferne Pfahlbauten-Zeiten gewähren, jedenfalls Recht hat: wir Menschen dieser Zeit sind im wesentlichen gleich. In jenem Entschluss, über die Differenzen hinweg zu sehen, liegt seine begeisternde Kraft.

100.

Zukunft in einigen Jahrhunderten. Ökonomie der Erde, Aussterbenlassen von schlechten Rassen, Züchtung besserer, eine Sprache. Ganz neue Bedingungen für den Menschen, sogar für ein höheres Wesen? Jetzt ist es der Handelsstand, welcher ein völliges Zurücksinken in die Barbarei verhindert (Telegraphen, Geographie, industrielle Erfindungen u. s. w.).

Neuntes Hauptstück:

Der Mensch mit sich allein.

101.

Wenn Denken dein Schicksal ist, so verehre dies Schicksal mit göttlichen Ehren und opfere ihm das Beste, das Liebste.

102.

„Werde der, der du bist“: das ist ein Zuruf, welcher immer nur bei wenigen Menschen erlaubt, aber bei den allerwenigsten dieser wenigen überflüssig ist.

103.

Wer sich erlaubt, öffentlich zu sprechen, ist verpflichtet, sich auch öffentlich zu widersprechen, sobald er seine Meinungen ändert.

104.

Wenn die Menschen sofort mit Einsicht in die Wahrheit begabt wären, die Schule des Irrthums nicht durchgemacht hätten?

105.

Gewisse Erkenntnisse schützen sich selbst: man versteht sie nicht.

106.

Um eine Traube und ein Talent zur Reife zu bringen, dazu gehören ebenso Regen- als Sonnentage.

107.

Bei der Wahl zwischen leiblicher und geistiger Nachkommenschaft hat man zu Gunsten letzterer zu erwägen, dass man hier Vater und Mutter in einer Person ist, und dass das Kind, wenn es geboren ist, keiner Erziehung mehr, sondern nur der Einführung in die Welt bedarf.

108.

Die ausgeschlüpfte Seidenraupe schleppt eine Zeitlang die leere Puppe nach sich; Gleichniss.

109.

Die Wahrheit zu sagen, wenn die Unwahrheit herrscht, ist mit so viel Vergnügen gemischt, dass der Mensch ihretwegen das Exil, ja noch Schlimmeres erwählt.

110.

Wer vom Reiz der Gefahr spricht, kennt die Lust an der Emotion der Furcht an sich.

111.

Das Pathos gehört in die Kunst. — Wer wird nicht giftig und innerlich aufgebracht, wenn er einen hört, der sein Leben gar zu pathetisch nimmt und von „Golgatha und Gethsemane“ redet! — Wir vertragen das Pathetische nur in der Kunst; der lebende Mensch soll schlicht und nicht zu laut sein.

112.

Neigung und Abneigung unvernünftig. — Wenn Neigung oder Abneigung die Zähne erst eingebissen haben, so ist es schwer loszukommen, wie wenn eine Schildkröte sich in einen Stock verbissen hat. Die Liebe, der Hass und die Schildkröte sind dumm.

113.

Das sterbende Kind. — Man giebt einem Kinde, das sterben muss, alles was es will, Zuckerbrod — was thut es, wenn es sich den Magen verdirbt? — Und sind wir nicht alle in der Lage eines solchen Kindes?

114.

Man liebt einen Ort, einen Menschen und geht ihm fürderhin aus dem Wege: so gross ist die Neugierde des Herzens.

115.

Glück und Unglück. — Bei manchen Menschen zeigt sich das Glück ergreifender als ihr Unglück. — Wer kann heitere Musik aus einem Irrenhause heraustönend ohne Thränen hören?

116.

Meine gewöhnliche Erfahrung: es gieng schlecht, aber viel besser als ich glaubte.

117.

Wenn ich die Dinge nach dem Grade der Lust ordne, welche sie erregen, so steht obenan: die musi-

kalische Improvisation in guter Stunde, dann das Anhören einzelner Sachen Wagner's und Beethoven's, dann vor Mittag gute Einfälle im Spazierengehen haben, dann die Wohllust u. s. w.

118.

Die gute Meinung über mich habe ich von andern erst gelernt und subtrahire fortwährend davon, mit Grübelei.

119.

Ablösung des Zufälligen durch das Nothwendige. — Im Stadium höherer geistiger Befreiung soll man alles Zufällig-Natürliche, mit dem uns das Leben verknüpft hat, durch Gewähltes-Nöthiges ersetzen. Wer unzureichende Freunde hat, soll sich lösen: einen neuen Vater, neue Kinder soll man sich unter Umständen wählen.

120.

Erfahrene Menschen kehren ungern zu Gegenden, zu Personen zurück, die sie einst sehr geliebt haben. Glück und Trennung sollen in ihren Enden zusammengeknüpft werden: da trägt man den Schatz mit fort.

121.

Es war Abend, Tannengeruch strömte heraus, man sah hindurch auf graues Gebirge, oben schimmerte der Schnee. Blauer beruhigter Himmel darüber aufgezogen. — So etwas sehen wir nie, wie es an sich ist, sondern legen immer eine zarte Seelenmembrane darüber —

diese sehen wir dann. Vererbte Empfindungen, eigne Stimmungen werden bei diesen Naturdingen wach. Wir sehen etwas von uns selber — insofern ist auch diese Welt unsere Vorstellung. Wald, Gebirge, ja das ist nicht nur Begriff, es ist innere Erfahrung und Geschichte, ein Stück von uns.

122.

Eine Procession am Frohnleichnamfest, Kinder und alte Männer brachten mich zum Weinen. Warum?

123.

Sehnsucht nach dem Tode. — Wie der Seekranke vom Schiff im ersten Morgengrauen nach der Küste zu späht, so sehnt man sich oft nach dem Tode — man weiss, dass man den Gang und die Richtung seines Schiffes nicht verändern kann.

124.

Eine alte Stadt, Mondschein auf den Gassen, eine einsame männliche Stimme — das wirkt, als ob die Vergangenheit leibhaftig erschienen sei und zu uns reden wollte —: das Heillose des Lebens, das Ziellose aller Bestrebungen, der Glanz von Strahlen darum, das tiefe Glück in allem Begehren und Vermissen: das ist ihr Thema.

* * *

125.

Epilog. — Ich grüsse euch Alle, meine Leser, die ihr nicht absichtlich mit falschen und schiefen Augen in dies Buch seht, ihr, die ihr mehr an ihm zu erkennen vermögt als eine Narrenhütte, in welcher ein Zerr- und Fratzenbild geistiger Freiheit zur Anbetung aufgehängt ist. Ihr wisst, was ich gab und wie ich gab; was ich konnte und wie viel mehr ich wollte — nämlich ein elektrisches Band über ein Jahrhundert hin zu spannen, aus einem Sterbezimmer heraus bis in die Geburtskammer neuer Freiheiten des Geistes. Mögt ihr nun für alles Gute und Schlimme, was ich sagte und that, eine schöne Wiedervergeltung üben! Es sind solche unter euch, welche Kleines mit Grossem und Gewolltes mit Gekonntem vergelten sollten: — mit welcher Empfindung ich an jeden von diesen denke, soll hier am Ende des Buches als rhythmischer Gruss ausgesprochen werden:

Seit dies Buch mir erwuchs, quält Sehnsucht mich und Beschämung,
Bis solch Gewächs dir einst reicher und schöner erblüht.
Jetzt schon kost ich des Glücks, dass ich dem Grösseren nachgeh,
Wenn er des goldnen Ertrags eigener Ernten sich freut.

Der neue Umblick.

Der Wanderer an seine Freunde.

(Entwurf aus dem Herbst 1878.)

Der neue Umblick.

Plan.

1. Einsicht in die Gefährdung der Cultur.

   Krieg. Tiefster Schmerz, Brand des Louvre.

   Schwächung des Culturbegriffs: das Nationale, Bildungsphilister.

   Historische Krankheit.

   Wie bekommt der Einzelne gegen die Epidemie Halt?

   1) Schopenhauer's Metaphysik, überhistorisch; heldenhafter Denker. Standpunkt fast religiös.

   2) Wagner's Vertheidigung seiner Kunst gegen den Zeitgeschmack.

2. Daraus neue Gefahren: das Metaphysische treibt zur Verachtung des Wirklichen: insofern zuletzt culturfeindlich und fast gefährlicher.

   Überschätzung des Genius.

   Die Cultur der Musik lehnt die Wissenschaft, die Kritik ab. Vieles Beschränkte aus Wagner's Wesen kommt hinzu. Roheit neben überreizter Sensibilität. Das Dunkle und Symbolische nimmt überhand bei den Wagnerianern.

Ich entfremdete mich der Kunst, Dichtung (lernte das Alterthum missverstehen) und der Natur, verlor fast mein gutes Temperament. Dabei das schlechte Gewissen des Metaphysikers.

3. Bedeutung von Bayreuth für mich.
Flucht. Kaltwasserbad.
Die Kunst, die Natur, die Milde kommt wieder.

Zur Vorrede.

1.

Ich wünsche, dass billig denkende Menschen dieses Buch als eine Art Sühne dafür gelten lassen, dass ich früher einer gefährlichen Ästhetik Vorschub leistete: deren Brauch war, alle ästhetischen Phänomene zu „Wundern“ zu machen. Ich habe dadurch Schaden angestiftet, unter den Anhängern Wagner's und vielleicht bei Wagner selbst, der alles gelten lässt, was seiner Kunst höhern Rang verleiht, wie begründet und wie unbegründet es auch sein mag. Vielleicht habe ich ihn durch meine Zustimmung seit seiner Schrift über „die Bestimmung der Oper“ zu grösserer Bestimmtheit verleitet und in seine Schriften und Werke Unhaltbares hineingebracht. Dies bedaure ich sehr.

2.

Über Wagner wie über Schopenhauer kann man unbefangen reden, auch bei ihren Lebzeiten —: ihre Grösse wird, was man auch gezwungen ist, in die andere Wagschale zu legen, immer siegreich bleiben. Um so mehr ist gegen ihre Gefährlichkeit in der Wirkung zu warnen.

3.

Meine Art, Historisches zu berichten, ist eigentlich, eigne Erlebnisse bei Gelegenheit vergangener Zeiten

und Menschen zu erzählen. Nichts Zusammenhängendes, — einzelnes ist mir aufgegangen, anderes nicht. Unsere Litteraturhistoriker sind langweilig, weil sie sich zwingen, über alles zu reden und zu schreiben, auch wenn sie nichts erlebt haben.

4.

Wer seine Zeit angreift, kann nur sich angreifen: was kann er denn sehen, wenn nicht sich? So kann man in andern auch nur sich verherrlichen. Selbstvernichtung, Selbstvergötterung, Selbstverachtung, — das ist unser Richten, Lieben, Hassen.

5.

Wirkung meiner Schriften: dagegen sehr skeptisch. Ich sah Parteien. „Ich will warten, bis Wagner eine Schrift anerkennt, die gegen ihn gerichtet ist“ sagte ich.

6.

Es giebt Leser, welche den elend hochtrabenden, unsicheren Gang und Klang meiner früheren Schriften dem vorziehen, was ich gegenwärtig anstrebe — möglichste Bestimmtheit der Bezeichnung, Geschmeidigkeit aller Bewegung, vorsichtigste Mässigung im Gebrauch aller pathetischen und ironischen Kunstmittel. Mögen jene Leser, welche sich ihren Geschmack nicht verkümmern lassen wollen, an diesen hier mitgetheilten Arbeiten etwas Vollkommneres zum Ersatz dafür erhalten, dass ich ihnen den Verdruss mache, meinen Geschmack in diesen Dingen zu verändern. Sind wir uns doch allmählich in so vielen und grossen Bestrebungen so unähnlich, so

fremd geworden, dass ich bei dieser Gelegenheit, wo ich noch einmal zu ihnen reden muss, nur von der harmlosesten aller Differenzen, der Stil-Differenz, reden möchte.

7.

Man muss nur etwas Gutes und Neues vollbringen, dann erlebt man an seinen Freunden, was es heisst, zum guten Spiel eine böse Miene machen.

8.

Freunde! nichts verbindet uns, aber wir haben Freude an einander bis zu dem Grade, dass der eine des andern Richtung fördert, selbst wenn sie schnurstracks der seinen entgegenläuft.

Die entartete zeitgemässe Cultur.

(Die zwei ersten Unzeitgemässen Betrachtungen.)

9.

Wie einer, der auf immer Abschied nimmt, auch den weniger beachteten Bekannten mit wärmerem Gefühle entgegentritt und die Hand reicht, so fühle ich mich gewissen Arbeiten früherer Jahre gerade jetzt gewogen, wo ich mich von den Ufern, an die ich damals mein Schiff lenkte, unaufhaltsam entferne.

10.

Mir schien es nach dem Kriege, dass Macht Pflicht sei und eine Verschuldung in sich enthalte.

11.

Nach dem Kriege missfiel mir der Luxus, die Franzosenverachtung, das Nationale (so wie Wagner an die Franzosen). Wie weit zurück gegen Goethe (Goethe an Franzosen und Griechen); die ekelhafte Sinnlichkeit.

12.

Es liegt vor aller Augen, dass nach dem letzten Kriege der Deutschen und der Franzosen ungefähr jeder Deutsche um einen Grad mehr unehrlich, gunstgierig,

habsüchtig, gedankenlos geworden war: die allgemeine Bewunderung von Strauss war das Denkmal, welches man dem tiefsten Stande des Stromes der deutschen Cultur gesetzt hat: ein freier denkender altgewordener Theologe wurde der Herold des öffentlichen Behagens.

13.

Spannung der Empfindung beim Entstehen der ersten Unzeitgemässen Betrachtung. Angst für den Genius und sein Werk und dabei der Anblick der Straussischen Behäbigkeit. Das Gefälschte aller geistigen Lebensmittel! Die Erschlaffung aller Erkennenden! Die wankende Moralität in Recht und Unrecht, und die unbändige Genusssucht im Gemeinen! Die verlogene Art von Glück!

14.

„Bildungsphilister“ und „historische Krankheit“ fiengen an mich zu beflügeln.

Gegengewichte gegen das Zeitgemässe.

1. Das Metaphysische (Schopenhauer).

(Geburt der Tragödie. Schopenhauer als Erzieher.)

15.

Wie wurmstichig und durchlöchert das Menschenleben sei, wie ganz und gar auf Betrug und Verstellung aufgebaut, wie alles Erhebende, wie die Illusionen, alle Lust am Leben dem Irrthum verdankt werden — und nur insofern der Ursprung einer solchen Welt nicht in einem moralischen Wesen, vielleicht aber in einem Künstler-Schöpfer zu suchen sei, wobei ich meinte, dass einem solchen Wesen durchaus keine Verehrung im Sinne der christlichen (welche den Gott des Guten und der Liebe aufstellt) gebühre, und sogar die Andeutung nicht scheute, ob dem deutschen Wesen diese Vorstellung, wie sie gewaltsam inoculirt ist, auch gewaltsam wieder entrissen werden könnte. Dabei meinte ich in Wagner's Kunst einen Weg zu einem deutschen Heidenthum entdeckt zu haben, mindestens eine Brücke zu einer specifisch unchristlichen Welt- und Menschenbetrachtung. „Die Götter sind schlecht und wissend und sie verdienen den Untergang, der Mensch ist gut und dumm — er hat eine

schöne Zukunft und erreicht sie, wenn jene erst in ihre endliche Dämmerung eingegangen sind“ — so werde ich damals mein Glaubensbekenntniss formulirt haben.

Damals glaubte ich, dass die Welt vom ästhetischen Standpunkt als ein Schauspiel und als Poesie von ihrem Dichter gemeint sei, dass sie aber als moralisches Phänomen ein Betrug sei: weshalb ich zu dem Schlusse kam, dass nur als ästhetisches Phänomen die Welt sich rechtfertigen lasse.

16.

Wenn ich auf den Gesammtklang der älteren griechischen Philosophen hinhorchte, so meinte ich Töne zu vernehmen, welche ich von der griechischen Kunst, und namentlich von der Tragödie gewohnt war zu hören. In wie weit dies an den Griechen, in wie weit aber auch nur an meinen Ohren (den Ohren eines sehr kunstbedürftigen Menschen) lag, — das kann ich auch jetzt noch nicht mit Bestimmtheit aussprechen.

17.

Darstellung der Geburt der Tragödie: schwebende Wolken-Guirlanden, weisse bei Nachthimmel, durch welche Sterne hindurchschimmern — undeutlich allzudeutlich geisterhaft erhelltes Thal.

18.

Der Vergleich der Symphonie, dritter Act Tristan, in der „Geburt der Tragödie“ undeutlich und hochtrabend, wie ich damals nach Wagner's Vorbilde mich auszudrücken liebte.

19.

Das grösste Pathos erreichte ich, als ich den Schopenhauerischen Menschen entwarf: den zerstörenden Genius, gegen alles Werdende. Als Gegenbedürfniss brauchte ich den aufbauenden metaphysischen Künstler, der einen schön träumen macht in solchem unheimlichen Tagewerk.

Unzufriedenheit am tragischen Denken gesteigert.

Gegenmittel: pessimistische Kritik des Denkens und der Lust am Denken. Kritik des Genius.

20.

Bei Schopenhauer zuerst im Grossen ihn festhaltend gegen das Einzelne, später im Einzelnen gegen das Ganze.

2. Die Kunst: Wagner.

(Richard Wagner in Bayreuth.)

21.

Man wird es Wagner nie vergessen dürfen, dass er in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts in seiner Weise (die freilich nicht gerade die Weise guter und einsichtiger Menschen ist) die Kunst als eine wichtige und grossartige Sache in's Gedächtniss brachte.

22.

Wagner gegen die Klugen, die Kalten, die Zufriednen — hier seine Grösse — unzeitgemäss — gegen die Frivolen und Eleganten. — Aber auch gegen die Gerechten, Mässigen, an der Welt sich Freuenden (wie Goethe), gegen die Milden, Anmuthigen, die wissenschaftlichen Menschen — hier seine Kehrseite.

23.

Unsere Jugend empörte sich gegen die Nüchternheit der Zeit. Sie warf sich auf den Cultus des Excesses, der Leidenschaft, der Extasen, der schwärzesten herbsten Auffassung der Welt.

24.

Wagner rennt der einen Verrücktheit nach, die Zeit einer andern; beide im selben Tempo, ebenso blind und unbillig.

25.

Ich kann Glocken läuten: Schrift über Richard Wagner.

26.

Wiederschöpfung des Portraits aus Ahnung, angesichts der Werke. „Richard Wagner in Bayreuth", wie das Werk das Bild des Lebenden verzaubert — es giebt Idealbildung.

27.

Mein Irrthum über Wagner ist nicht einmal individuell, sehr viele sagten, mein Bild sei das richtige. Es gehört zu den mächtigen Wirkungen solcher Naturen, den Maler zu täuschen. Aber gegen die Gerechtigkeit vergeht man sich ebenso durch Gunst als durch Abgunst.

28.

Wagner's Natur macht zum Dichter, man erfindet eine noch höhere Natur. Eine seiner herrlichsten Wirkungen, welche gegen ihn zuletzt sich wendet. So muss jeder Mensch sich über sich erheben, die Einsicht über sein Können sich erheben: der Mensch wird zu einer Stufenfolge von Alpenthälern, immer höher hinauf.

29.

Ich habe dabei das Loos der Idealisten getragen, welchen der Gegenstand, aus dem sie so viel gemacht haben, dadurch verleidet wird. Ideales Monstrum: der wirkliche Wagner schrumpft zusammen.

Die Gefahren des Unzeitgemässen.

1. Die Gefahren der Metaphysik.

30.

Die vier Unzeitgemässen.

1. Phase: Strauss. Unbefriedigung. Dagegen Lust am Kampf.

2. Phase: Versuch die Augen zu schliessen gegen die Erkenntniss der Hintergründe.

3. Phase: Lust der Zerstörung.

4. Phase: Lust der Betäubung.

31.

Nachtheil der Metaphysik: sie macht gegen die richtige Ordnung dieses Lebens gleichgiltig — insofern gegen Moralität. Ist pessimistisch immer, weil sie kein hiesiges Glück erstrebt.

32.

Schopenhauer's Wirkung.

1. In den Händen der Ultramontanen: protestantischen und katholischen.
2. Reinlichste Wissenschaft mit Spiritismus beschmutzt.

3. Geistergeschichten.
4. Wundergläubige wie Richard Wagner.
5. Philosophie des Unbewussten.
6. Genius und Improvisation bei Wagner, so dass alles Erkannte abgelehnt wird. Die „Intuition“ und der „Instinct“.
7. „Ausbeutung des Willens“ praktisch als unbezwinglich, durch Dichter als Effectmittel.
8. Der grobe Irrthum, dass das Mitleid den Intellect vertrete, auf die Bühne mit einer wahrhaft spanischen Gläubigkeit gebracht.
9. Königthum als überkünstlich.
10. Die Wissenschaft über die Achsel angesehn: in ihr selbst greift die Metaphysik um sich.
11. Gwinner's Biographie, Schopenhauer als Vorhalle zum Christenthum.

Allgemeines Frommwerden, der leibhafte voltairianisch gesinnte Schopenhauer, dem sein viertes Buch unverständlich wurde, wird bei Seite geschoben.

Mein Misstrauen gegen das System von Anfang an. Die Person tritt hervor, er typisch als Philosoph und Förderer der Cultur. Am Vergänglichen seiner Lehre, an dem, was sein Leben nicht ausprägte, knüpfte aber die allgemeine Verehrung an — im Gegensatz zu mir. Die Erzeugung des Philosophen galt mir als einzige Nachwirkung, — aber mich selbst hemmte der Aberglaube vom Genius. Augenschliessen.

2. Die Gefahr Wagner.

1. Die metaphysische Kunst.

33.

Nichts ist einer guten Einsicht in die Cultur schädlicher, als den Genius und sonst nichts gelten zu lassen. Das ist eine subversive Denkart, bei der alles Arbeiten für die Cultur aufhören muss.

34.

Eine Kunst, welche die Harmonie des Daseins verleugnet und sie hinter die Welt verlegt. Alle diese Hinterweltler und Metaphysiker.

35.

Motive einer tragischen Weltbetrachtung: der Kampf der Nichtsiegenden verherrlicht. Die Misslingenden sind in der Mehrzahl. Das Schreckliche erschüttert stärker. Lust an der Paradoxie, die Nacht dem Tage, den Tod dem Leben vorzuziehen.

Tragik und Komik geben eine Caricatur des Lebens, nicht ein Abbild. „Pathologisch".

36.

Neben einer Moral der Gnade steht eine Kunst der Gnade (Inspiration). Beschreibung!

37.

So begabte Wesen, wie ich sie mir als Genies vorstellte, haben nie existirt.

2. Wagner's Natur.

38.

Ich zweifle nicht, dass dieselben Dinge, in einen dicken süssen Brei eingehüllt, williger geschluckt werden. — Wahrheiten über Wagner.

39.

Den Gang der inneren Entwicklung Wagner's zu finden sehr schwer — auf seine eigne Beschreibung innerer Erlebnisse ist nichts zu geben. Er schreibt Parteischriften für Anhänger.

40.

Ob Wagner im Stande ist, über sich selbst Zeugniss abzulegen??

41.

Menschen, die vergebens versuchen, aus sich ein Princip zu machen: wie Wagner.

42.

Es ist schwer, im einzelnen Wagner angreifen und nicht Recht zu behalten, seine Kunstart, Leben, Charakter, seine Meinungen, seine Neigungen und Abneigungen, alles hat wunde Stellen. Aber als Ganzes ist die Erscheinung jedem Angriff gewachsen.

43.

Unklarheit der letzten Ziele, unantike Verschwommenheit.

44.

Alle „Ideen“ Wagner's werden sofort zur Manie, er wird durch sie tyrannisirt. Wie sich nur ein solcher Mann so tyrannisiren lassen kann! Zum Beispiel durch seinen Judenhass. Er macht seine Themata wie seine „Ideen“ todt durch eine wüthende Lust an der Wiederholung. Das Problem der übergrossen Breite und Länge, — er plagt uns durch sein Entzücken.

45.

„C'est la rage de vouloir penser et sentir au delà de sa force“ (Doudan). Die Wagnerianer.

46.

Wagner, dessen Ehrgeiz noch grösser ist als seine Begabung, hat in zahllosen Fällen gewagt, was über seine Kraft geht — aber es erweckt fast Schauder, jemanden so unablässig gegen das Unbesiegbare — das Fatum in ihm selber — anstürmen zu sehen.

47.

Immer auf den extremsten Ausdruck bedacht — bei jedem Wort; aber das Superlativische schwächt ab.

48.

Es giebt etwas, das im höchsten Grade das Misstrauen gegen Wagner wachruft: das ist Wagner's Misstrauen. Das wühlt so stark, dass ich zweimal zweifelte, ob er Musiker sei.

49.

Der Satz: „gegen das Vortreffliche giebt es keine Rettung als die Liebe“, recht wagnerisch. Tiefe Eifersucht gegen alles Grosse, dem er neue Seiten abgewinnen kann, — Hass gegen das, wo er nicht heran kann: Renaissance, französische und griechische Kunst des Stils.

50.

Eifersucht gegen alle Perioden des Maasses: er verdächtigt die Schönheit, die Grazie, er spricht dem „Deutschen“ nur seine Tugenden zu und versteht auch alle seine Mängel darunter.

51.

Wagner hat nicht die Kraft, die Menschen im Umgange frei und gross zu machen: Wagner ist nicht sicher, sondern argwöhnisch und anmaassend. Seine Kunst wirkt so auf Künstler, sie ist neidisch gegen Rivalen.

52.

Plato's Neid. Er will Sokrates für sich in Beschlag nehmen. Er durchdringt ihn mit sich, meint ihn zu verschönen, (καλὸς Σωκράτης) allen Sokratikern zu entziehn, sich als Fortlebenden zu bezeichnen. Aber er stellt ihn ganz unhistorisch dar, auf die gefährlichste Kante: wie Wagner es mit Beethoven und Shakespeare macht.

53.

Ein Dramatiker spielt, wenn er von sich redet, eine Rolle, es ist unvermeidlich. Wagner, der von Bach und

Beethoven redet, redet als der, als welcher er gelten möchte. Aber er überredet nur die Überzeugten, seine Mimik und sein eigentliches Wesen streiten gar zu ingrimmig gegen einander.

54.

Bei Goethe ist der grösste Theil der Kunst in sein Wesen übergegangen. Anders unsre Theaterkünstler, die im Leben unkünstlerisch sind und nur Theatermaterial beschaffen. Tasso.

55.

Was ist Frivolität? Ich verstehe sie nicht. Und doch ist Wagner im Widerspruch zu ihr erwachsen.

56.

Wagner kämpft gegen die „Frivolität" in sich, zu der ihm, dem Unvornehmen (gegen Goethe) die Freude an der Welt wurde.

57.

Wagner hat den Sinn der Laien, die eine Erklärung aus einer Ursache für besser halten. So die Juden: eine Schuld, so ein Erlöser. So vereinfacht er das Deutsche, die Cultur; falsch aber kräftig.

58.

Dies alles hat sich Wagner oft genug im heimlichen Zwiegespräch selber eingestanden: ich wollte, er thäte es auch öffentlich. Denn worin besteht die Grösse eines Charakters, als darin, dass er, zu Gunsten der Wahrheit, im Stande ist, auch gegen sich Partei zu ergreifen?

3. Wagner's Deutschthum.

59.

Das Undeutsche an Wagner. Es fehlt die deutsche Anmuth und Grazie eines Beethoven, Mozart, Weber, das flüssige, heitere Feuer *(Allegro con brio)* Beethoven's, Weber's. Der ausgelassene Humor ohne Verzerrung. Mangel an Bescheidenheit, die lärmende Glocke, Hang zum Luxus. Kein guter Beamter wie Bach. Gegen Nebenbuhler nicht Goethisch ruhig.

60.

Wer wollte Wagner auf den Gipfel seiner Eitelkeit folgen, den er immer dort erreicht, wenn er vom deutschen Wesen redet; übrigens der Gipfel seiner Unklugkeit: denn wenn Friedrich's des Grossen Gerechtigkeit, Goethe's Vornehmheit und Neidlosigkeit, Beethoven's edle Resignation, Bach's duftig verklärtes Innenleben, wenn Schaffen ohne Rücksicht auf Glanz und Erfolg, ohne Neid die eigentlich deutschen Eigenschaften sind, sollte Wagner nicht fast beweisen wollen, dass er kein Deutscher sei?

61.

Anmuth und Innigkeit gesellt sind auch deutsch.

62.

Furchtbare Wildheit, das Zerknirschte, Vernichtete, der Freudenschauer, die Plötzlichkeit, kurz die Eigenschaften, welche den Semiten innewohnen! — Ich glaube, semitische Rassen kommen der Wagnerischen Kunst verständnissvoller entgegen als die arischen.

63.

Stelle Taine's über die Semiten. — Übrigens habe ich den Leser irregeführt: die Stelle gilt gar nicht Wagner. — Sollte Wagner ein Semite sein? Jetzt verstehn wir seine Abneigung gegen die Juden.

4. Psychologie der Kunst Wagner's.

64.

Schopenhauer ist Optimist, wenn er sagt: „Es giebt zwei Geschichten: die politische und die der Litteratur und Kunst. Jene ist die des Willens, diese die des Intellects. Daher ist jene durchweg beängstigend, ja schrecklich . . . Die andere hingegen ist überall erfreulich und heiter." (Parerga II Capitel 24, Über Lesen und Bücher, Anhang verwandter Stellen.) Oho! Ho!

65.

Die Liebe für Wagner's Kunst in Bausch und Bogen ist genau so ungerecht als die Abneigung in Bausch und Bogen.

66.

Zeit: elementarisch, nicht durch Schönheit verklärte Sinnlichkeit (wie die der Renaissance und der Griechen), Wüstheit und Kaltsinn sind die Voraussetzungen, gegen welche Wagner und Schopenhauer kämpfen, auf welche sie wirken: der Boden ihrer Kunst. Brand der Begierde, Kälte des Herzens. Wagner will Brand des Herzens, neben dem Brand der Begierde, Schopenhauer will Kühle der Begierde, neben der Kühle des Herzens (der Schopenhauer des Lebens, nicht der der Philosophie).

67.

Es ist wirklich die Kunst der Gegenwart: ein ästhetisches Zeitalter würde sie ablehnen. Feinere Menschen lehnen sie auch jetzt ab. Vergröberung alles Ästhetischen. — Gegen Goethe's Ideal gehalten tief zurückstehend. Der moralische Constrast dieser hingebenden glühend-treuen Naturen Wagner's wirkt als Stachel, als Reizmittel: selbst diese Empfindung ist zur Wirkung benutzt.

68.

Was aus unserer Zeit drückt Wagner aus? Das Nebeneinander von Roheit und zartester Schwäche, Naturtrieb-Verwilderung und nervöser Über-Empfindlichkeit, Sucht nach Emotion aus Ermüdung und Lust an der Ermüdung. — Dies verstehen die Wagnerianer.

69.

Betäubung oder Rauschwirkung gerade aller Wagnerischen Kunst. Dagegen will ich die Stellen nennen, wo Wagner höher steht, wo reines Glück ihm entströmt.

70.

Ich nannte „sittlichste Musik" die Stelle, wo es am extatischesten zugeht. Charakteristisch!

71.

Völlige Abwesenheit der Moral bei Wagner's Helden. Er hat jenen wundervollen Einfall, der einzig in der Kunst ist: der Vorwurf des Sünders an den Schuldlosen gerichtet, Tristan an Marke: „o König, das kann ich dir nicht sagen".

72.

Schopenhauer verherrlicht im Grunde doch den Willen (das Allmächtige, dem alles dient), Wagner verklärt die Leidenschaft als Mutter alles Grossen. Wagner's Wirkung auf die Jugend.

73.

Das creatürliche Leben, das wild geniesst, an sich reisst, an seinem Übermaasse satt wird und nach Verwandlung begehrt — gleich bei Schopenhauer und Wagner. Der Zeit entsprechend bei beiden, keine Lüge und Convention, keine Sitte und Sittlichkeit mehr thatsächlich — ungeheures Eingeständniss, dass der wildeste Egoismus da ist — Ehrlichkeit, Berauschung, nicht Milderung.

74.

Die Heftigkeit der erregten Empfindung und die Länge der Zeitdauer stehen im Widerspruch. Dies ist ein Punkt, worin der Autor selber keine entscheidende Stimme hat: er hat sich langsam an sein Werk gewöhnt und es in langer Zeit geschaffen: er kann sich gar nicht unbefangen auf den Standpunkt des Aufnehmenden versetzen. Schiller machte denselben Fehler. Auch im Alterthum wurde viel zurecht geschnitten.

75.

Was wirkt noch? Princip der Maler und Musiker und Dichter. Sie fragen sich selber zuerst, aus der Zeit, wo sie nicht productiv waren.

76.

Die Angst, dass man den Wagnerischen Figuren nicht glaubt, dass sie leben: sie geberden sich deshalb so toll.

77.

An unkünstlerische Menschen sich wendend, mit allen Hilfsmitteln soll gewirkt werden, nicht auf Kunstwirkung, sondern auf Nervenwirkung ganz allgemein ist es abgesehn.

78.

Was sich alles als Kraft, Inspiration, Gefühls-Überfluss geben möchte: Kunstmittel der Schwäche (des Überreizten, Künstlichen), um zu täuschen.

Der Luxus der Mittel, der Farben, der Ansprüche, des Symbolischen. Das Erhabene als das Unbegreifliche, Unausschöpfliche in Bezug auf Grösse. Appell an alles andere Grosse.

79.

Anscheinende Kunst für alle bei Wagner, weil gröbere und feinere Mittel zugleich. Doch aber an bestimmte musikalisch-ästhetische Erziehung gebunden, namentlich an moralische Gleichgiltigkeit.

80.

Bei Wagner ehrgeizigste Combination aller Mittel zur stärksten Wirkung: während die echten Musiker still die einzelnen Arten fortbildeten.

81.

Die Dramatiker entlehnen — ihr Hauptvermögen — künstlerische Gedanken aus dem Epos. Wagner auch noch aus der classischen Musik. Dramatiker sind constructive Genies, nicht auffindende und originale wie die Epiker. Das Drama steht tiefer als das Epos: roheres Publicum, demokratisch.

82.

Wer auf Kunst der Inspiration rechnet, muss aus verwandten Gebieten viel zu Hilfe nehmen, um seine Kunst durchzusetzen, ewig ergreifen, erschüttern, der Besinnung und des Urtheils berauben, an die tiefsten Nöthe und Erfahrungen erinnern.

83.

Wagner hat kein rechtes Vertrauen zur Musik: er zieht verwandte Empfindungen heran, um ihr den Charakter des Grossen zu geben. Er stimmt sich selber an andern, er lässt seinen Zuhörern erst berauschende Getränke geben, um sie glauben zu machen, die Musik habe sie berauscht.

84.

Da ich Wagner mit Demosthenes verglichen habe, muss ich auch den Gegensatz hervorheben. Den grössten rednerischen Improvisator, Demades, schätzte man über Demosthenes. „Ein Mensch, der aus Worten, und zwar aus bitteren und künstlichen, besteht", sagte Äschines von Demosthenes.

85.

Alles Ausgezeichnete hat mittlere Natur. Wagner ist Musik für eine überreife Musikperiode.

86.

Barockstil — es muss gesagt werden.

87.

Dieselbe Summe von Talent und Fleiss, die den Classiker macht, macht, eine Spanne Zeit zu spät, den Barockkünstler.

88.

Der griechische Dithyrambus ist der Barockstil der Dichtkunst.

89.

Die Verhässlichung der menschlichen Seele erfolgt ebenso nothwendig, wie der Barockstil auf den classischen — in ganzen Zeitaltern.

90.

Wagner's Kunst auf Kurzsichtige berechnet — allzugrosse Nähe nöthig (Miniatur), zugleich aber fernsichtig, aber kein normales Auge.

91.

Wenn die Natur nicht von euch zur Komödie gemacht worden wäre, so würdet ihr nicht an Gott glauben: das Theatralische, Maschinenwesen, die Coulissen und Überraschungen.

5. Widersprüche im Begriff des musikalischen Dramas.

92.

Man höre den zweiten Act der Götterdämmerung ohne Drama: es ist verworrene Musik, wild wie ein schlechter Traum und so entsetzlich deutlich, als ob sie vor Tauben noch deutlich reden wollte. Dies Reden, ohne etwas zu sagen, ist beängstigend. Das Drama ist die reine Erlösung. — Ist das ein Lob, dass diese Musik allein unerträglich ist (von einzelnen absichtlich isolirten Stellen abgesehn), als Ganzes? — Genug, diese Musik ist ohne Drama eine fortwährende Verleugnung aller höchsten Stilgesetze der älteren Musik: wer sich völlig an sie gewöhnt, verliert das Gefühl für diese Gesetze. Hat aber das Drama durch diesen Zusatz gewonnen? Es ist eine symbolische Interpretation hinzugetreten, eine Art philologischen Commentars, welcher die innere freie Phantasie des Verstehens mit Bann belegt — tyrannisch! Musik ist die Sprache des Erklärers, der aber fortwährend redet und uns keine Zeit lässt: überdies in einer schweren Sprache, die wieder eine Erklärung fordert. Wer einzeln sich erst die Dichtung (Sprache!) eingelernt hat, dann sie mit dem Auge in Action verwandelt hat, dann die Musik-Symbolik herausgesucht und verstanden hat und ganz sich hineinlebt, ja in alles Dreies sich verliebt hat, — der hat dann einen ungemeinen Genuss. Aber wie anspruchsvoll! Aber es ist unmöglich, ausser für kurze Augenblicke, — weil zu angreifend, diese zehnfache Gesammtaufmerksamkeit von Auge Ohr Verstand Gefühl, höchste Thätigkeit des Aufnehmens, ohne jede productive Gegenwirkung! — Dies thun die

wenigsten: woher doch die Wirkung auf so viele? Weil man intermittirt mit der Aufmerksamkeit, ganze Strecken stumpf ist, weil man bald auf die Musik, bald auf das Drama, bald auf die Scene allein Acht giebt — also das Werk zerlegt. — Damit ist aber über die Gattung der Stab gebrochen: nicht das Drama, sondern ein Augenblick ist das Resultat, oder eine willkürliche Auswahl. Der Schöpfer einer neuen Gattung hat Acht hier zu geben! Nicht die Künste immer nebeneinander, — sondern die Mässigung der Alten, welche der menschlichen Natur gemäss ist.

93.

Das psychologische Gesetz in der Entwicklung der Leidenschaft (Handlung, Rede, Geberde) und der musikalischen Symphonie decken sich nicht: die Wagnerische Behauptung kann als widerlegt gelten, durch seine Kunst. — Alles Grosse ist da, wo die Musik dominirt, oder dort, wo die Dramatik dominirt — also nicht im Parallelismus.

94.

Es entschlüpfen ihm kurze Stellen guter Musik: fast immer im Widerspruch zum Drama.

95.

Widerspruch im vorausgesetzten Zuhörer. Höchst künstlerisch als Empfänger und völlig unproductiv! Die Musik tyrannisirt die Empfindung durch allzupeinliche Ausführung des Symbolischen, die Bühne tyrannisirt das Auge. Etwas Sclavenhaft-Unterthäniges und doch ganz Feuer und Flamme zugleich bei dieser Kunst — deshalb eine Parteizucht sonder Gleichen nöthig. Deshalb Judenthum u. s. w. als Hetzpeitsche.

96.

Mehrere Wege zur Musik stehen noch offen (oder standen noch offen, ohne Wagner's Einfluss). Organische Gebilde als Symphonie mit einem Gegenstück als Drama (oder Mimus ohne Worte?) und dann absolute Musik, welche die Gesetze des organischen Bildens wiedergewinnt und Wagner nur benutzt als Vorbereitung. Oder Wagner überbieten: dramatische Chormusik, Dithyrambus. Wirkung des Unisono. Musik aus geschlossenen Räumen in's Gebirge und Waldgehege.

97.

Wagner hat den Gang unterbrochen, unheilvoll, nicht wieder die Bahn zu gewinnen. Mir schwebte eine sich mit dem Drama deckende Symphonie vor. Vom Liede aus sich erweiternd. Aber die Oper, der Effect, das Undeutsche zog Wagner anderswohin. Alle nur denkbaren Kunstmittel in der höchsten Steigerung.

6. Die Musik Wagner's.

98.

Wir stehen der Musik zu nahe, wir deuten nur hin, spätere Zeiten werden unsre Schriften über Musik gar nicht verstehen.

99.

Beethoven hat es besser gemacht als Schiller, Bach besser als Klopstock, Mozart besser als Wieland, Wagner besser als Kleist.

100.

Wagner erinnert an die Lava, die ihren eignen Lauf durch Erstarrung hindert und plötzlich sich durch Blöcke gehemmt fühlt, die sie selbst bildet. Kein *Allegro con fuoco* für ihn.

101.

Richard Wagner sieht die Musik zu den Empfindungen, welche er beim Anblicken dramatischer Scenen hat; nach dieser Musik zu schliessen ist er der ideale Zuschauer eines Dramas.

102.

Seine Seele singt nicht, sie spricht, aber so wie die höchste Leidenschaft spricht. Natürlich ist bei ihm der Ton, Rhythmus, Geberdenfall der Rede; die Musik ist dagegen nie ganz natürlich, eine Art erlernter Sprache mit mässigem Vorrath von Worten und einer andern Syntax.

103.

Ich vergleiche mit Wagner's Musik, die als Rede wirken will, die Relief-Sculptur, die als Malerei wirken will. Die höchsten Stilgesetze sind versetzt, das Edelste kann nicht mehr erreicht werden.

104.

Das Wogende, Wallende, Schwankende im Ganzen der Wagnerischen Musik.

105.

Wagner's Musik interessirt immer durch irgend etwas: und so kann bald die Empfindung, bald der Verstand ausruhen. Diese gesammte Anspannung und Erregung unseres Wesens ist es, wofür wir so dankbar sind. Man ist schliesslich geneigt, ihm seine Fehler und Mängel zum Lobe zu rechnen, weil sie uns selber productiv machen.

106.

Bei Wagner's Verwerfung der Formen fällt einem Eckermann ein: „es ist keine Kunst geistreich zu sein, wenn man vor nichts Respect hat."

107.

Seine Werke erscheinen wie gehäufte Massen grosser Einfälle, man wünscht einen grösseren Künstler herbei, sie zu behandeln.

108.

Auch in der Musik giebt es eine Logik und eine Rhetorik als Stilgegensätze. Wagner wird Rhetor, wenn er ein Thema behandelt.

Tiefgehendes Misstrauen gegen seine musikalische Erfindung in der Dialektik. Er maskirt auf alle Weise den Mangel.

109.

Seiner Musik fehlt, was seinen Schriften fehlt: Dialektik. Dagegen Kunst der Amplification sehr gross.

110.

Nach einem Thema ist Wagner immer in Verlegenheit, wie weiter. Deshalb lange Vorbereitung, Spannung. Eigene Verschlagenheit, seine Schwächen als Tugenden umzudeuten, so das Improvisatorische.

111.

Wagner kann mit seiner Musik nicht erzählen, nicht beweisen, sondern überfallen, umwerfen, quälen, spannen, entsetzen; — was seiner Ausbildung fehlt, hat er in sein Princip genommen. Die Stimmung ersetzt die Composition: er geht zu direct zu Wege.

112.

Armuth an Melodie und in der Melodie bei Wagner. Die Melodie ist ein Ganzes mit vielen schönen Proportionen, Spiegelbild der geordneten Seele. Er strebt darnach: hat er eine Melodie, so erdrückt er sie fast in seiner Umarmung.

113.

Problem: der Musiker, dem der Sinn für Rhythmus abgeht.

Hebräischer Rhythmus (Parallelismus), Überreife des rhythmischen Gefühls, auf primitive Stufen zurückgreifend. Mitte der Kunst vorüber.

114.

Wie Meister Erwin von Steinbach von seinen französischen Mustern und Meistern abhängig ist, frei und sie überragend, so Wagner von den Franzosen und Italiänern.

115.

Die grosse Oper aus französischen und italiänischen Anfängen. Spontini, als er die Vestalin schuf, hatte wohl noch keine Note eigentlich deutsche Musik gehört. Tannhäuser und Lohengrin — für sie hat es noch keinen Beethoven, allerdings einen Weber gegeben. Bellini, Spontini, Auber gaben den dramatischen Effect; von Berlioz lernte er die Orchestersprache; von Weber das romantische Colorit.

116.

Die Kunst der Orchester-Farben mit feinstem Ohre den Franzosen, Berlioz abgehört (frühzeitig).

117.

Tannhäuser und Lohengrin keine gute Musik. Das Ergreifende, Rührende wird eben durchaus nicht von der reinsten und höchsten Kunst am sichersten erreicht. Vergröberung.

118.

Es fehlt die natürliche Vornehmheit, die Bach und Beethoven haben, die schöne Seele (selbst Mendelssohn); eine Stufe tiefer.

119.

Wagner ahmt sich vielfach selber nach — Manier. Deshalb ist er auch am schnellsten unter Musikern nachgeahmt worden. Es ist leicht.

120.

Wagner kämpft gegen das Monumentale, aber glaubt an das allgemein Menschliche!

Stil-Tradition: hier will er monumentalisiren, wo es am wenigsten erlaubt ist — im Tempo!

121.

Mendelssohn, an dem sie die Kraft des elementaren Erschütterns (beiläufig gesagt: das Talent des Juden des alten Testaments) vermissen, um an dem, was er hat, Freiheit im Gesetz und edle Affecte unter der Schranke der Schönheit, einen Ersatz zu finden.

122.

Liszt, der erste Repräsentant aller Musiker, kein Musiker: der Fürst, nicht der Staatsmann. Hundert Musikerseelen zusammen, aber nicht genug eigne Person, einen eignen Schatten zu haben.

123.

Heilsamste Erscheinung ist Brahms, in dessen Musik mehr deutsches Blut fliesst als in der Wagner's, — womit ich viel Gutes, jedoch keineswegs allein Gutes gesagt haben möchte.

7. Wagner's Schriften.

124.

Wagner, der in seinen Prosaschriften mehr bewundert als verstanden werden will.

125.

Wagner hat in seinen Schriften nicht Grösse, Ruhe, sondern Anmaassung. Warum?

126.

Wagner's Stil. — Die allzuzeitige Gewöhnung, über die wichtigsten Gegenstände ohne genügende Kenntnisse mitzureden, hat ihn so unbestimmt und unfassbar gemacht: dazu der Ehrgeiz, es dem witzigen Feuilleton gleich zu thun, — und zuletzt die Anmaassung, die sich gern mit Nachlässigkeit paart: „siehe, alles war sehr gut."

127.

Schrecken, bis zu welchem Grade ich selbst an Wagner's Stil Vergnügen haben konnte, der so nachlässig ist, dass er eines solchen Künstlers nicht würdig ist.

128.

Ich habe gesagt, man könne sehr viel über die Entstehung des Kunstwerks aus Wagner's Schriften lernen. Nämlich die tiefe Ungerechtigkeit, Selbstlust und Überschätzung, die Verachtung der Kritik u. s. w.

8. Die Wagnerianer.

129.

Bei Wagner blinde Verleugnung des Guten (wie Brahms), bei der Partei sehende Verleugnung.

130.

Statt in's Leben überzuströmen, fördert die Wagnerische Kunst bei den Wagnerianern nur die Tendenzen, zum Beispiel religiöse, nationale.

131.

Wagner's Kunst für solche, welche sich eines wesentlichen Fehlers in ihrer Lebens-Führung bewusst sind: entweder eine grosse Natur durch niedrige Thätigkeit eingeklemmt zu haben oder durch Müssiggang vergeudet oder durch Conventions-Ehen u. s. w.

Weltflüchtig ist hier = Ich-flüchtig.

132.

Wagnerianer wollen nichts an sich ändern, leben im Verdruss über Fades, Conventionelles, Brutales — die Kunst soll zeitweilig magisch sie darüber hinausheben. Willensschwäche.

133.

Wagner's Kunst für Gelehrte, die nicht Philosophen zu werden wagen: Missbehagen über sich, gewöhnlich dumpfe Betäubung — von Zeit zu Zeit im Gegentheile baden.

134.

Bei Ungenügen stellt sich leicht Geist-Vergiftung ein: so bei den Zielen der Bayreuther Blätter.

9. Wagner's Wirkungen.

135.

Wir müssen der falschen Nachwirkung Wagner's widerstreben. Wenn er, um den Parsifal schaffen zu können, genöthigt ist, aus den religiösen Quellen her neue Kräfte zu pumpen, so ist dies kein Vorbild, sondern eine Gefahr.

136.

Ich habe die Besorgniss, dass Wagner's Wirkungen zuletzt in den Strom einmünden, der jenseits der Berge entspringt und der auch über Berge zu fliessen versteht.

Die Bayreuther Festspiele.

137.

Der Schopenhauerische Mensch trieb mich zur Skepsis gegen alles Verehrte, Hochgehaltene, bisher Vertheidigte (auch gegen Griechen, Schopenhauer, Wagner), Genie, Heilige, Pessimismus der Erkenntniss. Bei diesem Umweg kam ich auf die Höhe, mit den frischesten Winden. — Die Schrift über Bayreuth war nur eine Pause, Zurücksinken, ein Ausruhen. Dort gieng mir die Unnöthigkeit von Bayreuth für mich auf.

138.

Ich glaubte mich Wunder wie fern von Philosophie und gieng in Nebel und Sehnsucht vorwärts. — Plötzlich —

139.

Mein Fehler war der, dass ich nach Bayreuth mit einem Ideal kam: so musste ich denn die bitterste Enttäuschung erleben. Die Überfülle des Hässlichen, Verzerrten, Überwürzten stiess mich heftig zurück.

140.

Wagner's Nibelungenring sind strengste Lesedramen, auf die innere Phantasie rechnend. Hohes Kunstgenre, auch bei den Griechen.

141.

Epische Motive für die innere Phantasie: viele Scenen wirken viel schwächer in der Versinnlichung (der Riesenwurm und Wotan).

142.

Diese wilden Thiere mit Anwandlungen eines sublimirten Zart- und Tiefsinns haben nichts mit uns zu thun. Dagegen zum Beispiel Philoktet.

Wotan, wüthender Ekel: mag die Welt zu Grunde gehn.

Brünnhilde liebt: mag die Welt zu Grunde gehn.

Siegfried liebt: was schiert ihn das Mittel des Betrugs (ebenso Wotan).

Wie ist mir das alles zuwider!

143.

Anwandlung der Schönheit: Rheintöchterscene, gebrochene Lichter, Farbenüberschwang, wie bei der Herbstsonne, Buntheit der Natur, glühendes Roth, Purpur, melancholisches Gelb und Grün fliessen durcheinander.

144.

Am wenigsten stimme ich denen bei, welche mit Decorationen, Scene, Maschinerie in Bayreuth unzufrieden waren. Viel zu viel Fleiss und Erfindung war darauf verwandt, die Phantasie in Fesseln zu schlagen, bei Stoffen, die ihren epischen Ursprung nicht verleugnen. Aber der Naturalismus der Geberde, des Gesanges, im Vergleich zum Orchester!! Was für geschraubte, erkünstelte, verdorbene Töne, was für eine falsche Natur hörte man da!

145.

Einzelne Töne von einer unglaubwürdigen Natürlichkeit wünsche ich nie wieder zu hören; ja sie auch nur vergessen zu können (Materna).

146.

Wie auf unsern Theatern Helden mit Lindwürmern kämpfen und wir an ihr Heldenthum glauben sollen, trotzdem wir sehen — also sehen und doch glauben — so auch bei ganz Bayreuth.

147.

Warum fehlten die Gelehrten in Bayreuth? Sie hatten es nicht nöthig. Das hätte ich ihnen früher zum Vorwurf gemacht. Jetzt —

148.

Den Untergang der letzten Kunst erleben wir: Bayreuth überzeugte mich davon.

149.

Im Böhmerwald erhob ich mich über die Phase.

150.

Mein Gemälde Wagner's gieng über ihn hinaus, ich hatte ein ideales Monstrum geschildert, welches aber vielleicht im Stande ist, Künstler zu entzünden. Der wirkliche Wagner, das wirkliche Bayreuth war nur wie der schlechte allerletzte Abzug eines Kupferstichs auf geringem Papier. Mein Bedürfniss, wirkliche Menschen und deren Motive zu sehen, war durch diese beschämende Erfahrung ungemein angereizt.

151.

Dies sah ich ein, mit Betrübniss, manches sogar mit plötzlichem Erschrecken. Endlich aber fühlte ich, dass ich, gegen mich und meine Vorliebe Partei ergreifend, den Zuspruch und Trost der Wahrheit vernehmen würde; — ein viel grösseres Glück kam dadurch über mich, als das war, welchem ich jetzt freiwillig den Rücken wandte.

Die Flucht.

152.

Montaigne: „Wer einmal ein rechter Thor gewesen, wird niemals wieder recht weise werden.“ Das ist, um sich hinter den Ohren zu krauen.

153.

Ich sagte als Student: „Wagner ist Romantik, nicht Kunst der Mitte und Fülle, sondern des letzten Viertels: bald wird es Nacht sein.“ Mit dieser Einsicht war ich Wagnerianer, ich konnte nicht anders, aber ich kannte es besser.

154.

Ich war verliebt in die Kunst, mit wahrer Leidenschaft, und sah zuletzt in allem Seienden nichts als Kunst — im Alter, wo sonst vernünftigermaassen andre Leidenschaften die Seele ausfüllen.

155.

Goethe: „Das Sehnsüchtige, das in mir lag, das ich in früheren Zeiten vielleicht zu sehr gehegt und bei fortschreitendem Leben kräftig zu bekämpfen trachtete, wollte dem Manne nicht mehr ziemen, und er suchte deshalb die volle endliche Befriedigung.“ Schluss?

156.

„Verwundet hat mich, der mich erweckt.“

157.

Ich habe das Talent nicht, treu zu sein und, was schlimmer ist, nicht einmal die Eitelkeit, es zu scheinen.

158.

Wer etwas vollbringt, das über den Gesichts- und Gefühlskreis der Bekannten hinausliegt, — Neid und Hass als Mitleid, — die Partei betrachtet das Werk als Entartung, Erkrankung, Verführung. Lange Gesichter.

159.

Erziehung, zwei Haupt-Epochen: 1) Schleier-Zuziehen, 2) Schleier-Aufheben. Fühlt man sich hinterdrein wohl, so war es die rechte Zeit.

160.

Ich will es nur gestehen: ich hatte gehofft, durch die Kunst könne den Deutschen das abgestandene Christenthum völlig verleidet werden — deutsche Mythologie als abschwächend, gewöhnend an Polytheismus.

Welcher Schrecken über die Restaurations-Strömungen!!

161.

Wozu sind Wagner's Thorheiten und Ausschweifungen und die seiner Partei nutz? Oder sind sie nützlich zu machen? Er trägt eine lärmende Glocke durch sie mit herum. Ich wünsche ihn nicht anders.

162.

Ich sah in Wagner den Gegner der Zeit, auch in dem, wo diese Zeit Grösse hat, und wo ich selber in mir Kraft fühlte.

Eine Kaltwassercur schien mir nöthig. Ich knüpfte an die Verdächtigung des Menschen an, an seine Verächtlichkeit, die ich früher benützte, um mich in jene übermüthigen metaphysischen Träume zu heben. Ich kannte den Menschen gut genug, aber ich hatte ihn falsch gemessen und beurtheilt: der Grund zum Verwerfen fehlte.

163.

Weder so heftig am Leben leiden, noch so matt und emotionsbedürftig, dass uns Wagner's Kunst nothwendig, als Medium, wäre. — Dies ist der Hauptgrund der Gegnerschaft, nicht unlautere Motive: man kann etwas, wozu uns kein Bedürfniss treibt, was wir nicht brauchen, nicht so hoch schätzen.

164.

Wagner's Kunst nicht mehr nöthig haben oder noch nöthig haben.

Ungeheure Antriebe sind in ihr: sie treibt über sich hinaus.

165.

Goethe: „Byron's Kühnheit, Keckheit und Grandiosität, ist das nicht alles bildend? Wir müssen uns hüten, es stets im entschieden Reinen und Sittlichen suchen zu wollen. Alles Grosse bildet, sobald wir es gewahr werden.“ Dies auf Wagner's Kunst anzuwenden.

166.

Die Wirkungen der Wagnerischen Rhetorik sind so heftig, dass unser Verstand hinterdrein Rache übt, — es ist wie beim Taschenspieler. Man kritisirt Wagner's Mittel der Werke strenger.

167.

Die Freude über Rée's „psychologische Beobachtungen" eine der allergrössten. Woher? So empfand ich: die Motive der Menschen sind nicht viel werth. Wie Sokrates von den weisen Menschen, so ich von den moralischen. Damals machte ich Ausnahmen, um diese recht hoch zu stellen, stellte ich jene so tief (und missverstand dabei gewiss den Autor).

168.

Wie kann man einen solchen Genuss an der Trivialität haben, dass Selbstliebe die Motive aller unsrer Handlungen abgiebt? 1) Weil ich lange nichts davon wusste (metaphysische Periode). 2) Weil der Satz sehr oft erprobt werden kann und unsern Scharfsinn anregt und so uns Freude macht. 3) Weil man sich in Gemeinschaft mit allen Erfahrenen und Weisen aller Zeiten fühlt: es ist eine Sprache der Ehrlichen, selbst unter den Schlechten. 4) Weil es die Sprache von Männern und nicht von schwärmerischen Jünglingen ist. (Schopenhauer fand seine Jugendschrift, namentlich das vierte Buch, sich ganz fremd.) 5) Weil es antreibt, es auf unsre Art mit dem Leben aufzunehmen und falsche Maassstäbe abweist und ermuthigt.

169.

Ich hatte die Lust an den Illusionen satt. Selbst in der Natur verdross es mich, einen Berg als ein Gemüthsfactum zu sehen. — Endlich sah ich ein, dass auch unsere Lust an der Wahrheit auf der Lust der Illusion ruht.

170.

Ich rathe jedem, sich vor gleichen Pfaden (Wagner und Schopenhauer) nicht zu fürchten. Das ganz eigentlich unphilosophische Gefühl, die Reue, ist mir ganz fremd geworden.

Schluss.

171.

Mir ist zu Muthe, als ob ich von einer Krankheit genesen sei: ich denke mit unaussprechlicher Süssigkeit an Mozart's Requiem. Einfache Speisen schmecken mir wieder.

172.

Das „Lied an die Freude" (22. Mai 1872) eine meiner höchsten Stimmungen. Erst jetzt fühle ich mich in dieser Bahn. — „Frei wie seine Sonnen fliegen, wandelt Brüder eure Bahn!" — Was für ein gedrücktes und falsches Fest war das von 1876. Und jetzt qualmt aus den „Bayreuther Blättern" alles gegen das Lied an die Freude.

173.

Aber hinterdrein wurde mir der Blick für die tausend Quellen in der Wüste geöffnet. Jene Periode sehr nützlich gegen eine vorzeitige Altklugheit.

Jetzt tagte mir das Alterthum und Goethe's Einsicht der grossen Kunst: und jetzt erst konnte ich den schlichten Blick für das wirkliche Menschenleben gewinnnen: ich hatte die Gegenmittel dazu, dass kein vergiftender Pessimismus draus wurde. Schopenhauer wurde „historisch", nicht als Menschenkenner.

174.

Ich freue mich, dass die Natur nicht romantisch ist: die Unwahrheit ist allein menschlich: sich so weit als möglich von ihr lösen heisst erkennen, den Menschen in die Natur und ihre Wahrheit zurückübersetzen. Was liegt mir da an der Kunst! — Aber kräftige Luft, Schutz vor der Sonne und der Nässe, Abwesenheit der Menschen — das ist meine Natur.

175.

Entwicklung des Sophokles verstehe ich durch und durch — der Widerwille gegen den Pomp und Prunkeffect.

176.

Der starke freie Mensch ist Nicht-Künstler (gegen Wagner.)

177.

Was wird aus einer Kunst, die an ihr Ende gekommen ist? Sie selbst stirbt ab, — die von ihr gegebene Wirkung kommt andern Gebieten zu Gute, ebenso die nunmehr, bei ihrem Ende, freiwerdende nicht verwendete Energie. Wo also zum Beispiel?

178.

Allmähliches Aufgeben vom Verband der Nation
„ „ „ Partei
„ „ „ Freundschaft
„ „ der Consistenz der Handlungen.

179.

Einsicht in die Ungerechtigkeit des Idealismus, darin dass ich mich für meine getäuschten Erwartungen an Wagner rächte.

180.

Ich sehe die Leidenden, die in die Höhenluft des Engadin sich begeben. Auch ich sende die Patienten in meine Höhenluft — welcher Art ist ihre Krankheit?

181.

Ein Zeichen von der Gesundheit der Alten, dass auch ihre Moral-Philosophie diesseits der Grenze des Glücks blieb. Unsere Wahrheits-Forschung ist ein Excess: dies muss man einsehen.

182.

Plato's Abwendung von der Kunst symbolisch-typisch am Schluss.

183.

Die höchste Aufgabe am Schluss, Wagner und Schopenhauer öffentlich zu danken und sie gleichsam gegen sich Partei nehmen zu machen.

Nachträge

zu den

Vermischten Meinungen und Sprüchen.

(Sommer bis Ende 1878.)

Von den ersten und letzten Dingen.

1.

Wenn man nicht das Leben für eine gute Sache hält, die erhalten werden muss, so fehlt all unsern Bestrebungen der Wissenschaft der Sinn (der Natur), selbst wozu Wahrheit?

2.

Wenn einer auch alle Wolfs- und Fuchs- und Löwengänge der Erkenntnisstheorie durchgemacht hat, — der erste beste Neuling, der in diesen Gängen sich herumdreht, ist competent, wenn wir die Sonne aufgehen lassen und die Erde still stellen.

3.

Die Wissenschaft macht dem, welcher sie fördert, Lust: sehr wenig dem, welcher Resultate empfängt. Aber anders mit Kunst, Religion u. s. w. Wir müssen das Reich der Unwahrheit in uns halten: dies ist die Tragödie.

Zur Geschichte der moralischen Empfindungen.

4.

Vom Standpunkte des intellectualen Gewissens zerfallen die Menschen in gute: solche, welche den guten Willen haben, sich belehren zu lassen — und solche, welche diesen Willen nicht haben: die bösen.

5.

Das was erst herkömmlich ist, wird nicht nur mit Pietät sondern auch mit Vernunft und Gründen nachträglich überhäuft und gleichsam durchsickert. So sieht zuletzt eine Sache sich vernünftig an (vieles an ihr ist zurechtgeschoben und verschönt). Dies täuscht über ihre Herkunft.

6.

Der grösste Theil unseres Wesens ist uns unbekannt. Trotzdem lieben wir uns, reden als von etwas ganz Bekanntem, auf Grund von ein wenig Gedächtniss. Wir haben ein Phantom von „Ich“ im Kopfe, das uns vielfach bestimmt. Es soll Consequenz der Entwicklung bekommen. Das ist die Privat-Cultur-That — wir wollen Einheit erzeugen (aber meinen, sie sei nur zu entdecken!).

7.

Perennirendes Misstrauen gegen sogenannte moralische Handlungen. Der Mensch handelt, wie er sich am wohlsten fühlt.

Ausnahmsweise trotziges selbstverachtendes Höhenluftgefühl der Moralität.

8.

Goethe definirt die Pflicht: „wo man liebt, was man sich selbst befiehlt". Gewöhnlich: „wo man sich befiehlt, was man liebt".

9.

Verkleinerungssucht als nützlich. — Nicht wenige Menschen haben, um ihre Selbstachtung und eine gewisse Tüchtigkeit im Handeln aufrecht zu erhalten, durchaus nöthig, alle ihnen bekannten Menschen in ihrer Vorstellung herabzusetzen und zu verkleinern. Indem wir alle den Vortheil jener Tüchtigkeit haben, müssen wir das nothwendige Werkzeug dazu, den Neid und die Verkleinerungssucht, wohl oder übel gut heissen.

10.

Wer dem Verstand nicht zu trauen wagt, sucht ihn zu verdächtigen. Die Gefühls-Menschen.

11.

Wie sehr wir auch die Moralität zersetzen, unsre eigene, im ganzen Wesen eingenistet, kann dabei nicht zersetzt werden. Unsre Art, wahr und unwahr zu sein, bleibt undiscutirbar. Der Ton des Suchens ist einer, und der Ton des Habens ist ein anderer.

12.

Dühring, um positiv zu werden, wird unwissenschaftlich (Ethik).

13.

Da alle Glück wollen, die Eigenschaften, Affecte sehr verschieden und kaum veränderlich sind: so muss man alle Anfänge geistreich benutzen. Ethik für Geistreiche.

Aus der Seele der Künstler und Schriftsteller.

14.

Das Grosse zu lieben, auch wenn es uns demüthigt. Warum sollte der Künstler nicht vor der Wahrheit knieen, der Führer einer geistigen Bewegung sich beschämt vor der Gerechtigkeit niederwerfen und sagen: „Ich weiss es, Göttin, meine Sache ist nicht deine Sache, vergieb, aber ich kann nicht anders.“

15.

Da Meister nicht geboren werden, — nicht einmal Stümper.

16.

Man kann wenig sogleich haben, aber man kann alles haben, wenn man nur Zeit hat. Zeit ist das Capital, welches alle Tugenden und Talente in der Welt zu Zinsen trägt.

17.

Mit dem Zerrbild hebt die Kunst an. Dass etwas bedeutet, erfreut. Dass das Bedeutende verspottet, belacht wird, erfreut mehr. Das Belachen als erstes Zeichen des höheren seelischen Lebens (wie in der bildenden Kunst).

18.

Was Goethe bei Heinrich von Kleist empfand, war sein Gefühl des Tragischen, von dem er sich abwandte: es war die unheilbare Seite der Natur. Er selbst war conciliant und heilbar. Das Tragische hat es mit unheilbaren, das Komische mit heilbaren Leiden zu thun.

19.

Tragik und Komik geben eine Caricatur des Lebens, nicht ein Abbild. „Pathologisch".

20.

Die Barockkunst trägt die Kunst der Höhe mit sich herum und verbreitet sie — ein Verdienst!

21.

An der Art, wie das Genie bewundert, erkennt man leicht, ob es einem wildem Baume ungebändigter Selbstsucht aufgepfropft ist — in diesem Falle bewundert es an den Grossen früherer Zeiten sehr prunkvoll die eignen Glanzseiten vereinzelt, es dreht nur jene Seiten an's Licht, es wirft einen Schatten auf die andern; — oder aber: ob es einem veredelten Baume als ebenbürtig erwuchs: dann liebt es das, was mehr und anders ist als bei ihm: wie Goethe.

22.

Den höchsten Formensinn, auf der einfachsten Grundform das Complicirteste folgerichtig zu entwickeln, finde ich bei Chopin. Bei der deutschen Musik werden moralische Factoren zu hoch angerechnet.

23.

Keller, Burckhardt zu erwähnen: vieles Deutsche erhält sich jetzt besser in der Schweiz, man findet es hier deutlicher erhalten.

24.

Es ist nicht auszurechnen, wie schwer es ist, über das litterarische Empfinden hinaus zu kommen. Man kann sich täuschen bei andern, weil deren litterarische Bildung zu gering oder eine andre ist.

25.

Man bildet sich ein bei einem Buche, der Grundton sei das erste, was man an ihm heraushöre, — aber es hört einer gewöhnlich etwas hinein, was er so nennt.

26.

Die Zeit, wo Bücher und Gespräche von Gedanken überladen sind, ist nicht die des Gedankenreichthums. Wenn letzterer da ist, zwingt er zur Ordnung und Schlichtheit im Haushalt. Junge Leute lieben das Überladene, weil es den Schein bei den Armen (die die Mehrzahl sind) erweckt.

27.

Weshalb sind alle Musiker schlechte Schriftsteller, ohne Gehör für den Rhythmus, ohne Strenge der Gedankenfügung? Die Musik erschlafft das Denken und überfeint das Ohr. Das unbestimmte Symbolische; — sich daran genügen lassen.

28.

Der Künstler wähnt, er habe durch seine grossen Geschenke sich die Seele gekauft: aber er hat sie nur umfänglich gemacht, um noch grössere Geschenke von andern Seiten her aufzunehmen und den angebotenen Kaufpreis als viel zu gering zu achten.

29.

„Veredelung des Luxus, nicht Abschaffung“ erstreben die Künstler — klagen die Idealisten. Aber das, was man Abschaffung nennt (Verflüchtigung, Sublimirung ist es), geschieht doch auf jenem Wege. Das Überflüssige ist die Voraussetzung alles Schönen.

30.

Ich kenne kein Mittel, um etwas Gutes zu erkennen, als selber etwas Gutes zu machen. Dies giebt uns Flügel, mit denen sich zu manchem entlegenen Neste, in dem Gutes sitzt, fliegen lässt.

31.

Der Dichter lässt seinen Geist für sein Herz gelten, der Denker trägt unvermerkt sein Herz in seinen Geist; ersterer als Schauspieler.

32.

Das Warten auf die Anerkennung der Zukunft hat nur Sinn, wenn die Menschheit unverändert bleibt. — So hiess es nur: in seiner historischen Vereinsamung einmal begriffen werden.

Anzeichen höherer und niederer Cultur.

33.

Alles Bleibende ergreift, macht Sehnsucht — so sehr verwechseln wir das Bleibende und das Gute.

34.

Die ungefähr einartige Entwicklung der Vernunft und des Gefühls ist das Ziel der Cultur (als Grundlage des Verstehens, des gemeinsamen Helfens und Förderns). Darin liegt die Bedeutung solcher organisirenden Weltmächte wie *imperium romanum,* Christenthum, vor allem Wissenschaft. Im allgemeinen und kleinen herrscht das Missverstehen vor: daher der excentrische Egoismus, nicht aus Schlechtigkeit. — Eine grosse Einbusse ist mit dieser nivellirenden Cultur verknüpft. „Geschichte" ist die Erzählung von den Mitteln, den Leitungen, Verkehrswegen zur Einartigwerdung.

35.

Polen das einzige Land abendländisch-römischer Cultur, das nie eine Renaissance erlebt hat. Reformation der Kirche ohne Reformation des gesammten Geisteslebens, deshalb ohne dauernde Wurzeln zu schlagen. Jesuitismus, adelige Freiheit richteten es zu Grunde. Genau so wäre es den Deutschen ohne Erasmus und die Humanisten später gegangen.

36.

Was wollen wir mit Wohlstand und Gesundheit? — Freude und Behagen. Nun, die Quellen dazu liegen im Geiste und Gemüthe. Wohlstand und Gesundheit suchen nur eine Art von Schlamm zu beseitigen, welcher sich dem Ausfliessen entgegenstellt. — Kampf der Mittel zur Freude, — wenn Kunst und Wahrheitssinn streiten. Aber dieser Kampf kann selbst zu einer Quelle der Freude werden. Zuletzt ist die Entwicklung des Menschen die Freude aller Freuden.

37.

Tiberius: Wahnsinn des Handeln-Könnens. Gegenstück: Wahnsinn des Wissenkönnens.

38.

Wissen: Erstarrung — Handeln: Epilepsie, unfreiwilig.

Der Mensch im Verkehr.

39.

Der Mensch will nicht nur, dass seine Art zu leben angenehm oder nützlich sei: sie soll auch ein Verdienst sein, und zwar um so mehr ihm klar ist, dass die Annehmlichkeit nicht gross ist. Er will sich durch die Ehre schadlos halten.

40.

Ein Mensch, der durch Lob und Tadel verdirbt — ein Baum, der durch Sonnenschein und Regen verdirbt — beide sind schon verdorben, und alles wird ihnen zum Anlass des Untergangs.

41.

Nie mit jemandem umgehen, der nicht zu hören versteht, sondern sich und seine Einfälle vorführt, da er so das Gespräch zu führen meint. Es ist das Merkzeichen eines grossen Egoisten, sei er noch so begabt.

42.

Gegen das Briefschreiben unter Freunden. Sobald man Briefe schreibt, beginnt man schon zu irren.

43.

Jener Abschied, wo man endlich sich trennt, weil die Empfindung und das Urtheil nicht mehr zusammen gehen wollen, bringt uns einer Person am nächsten, und wir schlagen gewaltsam gegen die Mauer, welche die Natur zwischen ihr und uns errichtet hat.

Der Mensch mit sich allein.

44.

Wie vom Curare-Pfeil der Erkenntniss angeschossen bin ich: alles sehend.

45.

Hast du eine grosse Freude an etwas gehabt? So nimm Abschied, nie kommt es zum zweiten Male.

46.

Das Feierliche ist mir zuwider geworden: was sind wir!

47.

Meine moralischen Beobachtungen gehen über die Mitte hinaus — ein Phänomen der noch nicht hergestellten Gesundheit.

48.

Die Wahrheit soll, wie die Sonne, nicht zu hell sein: sonst flüchten die Menschen in die Nacht und machen es dunkel.

49.

Es giebt gewiss viel feinere Köpfe, stärkere und edlere Herzen als ich habe: aber sie frommen mir nur

soweit, als ich ihnen gleich komme und wir uns helfen können. Was dann übrig bleibt, könnte, für mich, und von mir aus gesehen, fehlen: die Welt bliebe immer noch ganz, als meine Welt.

50.

Ich habe öfter das Glück gehabt, die gute Saite eines Menschen zu treffen und ganze Tage lang ihren Ton zu geniessen; andre, auf meine Empfehlung, lernten sie kennen und fanden unerträgliche, eingebildete, kindische Gesellen — es waren dieselben, die mich einen wahren Schatz von Seelengüte, bescheidnen Muthes und Vertrauens blicken liessen.

51.

Unerwartete Belehrung. — Erst ein Leben voller Schmerzen und Entsagungen lehrt uns, wie das Dasein ganz mit Honigseim durchtränkt ist: weshalb die Askese nicht selten aus einem verschmitzten Epikureismus gewählt sein mag. — Die „Pessimisten“ sind kluge Leute mit verdorbenem Magen: sie rächen sich mit dem Kopf für ihre schlechte Verdauung.

52.

Ich habe keinen Menschen mit Überzeugungen kennen gelernt, der mir nicht, wegen dieser Überzeugungen, bald Ironie erregt hätte.

53.

Ich brauche die Salbbüchsen und Medicinflaschen aller antiken Philosophen.

54.

Das Faust-Problem überwunden mit der Metaphysik.

55.

Dem Einzelnen kühne Willkür des Lebens zu vindiciren. Jetzt erst!

56.

Nöthig, den ganzen Positivismus in mich aufzunehmen, und nun doch noch Tragik, Idealismus u. s. w.

57.

Die Menschen können den Ton des Versprechens und den Ton der Erfüllung nicht zusammen hören: denn sie haben sich aus dem Versprechen etwas herausgehört, was nicht darin war. — So ich: ich versprach Wahrheits-Härte — freilich mit manchem phantastischen Ausdrucke: und nun hab ich diesen unschuldigen Kindern ihren Milchtopf umgestossen.

58.

Den grössten Unterschied macht es, ob man für das Minuten-Glück oder das Zeiten-Glück von seinem Temperamente vorgerichtet ist. Leicht verwechselt man und strebt nach falschen Zielen (in Kunst und Philosophie). Es verdirbt auch das Temperament und die Begabung.

59.

Mein Wesen enthüllt sich — ob es sich entwickelt? — Von Kindheit an überladen mit fremdem Charakter und fremdem Wissen. Ich entdecke mich selbst.

60.

Verfeinerter Heroismus mit Augenschliessen über sich selbst, an mir bemerkt. Vielleicht schliessen andre bei ihrer Thätigkeit die Augen.

61.

Eine Haupteigenschaft: ein verfeinerter Heroismus (den ich übrigens auch bei Epikur anerkenne). In meinem Buche giebt es kein Wort gegen Todesfurcht. Ich habe wenig davon.

62.

Durch kein Leiden sich zum Glauben an den δεύτερος πλοῦς bringen lassen.

63.

Mit sieben Jahren den Verlust der Kindheit empfunden. Aber mit zwanzig Jahren bei Bonn am Einfluss der Sieg mich als Kind gefühlt.

64.

Dämonion: warnende Stimme des Vaters.

65.

Als Kind Gott im Glanz gesehn. — Erste philosophische Schrift über die Entstehung des Teufels. (Gott denkt sich selbst, das kann er nur durch Vorstellung seines Gegensatzes.) Schwermuth. Nachmittag. Gottesdienst in der Capelle in Pforta, ferne Orgeltöne.

66.

Als Verwandter von Pfarrern früher Einblick in geistige und seelische Beschränktheit, Tüchtigkeit, Hochmuth, Heroismus.

67.

Herbst — Schmerz — Stoppel — Pechnelken, Astern. Ganz ähnlich beim angeblichen Brand des Louvre: Cultur-Herbstgefühl. Nie ein tieferer Schmerz.

68.

Die schlichte und blasse Rose, die auf den Berghängen wächst, rührt mich mehr als der vollste Farbenglanz der Gartenblumen.

69.

Ich irre mich instinctiv über die Intellectualität der Menschen, über ihr objectives Interesse, das ich immer dem meinen gleichsetze. Ich behandle sie darin sehr vornehm.

70.

Man muss von einer Phase des Lebens zu scheiden verstehn wie die Sonne: mit grösstem Glanz, auch wenn man nicht wieder aufgehen will.

71.

Befreien und sich vom Befreiten verachten lassen — ist das Loos der Führer der Menschheit, kein trauriges — sie jubeln darüber, dass ihr Weg fortgesetzt wird.

Nachträge

zu

„Der Wanderer und sein Schatten".

(Frühjahr und Sommer 1879.)

Von den ersten und letzten Dingen.

1.

Ein Ding, dem ein Begriff genau entspricht, wäre ohne Herkunft. Plato's Irrthum von den ewigen Ideen.

Zur Geschichte der moralischen Empfindungen.

2.

Wir bedürfen Nahrung: aber die Bedürfnisse unsres Geschmacks sind andre, erst Zwang, dann Gewöhnung, dann Lust, welche wiederholt zu werden wünscht (Bedürfniss). Ganz wie beim moralischen Sinn, der auch so verschieden ist wie der *gustus,* aber der Zweck, dem er dient, ist fast derselbe (Erhaltung des Menschen durch und gegen die Menschen).

Der moralische Sinn ist ein Geschmack, mit bestimmten Bedürfnissen und Abneigungen: die Gründe der Entstehung jedes einzelnen Bedürfnisses sind vergessen, er wirkt als Geschmack, nicht als Vernunft. Der Geschmack ist ein angepasster und auswählender Hunger; ebenso die Moral. (Ein Hunger, der auf bestimmte Weise befriedigt werden will, nicht chemisch.) So wollen wir, vermöge des moralischen Sinns, uns auch nicht auf jede Weise durch und gegen die Menschen erhalten.

3.

Sie haben das Gebiet der *pudenda* so ausgedehnt, dass ein Gespräch über Verdauung, ja über Zahnbürsten, schon für unzart gilt: und die Feineren denken folglich auch nicht über solche Dinge nach.

4.

Würde des Verbrechers. — Wenn der König das Recht hat, Gnade zu üben, so hat der Verbrecher das Recht, sie zurückzuweisen.

5.

Je feiner der Geist, desto mehr leidet der Mensch beim Übermaass der Begierden. Insofern bringt geistige Verfeinerung auch dasselbe hervor, wie die Moralität der gebundenen Geister.

6.

Gesetzt, jemand hat Herzeleid durch einen boshaften anonymen Brief: die gewöhnliche Cur ist die, seine Empfindung entladen, indem man einem andern Herzeleid macht. Diese alberne Art uralter Homöopathie müssen wir verlernen: es ist klar, dass wenn er sofort auch einen anonymen Brief schreibt, womit er jemandem eine Wohlthat und Artigkeit erweist, er seine Wiedergenesung auch erlangt.

7.

Sobald wir uns verstimmt und gallsüchtig fühlen, sofort den Geldbeutel her oder die Brieffeder oder den nächsten Armen oder das erste beste Kind, und etwas verschenken, womöglich mit wohlwollendem Gesicht: wenn es aber nicht geht, dann auch mit verbissenen Zähnen.

Aus der Seele der Künstler und Schriftsteller.

8.

Wenn ein griechischer Künstler sich seine Zuhörer und Zuschauer vor die Seele stellte, so dachte er nicht an die Frauen (weder an die Mädchen, wie die deutschen Romanschreiber, noch an die jungen Frauen, wie alle französischen Romanschreiber, noch an die alten, wie die englischen Romanschreiber), auch dachte er nicht an das „Volk", an die grosse Masse, welche arbeitend und schwätzend die Strassen und Werkstätten seiner Vaterstadt füllte: es waren die Sclaven; am wenigsten an die Bauern ringsumher, sowie die Fremden und zeitweilig Angesiedelten seines Heimwesens; sondern allein jene Hunderte oder Tausende von regierenden Männern standen vor ihm, die eigentliche Bürgerschaft seines Orts, also eine sehr kleine Minderheit der Einwohnerschaft, ausgezeichnet durch eine gleiche Erziehung und ähnliche Ansprüche in allen Dingen. Der Blick auf eine so feste und gleichartige Grösse gab allen seinen Schriften eine sichere Culturperspective: etwas, das heutzutage zum Beispiel allen fehlt, die an den Zeitungen arbeiten.

9.

Das Ideale bei Schiller, sein Bild — eine falsche Antike wie die Canova's, etwas zu glasirt, weich, durch-

aus der harten und hässlichen Wahrheit nicht in's Angesicht zu sehen wagend, tugendstolz, vornehmen Tones, affectvolle Geberden, aber kein Leben, kein echtes Blut.

10.

Durch Jean Paul ist Carlyle zu Grunde gerichtet und zum schlechtesten Schriftsteller Englands geworden: und durch Carlyle wieder hat sich Emerson, der reichste Amerikaner, zu jener geschmacklosen Verschwendung verführen lassen, welche Gedanken und Bilder händevoll zum Fenster hinauswirft.

11.

Es ist viel Charakter nöthig, die Sache des guten Geschmacks und der Vernunft aufrecht zu erhalten, wenn die grossen Talente sich alle auf die entgegengesetzte Seite stellen.

12.

Es ist erbärmlich wenig, wenn eine Musik „Stimmung“ hat. Ein Instrument soll Stimmung haben: dann aber etwas Schönes verlauten lassen: ebenso ein Mensch und eine Schrift.

13.

Gemälde, wo der Färber sagen will, was der Zeichner nicht sagen kann.

14.

Der classische Geschmack. — Nichts begünstigen, was die Kraft der Zeit nicht zu reinem und mustergültigem Ausdruck zu bringen vermöchte, also ein Gefühl der der Zeit eigenthümlichen Kraft und Aufgabe.

15.

Der Faden, auf dem die Gedanken manches Denkers laufen, ist so fein, dass wir ihn nicht sehen, und dass wir vermeinen, jener fliege oder schwebe und treibe die Kunst der beflügelten Dichter. Aber wie die Spinne oft an einem zarten Fädchen herabläuft —

16.

An den Tagesstunden, wo der Geist seinen Fluthstand hat, wer wird da nach einem Buche greifen: da wollen wir unsre eignen Bootsmänner und Lootsen sein.

Anzeichen höherer und niederer Cultur.

17.

Alle kleinen Dinge sind einst gross gewesen.

18.

Das Grosse an den Alten ist ihr universaler Trieb, ihr Auge und ihre Schätzungen für alles, ihr geringer nationaler Accent (Griechen und Römer).

19.

Ein Gang am Hafen von Neapel macht den Geist frei und bringt ihn den Alten näher. Fruchtbarkeit, Heiterkeit und die Pest oder Kriege.

20.

Was ist denn Europa? — Griechische Cultur aus thrakischen und phönicischen Elementen gewachsen, Hellenismus, Philhellenismus der Römer, ihr Weltreich christlich (das Christenthum Träger antiker Elemente, von diesen Elementen geht endlich der wissenschaftliche Keim auf) aus dem Philhellenismus wird ein Philosophenthum: so weit an die Wissenschaft geglaubt wird, geht jetzt

Europa. Das Römerthum wurde ausgeschieden, das Christenthum abgeblasst. Wir sind nicht weiter als Epikur: aber seine Herrschaft ist unendlich verbreiteter. — Hellenisirung in dreifacher Vergröberung und Verungründlichung.

21.

Die Trostmittel des Christenthums sind bald eine Antiquität, ein Öl, das sich verrochen hat. Dann treten die Trostmittel der antiken Philosophie wieder hervor, in neuem Glanze — und unsre neue Trostmittelgattung kommt hinzu, die historische.

22.

Gründe an Stelle der Gewohnheiten, Absichten an Stelle der Triebe, Erkenntnisse an Stelle des Glaubens, geistig-seelische Freudigkeit an Stelle häufiger Einzel-Genüsse, Gleichgewicht aller Bewegungen und die Lust an dieser Harmonie an Stelle der Aufregungen und Berauschungen — und später alles wieder unbewusst werdend!

23.

Je vollkommner die Maschine, desto mehr Moralität macht sie nöthig. (Beil, Flinte u. s. w.)

24.

Heilmittel gegen die Schädlichkeit der Maschine: 1) Häufiger Wechsel der Functionen an derselben Maschine und an verschiedenen Maschinen; 2) Verständniss des Gesammtbaus und seiner Fehler: Verbesserungsfähigkeit. (Der demokratische Staat, der seine Beamten oft wechselt.)

25.

Unsre Aufgabe, alles Angeerbte, Herkömmliche, Unbewusst-gewordene zu inventarisiren und zu revidiren, auf Ursprung und Zweckmässigkeit zu prüfen, vieles zu verwerfen, vieles leben zu lassen.

26.

Unsre Schwarzseherei, unsre Sentimentalität in Tragödie und Lyrik ist Ermüdung des Kopfes, bei Völkern und Einzelnen. Nervenschwäche.

27.

Kampf gegen den Schmerz. — Die Kampfmittel werden wieder zu Schmerzen (im Kämpfen liegt die Übertreibung, das auf die Spitze-treiben). Natur als Schmerz, Religion als Schmerz, Gesellschaft als Schmerz, Cultur als Schmerz, Wissen als Schmerz. Also: Kampf gegen den Kampf.

28.

Nicht das ist das Kunststück, ein Fest zu veranstalten, sondern solche zu finden, welche sich an ihm freuen. Meistens ist ein Fest ein Schauspiel ohne Zuschauer, ein Tisch voller Speisen ohne Gäste. Wer mitspielt, Fürsten und Soldaten, haben ihre Pflichten und Ermüdungen dabei, und die Neugierde der Gassenjungen ist die einzige lebendige Zuthat.

29.

Die Lehre von den nächsten Dingen.

Eintheilung des Tags, Ziel des Tags (Periode).

Speisung.
Umgang.
Natur.
Einsamkeit.
Schlaf.
Broderwerb.
Erziehung (eigne und fremde).
Benutzung der Stimmung und Witterung.
Gesundheit.
Zurückgezogenheit von der Politik.

Unnatürliche Verschiebung:

Die Krankheit: als heilsam.
Der Tod: als Segen.
Das Unglück: als Wohlthat.

Heilung der Seele:

Sorge	Wildheit, Rache.
Langeweile	Entbehrung.
Begierde	Verlust.
Schwäche	Krankheit.

Der Mensch im Verkehr.

30.

Die Menschen verkehren zu viel und büssen dabei sich ein. Wer wenig hat, dem wird durch Gesellschaft auch noch das wenige genommen, das er hat.

31.

Die zarteren Naturen, welchen auch die härtesten Bissen des Lebens unwillkürlich in Milch eingebrockt werden, wären zu glücklich, wenn sie ihr Gutes einsähen: und so plagt sie ein geheimer Neid auf die Gewaltsameren, Kräftigeren, und gar zu gern heucheln sie deren Tugenden, das heisst deren zurückgebliebenes Menschenthum: was sich vor den Unbefangenen so ausnimmt, als wenn das Lamm im Wolfskleide unter Lämmern Schrecken machen will. Das ist nun freilich eine Nachahmung zum Lachen, denn ihre Vorbilder, die sie bewundern, verstehn es, unter Wölfen selber Schrecken zu machen: und dazu gehört sich freilich nicht nur ein Wolfsfell sondern ein Wolfsgebiss und eine Wolfsseele — und noch mehr.

32.

Die verschiednen Arten der Phantasie haben eine verschiedene Kraft zu vergrössern. Phantasie der Furcht sehr gross machend — daher speculirt auf sie zu allererst der Mächtig-sein-wollende.

33.

Einem Unglücklichen, der einen Trost will, muss man entweder zeigen, dass alle Menschen unglücklich sind: das ist eine Wiederherstellung seiner Ehre, insofern sein Unglück ihn doch nicht unter das Niveau herabdrückt: wie er geglaubt hat. Oder man muss zeigen, dass sein Unglück ihn unter den Menschen auszeichne.

Der Mensch mit sich allein.

34.

Mir wurde Angst beim Anblick der Unsicherheit der modernen Cultursurrogate. Etwas verschämt lobte ich die Cultur unter Glocke und Sturzglas. Endlich ermannte ich mich und warf mich in das freie Weltmeer.

35.

Etwas das wir wissen, scheint uns sehr dadurch im Werthe gestiegen. Eine Zeitlang —.

36.

Ich muss weinen, wenn ich Goethe's Worte auf Schiller: „und hinter ihm im wesenlosen Scheine“ lese. Warum?

37.

Aegrotantium est, sanitatem, medicorum aegritudinem cogitare. Qui vero mederi vult et ipse aegrotat, utramque cogitat.

38.

Gaudii maxima pars est oblivio. Dolor de se ipso meditatur.

39.

Der schöne Ernst: schwarze Seide, mit rothen Fäden gleichmässig durchsponnen, ein gedämpftes Leuchten.

40.

Der Einsame sagt: jetzt lebt meine Uhr in den blauen Tag hinein. Früher war sie moralisch und ein Pflichten-Wegweiser.

41.

Natur muss ich allein haben, um sie mir nahe zu bringen. Im Verkehre mit Menschen macht sie mich ungeduldig: und wird mir immer fremder. Menschen berauschen mich: für die Natur muss ich ganz mein Gleichgewicht gefunden haben.

42.

Wer am Ausdruck „milchgrüner See“ Anstoss nimmt, liest mit dem Gaumen und nicht mit den Augen.

43.

Schläfrig und zufrieden, wie die Sonne in den Gassen einer kleiner Stadt am Feiertage.

44.

Bei der Nähe des Gewitters, wenn das graue Gebirge furchtbar und tückisch blickt.

45.

Ein Mittagsläuten vom Dorfthurm, bei dem Frömmigkeit und Hunger zugleich wachwerden.

46.

Zur Zeit der lauen Februarwinde, wenn die kleinen übereisten Gewässer unter den Füssen der Kinder knistern.

47.

Jene sonnigen langmüthigen Octobertage, an denen unser gemässigtes Klima zu seiner Seligkeit und Fülle kommt.

48.

In der sommerlichen Nachmittagsstille, wenn die Wanduhr vernehmlicher spricht und die fernen Thurmglocken einen tieferen Klang haben.

49.

Jene fahle Gesichtsfarbe des Hochthals, wenn es eben vom Winter zu genesen beginnt und der Schnee abgethaut ist.

50.

Jetzt liegt alles so hell, so stille da: ist dies die Stille des Lebensmüden, die Helle des Weisen? Man weiss es nicht. Der Wind läuft inzwischen an den Berghalden hin und bläst die Spätsommerweise: bald schweigt er wieder ganz: das Gesicht der Natur macht ihm bange? Das verblichene regungslose? Man weiss es nicht; es ist alles ungewiss wie die ersten Träume eines Wanderers, der den ganzen Tag gegangen ist.

51.

Durch ein Dorf muss man am Nachmittage des Sonnabends gehen, wenn man die wahre Feiertags-Ruhe in den Gesichtern der Bauern sehen will: da haben sie noch den ganzen Ruhetag unangebrochen vor sich und sind fleissig im Ordnen und Säubern zu Ehren desselben, mit einer Art Vorgenuss, welchem der Genuss nicht gleich kommt. Der Sonntag selber ist doch schon der Vor-Montag.

52.

Kurzer Sommer. — Manchen Naturen ist nur ein Augenblick Sommerzeit beschieden: sie hatten einen späten Frühling und sollen einen langen Herbst haben. Es sind die geistigeren Geschöpfe.

Vorarbeiten und Nachträge

zur

„Morgenröthe“.

(Anfang 1880 bis Anfang 1881.)

Vorrede.

Als ich jüngst den Versuch machte, meine älteren Schriften, die ich vergessen hatte, kennen zu lernen, erschrak ich über ein gemeinsames Merkmal derselben: sie sprechen die Sprache des Fanatismus. Fast überall, wo in ihnen die Rede auf Andersdenkende kommt, macht sich jene blutige Art zu lästern und jene Begeisterung in der Bosheit bemerklich, welche die Abzeichen des Fanatismus sind, — hässliche Abzeichen, um derentwegen ich diese Schriften zu Ende zu lesen nicht ausgehalten hätte, wäre der Verfasser mir nur etwas weniger bekannt gewesen. Der Fanatismus verdirbt den Charakter, den Geschmack und zuletzt auch die Gesundheit: und wer diesen dreien zugleich wieder von Grund aus aufhelfen will, muss sich auf eine langwierige Cur gefasst machen.

Nachdem ich so viel und dazu nicht das Erbaulichste von mir gesagt habe — wie es die Sitte der Vorrede zwar nicht anräth, aber doch erlaubt —, darf ich wenigstens hoffen, damit erreicht zu haben, dass meine neuesten Gedanken, welche ich im vorliegenden Buche mittheile, nicht ohne Vorsicht gelesen werden.

1. Aus der Vorgeschichte der Sitte und Sittlichkeit.

(Vgl. Morgenröthe, Aph. 1—40, u. Genealogie der Moral, zweite Abhdlg.)

1.

(Vgl. Morgenröthe, Aph. 104.)

Zuerst lernt man nicht Einsichten in die Dinge und Menschen, sondern Werthurtheile über die Dinge und Menschen; diese verhindern den Zugang zur wirklichen Erkenntniss. Man müsste durch eine radicale Skepsis der Werthe erst einmal alle Werthurtheile umwerfen, um freie Bahn zu haben.

2.

(Vgl. Morgenröthe, Aph. 44.)

Je mehr wir begreifen, wie unsere Werthschätzungen entstanden sind, um so mehr verringert sich ihr Werth, und das Bedürfniss nach neuen Abschätzungen stellt sich heraus. Das Studium der ersten und letzten Fragen zum Beispiel verliert jene centnerschwere Bedeutung, wenn wir sehen, durch welche Irrthümer wir unser gegenwärtiges Befinden und ewiges Heil daran gehängt haben.

3.

Der Werth einer Sache wird gesteigert, wenn die Verehrung sich anhäuft, das heisst: wenn man den Nutzen

einer Sache für das Individuum aus dem Auge verliert und in's Auge fasst, wie vielen Individuen sie schon genützt hat (oder zu haben scheint). Man traut ihr jetzt mehr Kräfte zu.

4.

Selbst aus der Geschichte der Moral soll das Gefühl der Macht strömen: unwillkürlich wird sie gefälscht, der Mensch wird herrlich gedacht, als höheres Wesen mit Eigenschaften, welche die Thiere nicht haben. Fast alle Schriften sind der Schmeichelei gegen den Menschen verdächtig.

5.

In der Moral ist selbst die Periode der Hypothesen noch nicht dagewesen: sie ist jetzt gut zu heissen; der Umfang der Möglichkeiten, aus denen die Moralität ihre Entstehung haben könnte, ist jetzt durch Phantasie zu erschöpfen. Ich mache den Anfang; sehr skeptisch.

6.

(Vgl. Jenseits von Gut und Böse, Aph. 186.)

Die Moralisten nahmen die vom Volke verehrte Moral als heilig und wahr und suchten sie nur zu systematisiren, das heisst: sie hiengen ihr das Kleid der Wissenschaft um. Den Ursprung zu untersuchen hat kein Moralist gewagt: der rührte an Gott und dessen Boten! Man nahm an, dass die Moral im Munde des Volks entstellt lebe, dass es ihrer „Reinigung“ bedürfe.

7.

Man soll doch die Behauptung, dass Moral Aberglaube ist, nicht dadurch zu widerlegen glauben, dass man sagt: Moral sei unsäglich nützlich und namentlich gewesen: also ein sehr nützlicher, vielleicht unentbehrlicher Aberglaube.

8.

(Vgl. Menschliches, Allzumenschliches, Aph. 96 u. Morgenröthe, Aph. 9.)

Es giebt keine Handlung noch Denkweise, die an sich sittlich wären, ohne Rücksicht auf das, was in einem Land und Volke als Sitte gilt. Wohl wäre es möglich, dass ein Philosoph die Menschen eines Landes überredet, es anders zu empfinden: also an das „An-sich-Sittliche" zu glauben. Damit ist dann diese Denkweise (der Glaube an das Sittliche) zur Sitte geworden: das heisst: ein Irrthum gilt hier als sittliches Gebot.

9.

Das allgemeine Gebot aller Sitten und Moralen heisst: denke nach und fürchte dich, beherrsche dich, verstelle dich.

10.

Alles, was wir für uns thun, thun wir um der anderen willen; aber auch alles, was wir für die anderen thun, thun wir um der anderen willen. Dies ist aber kein „Altruismus"!

11.

(Vgl. Morgenröthe, Aph. 26, 104 u. 142.)

Jene Moralität, welche am allerstrengsten von jedermann gefordert, geehrt und heilig gesprochen wird, die Grundlage des socialen Lebens: was ist sie denn als jene Verstellung, welche die Menschen nöthig haben, um mit einander ohne Furcht leben zu können? (So dass der Einzelne sich dem andern als gleich giebt und sich benutzen lässt, so wie er einen benutzt). Der allergrösste Theil dieser Verstellung ist schon in Fleisch, Blut und Muskel übergegangen, wir fühlen es nicht mehr als Verstellung, so wenig wir bei Begrüssungsworten und höflichen Mienen

an Verstellung denken: was sie trotzdem sind. Die gewöhnlichsten Arten der Verstellung sind: erstens man ähnelt sich seiner Umgebung an, man versteckt sich gleichsam in ihr; zweitens man macht es einem andern Menschen, der Ansehen und Erfolg hat, nach und giebt sich als etwas Höheres, als man ist. Im ersten Falle folgt man der Sitte und wird „sittlich", im zweiten Falle folgt man der Autorität und wird „gläubig": unter allen Umständen erregt man keine Furcht mehr, — denn wir haben jetzt viele „unsers Gleichen".

12.

Was jetzt die Bildung fordert, unsere Gemüthsbewegungen nicht auszudrücken, ist die lange Folge der Furcht: die Menschen sollen nicht sehen, was in uns vorgeht, wobei vorausgesetzt wird, dass es immer etwas Schlimmes ist, oder dass wir damit unsern Feinden gute Gelegenheiten geben. Die höfische Verstellung, der Stoicismus in einem festgehaltenen artigen Geberdenspiel geht von bösen Voraussetzungen über die Mitmenschen aus: sie sollen uns nicht kennen lernen, es wäre unser Schade.

13.

(Vgl. Morgenröthe, Aph. 16.)

Was die Werthschätzungen ursprünglicher Völker ausmacht, lässt sich durch keine Phantasie errathen, man muss es erfahren. Bestimmte Gebräuche und der damit verbundene Gedankenkreis sind nicht zu construiren; wenn man von den „natürlichen" Bedürfnissen und Begehrungen der Menschen redet, so denkt man sich die Sache zu einfach: die intellectuellen Bedürfnisse zum Beispiel sind höchst absonderlich befriedigt worden.

14.

(Vgl. Morgenröthe, Aph. 9.)

Vorschriften, wie gehandelt werden soll, sind um so indiscutabler, je mehr die Einsicht der Handelnden unter der des Vorschreibenden steht. Da ausser ihm niemand genau weiss, welche Folgen er von den Handlungen erwartet, so sind auch jene Folgen, welche sich thatsächlich aus den Vorschriften ergeben, indiscutabel. So stellt sich der religiöse Mensch zu Gottes Gebot, der moralische Mensch zum Sittengesetz: — eine Erbschaft aus Zeiten, in denen es einen Häuptling und blind gehorchende Anhänger gab, welche in ihm ihre Vernunft sahen und ohne ihn keine hatten.

15.

(Vgl. Morgenröthe, Aph. 10 u. 24.)

Wenn man sagt: dies ist nützlich, jenes ist schädlich, so muss dieser Satz sich in seinen Folgen beweisen, das heisst: er wird fortwährend geprüft und je nachdem verfeinert oder verworfen. Sagt man dagegen: dies ist sittlich, — so glaubt man etwas gesagt zu haben, das durch seine Folgen nicht bewiesen zu werden braucht, ja nicht bewiesen werden kann. Deshalb hält sich das Schädliche unter der Aufschrift „sittlich“ so lange aufrecht.

16.

1. Vorurtheil: die Folgen, die man einer geheiligten moralischen Vorschrift nachrühmt, würden auch die Folgen andrer Vorschriften sein: aber man meint, diese eine allein habe das Privilegium. 2. Die Folgen sind thatsächlich gar nicht die Folgen, sondern ein häufiges *post hoc*. 3. Die Folgen sind in Wahrheit die Folgen einer Begleiterscheinung, die man übersieht u. s. w.

17.

Das Regelmässige in der Natur, das ist das Berechenbare, dem kann man sich fügen, so dass es unschädlich oder gar nützlich verläuft: so hat man überall, wo Regel waltet, an gute, wohlthätige Mächte geglaubt (durch eine Verwechslung). Das Böse, das ist das Unberechenbare, zum Beispiel der Blitz. Der Mensch ist berechenbar auf Grund der Moral, insofern gut, das fremde Volk unberechenbar, also böse, fremde Sitten werden als böse betrachtet. Die Übertragung dessen, was uns gut ist, auf das Object, das nun gut genannt wird.

18.

Der Mensch, erstaunlich furchtsam, versucht nur nothgedrungen etwas Neues. Gelingt es, so wiederholt er es, bis es eine Sitte wird, und spricht es heilig.

19.

Die Handlungen der Gewohnheit hat man nur in Hinsicht auf ihren gemeinen Nutzen sittlich, also mit dem höchsten menschlichen Prädicat nennen können, — in sich sind sie sehr arm und fast unter-thierisch.

20.

Alle halten das für moralisch, was ihren Stand aufrecht erhält, die Mütter, was ihr Ansehen mehrt, der Politiker, was seiner Partei nützt, der Künstler, was seinen Kunstwerken zur Verewigung verhilft: und der Grad von Geist und Kenntnissen entscheidet, wie weit einer dies Interesse treibt, ob er die Reform der ganzen Welt, ja selbst den Untergang derselben für das sittliche Ziel erklärt, damit er so dem Interesse seines Standes u. s. w.

am höchsten nütze. Der Fürst, der Adlige haben eine Moral mit dem Volksmann, aber ihre Mittel nennen sie gegenseitig unsittlich. „Die Sittlichkeit ist nur bei uns zu Hause!"; es fragt sich, wie weit wir dies „bei uns" ausdehnen.

21.

Zwei Moralen der Individuen: a) man lebt, um völlig dem vorschwebenden Typus in der Gemeinde gleich zu werden („wie sein Vater", Spruch der Spartaner), oder b) man lebt, um sich unter seines Gleichen auszuzeichnen. Im ersten Falle ist das Verschiedensein vom Typus etwas, was als Mangel empfunden wird, und das Ziel ist schwer. Im zweiten Falle ist die Gleichheit als leicht erreichbar gedacht, sie giebt noch keine Ehre.

22.

(Vgl. Band XII, Die Wiederkunft des Gleichen, Aph. 72.)

Das was über die Nothdurft hinausgeht, höher zu achten, das Entbehrliche, den Putz u. s. w., ein uralter Trieb: eine gewisse Verachtung gegen das, was den Organismus und das Leben constituirt. *Καλόν* Griechen, *honestum* Römer — sehr sonderbar! Das Ausserordentliche? Die Moral wollte den menschlichen Handlungen eine Bedeutung geben, einen Putz, einen fremden Reiz, ebenso alle Beziehungen zur Gottheit, — ein intellectueller Trieb äussert sich so, das Leben soll interessant aufgefasst werden, und ehe man die Wissenschaft hatte, welche gerade alles, was zur Nothdurft gehört, im höchsten Maasse interessant machte, glaubte man sich über die Nothdurft erheben zu müssen, um die Menschen interessant zu finden. Deshalb die Annahme geheimnissvoller, dämonischer Gewalten in ihm u. s. w. (Nament-

lich wo die Befriedigung der natürlichen Triebe leicht ist, bei grosser Fruchtbarkeit des Bodens u. s. w., trat schnell Geringschätzung gegen das „Natürliche“ ein.)

23.

(Vgl. Wanderer, Aph. 44 u. Morgenröthe, Aph. 9 u. 18.)

Ein Mädchen, das ihre Jungfernschaft hingiebt, ohne dass der Mann feierlich vorher vor Zeugen geschworen hat, das ganze Leben nicht mehr von ihr zu lassen, gilt nicht nur für unklug: man nennt sie unsittlich. Sie folgte nicht der Sitte, sie war nicht nur unklug, sondern auch ungehorsam, denn sie wusste, was die Sitte gebietet. Wo die Sitte nicht so gebietet, wird das Betragen eines Mädchens in jenem Falle auch nicht als unsittlich bezeichnet, ja es giebt Gegenden, wo es sittlich genannt wird, seine Jungfernschaft vor der Ehe zu verlieren. — Also den Ungehorsam trifft der Kern des Vorwurfs, dieser ist unsittlich; ist dies genug? Ein solches Mädchen gilt als verächtlich, — aber welche Art des Ungehorsams ist es, die man verachtet? (Die Unklugheit verachtet man nicht.) Man sagt von ihr: sie konnte sich nicht beherrschen, deshalb war sie ungehorsam gegen die Sitte; man verachtet also die Blindheit der Begierde, das Thier im Mädchen. Insofern sagt man auch: sie ist unkeusch, — denn damit kann ja nicht gesagt sein, dass sie das thut, was die ehelich angetraute Gattin auch thut, und welche man deshalb doch nicht unkeusch nennt. — Die Sitte fordert demnach, dass die Unlust des unbefriedigten Bedürfnisses ertragen werde, dass die Begierde warten könne. Unsittlich heisst also hier, eine Unlust trotz des Gedankens an die vorschriftengebende Macht nicht ertragen können. Es soll ein Gefühl durch einen Gedanken niedergerungen werden, genauer: durch den Ge-

danken der Furcht (sei dies die Furcht vor der heiligen Sitte oder vor der Strafe und Schande, welche die Sitte androht). An sich ist es auch keineswegs schimpflich, sondern natürlich und billig, dass ein Bedürfniss sofort befriedigt werde; somit liegt das eigentlich Verächtliche in jenem Mädchen in der Schwäche ihrer Furcht. Sittlich sein heisst: in hohem Grade der Furcht zugänglich sein; Furcht ist die Macht, von welcher das Gemeinwesen erhalten wird. — Erwägt man andererseits, dass jedes ursprüngliche Gemeinwesen in anderen Stücken auf's höchste gerade die Furchtlosigkeit seiner Mitglieder nöthig hat, so ergiebt sich, dass, was im Falle des Sittlichen schlechterdings gefürchtet werden soll, im höchsten Grade furchtgebietend sein muss; deshalb hat sich die Sitte überall als göttlichen Willen eingeführt und sich unter die Furchtbarkeit von Göttern und dämonischen Strafmitteln zurückgezogen: so dass unsittlich sein bedeutete: das unbegrenzt Furchtbare nicht fürchten. — Von einem, der die Götter leugnete, war man alles gewärtig, es war dadurch der fürchterlichste Mensch, den kein Gemeinwesen ertragen konnte: weil er die Wurzeln der Furcht ausriss, auf denen das Gemeinwesen gewachsen war. Man nahm an, dass in einem solchen Menschen die Begierde schrankenlos walte: man hielt jeden Menschen ohne diese Furcht für grenzenlos böse. — Nun geht aber völlige Furchtlosigkeit auf einen Mangel an Phantasie zurück; der böse Mensch in diesem Sinne wird immer ein Mensch ohne Phantasie sein. Die Phantasie der Guten war eine Phantasie der Furcht, eine böse Phantasie, — eine andere kannte man noch nicht. Die böse Phantasie sollte die böse Begierde niederhalten, das war das alte Sittengesetz; die beständige Herrschaft der Furcht über die Begierde machte den sittlichen Menschen aus. Daraus

entsteht als Anzeichen des Sittlichen die Asketik: Ertragenkönnen, Wartenkönnen, Schweigenkönnen, Hungernkönnen, — das ist zum Beispiel die Moralität der Indianer. — Man leitete die verhältnissmässige Sicherheit der Gemeinschaft von der Fähigkeit ab, sich oft und stark unangenehme Bilder vor die Seele zu stellen, vermöge deren man sich der sofortigen Befriedigung schmerzhafter Bedürfnisse enthalten konnte. Es sind die Bilder der Strafen und der Schande, und zwar vor allen die unbestimmteren, unheimlicheren Strafen von Göttern und Geistern: während bei den Strafen der weltlichen Gerechtigkeit nicht zuerst an die abschreckende Wirkung gedacht werden darf (zumeist handelt es sich bei ihnen um Bussgelder, vermöge deren ein Schaden wieder gut gemacht werden soll). Selbst die Aussicht auf die schmerzhaftesten Strafen der weltlichen Gerechtigkeit, auf Tod mit Martern und dergleichen, thut in wilderen Zeiten lange nicht die Wirkung, wie die Aussicht auf Götter- und Geister-Strafen: man fürchtete damals den Tod viel weniger als heute, und war im Ertragen von Martern geübt und stolz; um solcher Gründe willen sein Rachegelüst, sein Raubgelüst, seine Wollust in Schranken zu halten, würde man kaum für männlich gehalten haben; anders ist es, wenn mit Wahnsinn, Furien, Ausschlag, weissen Haaren, mit plötzlichem Altwerden, mit nächtlichen Schrecken gedroht wird: die Drohung solcher Strafen wirkt. Kurz gesagt, die Furcht, auf der damals die Sittlichkeit ruhte, war die abergläubische Furcht: unsittlich sein hiess: ohne abergläubische Furcht sein. — Je friedlicher der Zustand eines Gemeinwesens ist, je feiger seine Bürger werden, je weniger sie an das Ertragen von Schmerzen gewöhnt sind, um so mehr werden die weltlichen Strafen als Abschreckungsmittel

schon genügen, um so schneller erweisen sich die religiösen Drohungen als überflüssig. Der Friede also verdrängt die Religion, die unbestimmten Angstmittel der Phantasie werden nicht mehr nöthig, denn die Ängstlichkeit vor den bekannten Strafen des Staates und der bürgerlichen Achtung ist schon gross genug. In hoch cultivirten Völkern dürften endlich selbst die Strafen höchst überflüssige Schreckmittel werden; schon die Furcht vor Schande, das Erzittern der Eitelkeit ist so beständig wirksam, dass daraufhin die unsittlichen Handlungen unterbleiben. — Die Verfeinerung der Sittlichkeit nimmt mit der Verfeinerung der Furchtsamkeit zu. Jetzt ist die Furcht vor unangenehmen Empfindungen anderer Menschen fast die stärkste unserer unangenehmen Empfindungen. Man möchte gar zu gerne so leben, dass man nichts mehr thut, als was anderen angenehme Empfindungen macht, und selber an nichts mehr Vergnügen haben, bei dem nicht diese Bedingung mit erfüllt wird.

24.

(Vgl. Genealogie der Moral, erste Abhdlg., Cap. 5.)

Die Edlen, ἐσθλοί, die Wahrhaften, die sich nicht zu verstellen brauchen! Als Mächtige und: Individuen!

25.

(Vgl. Morgenröthe, Aph. 231, und Genealogie der Moral, erste Abhdlg., Cap. 4.)

Höflich (hübsch), *gentile*, edel, vornehm, *noble, généreux, courtoisie, gentleman*, — dies bezeichnet die Eigenschaften, welche man an der obersten Kaste wahrnahm und nachahmte; somit stammt ein guter Theil der Moralität wahrscheinlich aus den Instincten dieser Classe, als aus

dem persönlichen Stolz und der Lust am Gehorsam gegen einen Chef, der Auszeichnung verleiht; sie verachten nach unten hin, sie achten nach oben hin und bei ihres Gleichen, sie verlangen selber aber von aller Welt (Ober-, Mittel- und Unterwelt) Achtung, sie geberden sich als die bessere Hälfte der Menschheit. Dagegen bedeutete im Deutschen der schlichte Mann ehemals den schlechten Mann: so weit gieng das Misstrauen gegen den, welcher nicht die künstlicheren Geberden und Ausdrücke der guten Gesellschaft besass.

26.

Die Gegengabe gegen die moralische Einschränkung des Individuums ist die Steigerung des Gefühls der Macht (als Mitglied einer Gemeinde, später einer höheren, geistigeren Menschheit, eines Ordens). Vermöge der moralischen Handlungen kann man zaubern. Untergehen mit dem Gefühl der Macht, — ein besonderer Kunstgriff, im Sterben siegen („die Materie abschütteln" u. s. w.).

27.

Das Gefühl der Macht, insofern man zu einem starken Häuptling, Familie, Gemeinde, Staat gehört, — fundamental für Stiftung moralischer Verbindlichkeit; wir ordnen uns unter, damit wir das Gefühl der Macht haben. — Wer dem Vaterland abgeneigt ist, hat doch in Augenblicken der Gefahr desselben sofort seinen Opfermuth wieder: er will das Gefühl der Ohnmacht nicht.

28.

(Vgl. Morgenröthe, Aph. 352 u. 366.)

Bei einem Verbrechen: die furchtbare Erniedrigung im Gefühle der Macht, aus einer unbescholtenen eine be-

scholtene Familie zu werden. Der Gedanke an Feinde quält nie mehr. Nicht Gewissensbisse!

29.

(Vgl. Fröhliche Wissenschaft, Aph. 5.)

Die Entstehung des kategorischen Imperativs ist nichts Erhebliches. Gewiss wollen die meisten einen unbedingten Befehl, ein unbedingtes Gebot lieber als etwas Bedingtes: das Unbedingte erlaubt ihnen, den Intellect aus dem Spiele zu lassen, und ist ihrer Faulheit gemässer; häufig entspricht es auch einem gewissen Hange zur Hartnäckigkeit und gefällt den Personen, welche sich ihres Charakters rühmen. Überhaupt gehört es in den Bereich des blinden militärischen Gehorsams, zu welchem die Menschen durch ihre Fürsten gezüchtet worden sind: sie glauben, dass es mehr Ordnung und Sicherheit giebt, wenn der eine absolut herrscht, der andere absolut gehorcht. So will man auch, dass der moralische Imperativ kategorisch sei, weil man meint, dass er so der Moralität am nützlichsten sei. Man will den kategorischen Imperativ: das heisst, es soll ein absoluter Herr durch den Willen vieler geschaffen werden, welche sich vor sich und vor einander fürchten: er soll eine moralische Dictatur ausüben. Hätte man jene Furcht nicht, so hätte man keinen solchen Herrn nöthig.

30.

(Vgl. Morgenröthe, Aph. 18.)

Hat die Moral den Menschen wirklich mehr Glück oder Unglück gegeben? Und selbst, wenn man an Stelle von Glück „mehr Schmerzlosigkeit und geringere Schmerzen“ setzt, kann man noch zweifelhaft bleiben; sie ist das Erzeugniss jener Zeiten, wo, dem andern mit

That und Urtheil wehe zu thun, eine viel grössere Befriedigung brachte, als ihm eben damit wohl zu thun: die Zeit, wo man an böse Gottheiten glaubte. Die Freude an dem Wehethun durch moralische Urtheile stärkte immer den Hang zu schädlichen und grausamen Handlungen und wurde so selber die Veranlassung grösseren Wehes, als das moralische Urtheil zu thun vermag.

31.

Da die moralischen Urtheile und Gefühle sehr viel Elend gebracht haben, namentlich die Gewissensbisse, so ist zu fragen: ist dies durch ein grosses Gut aufgewogen?" „Die Menschheit existirt durch sie." Zweifelhaft: die thierischen Gattungen existiren ohne sie. Viele Stämme haben gegen ihre Nachbarn wegen der moralischen Unterschiede solche Vernichtungswuth.

32.

Es giebt so viele Moralen jetzt: der Einzelne wählt unwillkürlich die, welche ihm am nützlichsten ist (er hat nämlich Furcht vor sich selber), das heisst, er muss den Irrthum umarmen, im Grade darnach, dass er ein gefährliches Thier ist. — Ehemals, wo die Leute einer Rasse gleich waren, genügte auch eine Moral.

33.

Wer sich jetzt auf die Sitte beruft als den Grund seiner Handlungsweise, sagt beinahe: ich bin abergläubisch, oder: ich bin tolerant, — aber ehemals hiess es: ich bin klug und gut.

34.

(Vgl. Vermischte Meinungen und Sprüche, Aph. 89.)

Kenntniss seiner Kräfte, Gesetz ihrer Ordnung und Auslösung, die Vertheilung derselben, ohne die einen zu sehr, die andern zu wenig zu gebrauchen, das Zeichen der Unlust als unfehlbarer Wink, dass ein Fehler, ein Excess u. s. w. begangen ist, — alles in Hinsicht auf ein Ziel: wie schwer ist diese individuelle Wissenschaft! Und in Ermanglung derselben greift man nach dem Volksaberglauben der Moral: weil hier die Recepte schon präparirt sind. Aber man sehe auf den Erfolg: — wir sind das Opfer dieser abergläubischen Medicin; das Individuum nicht, sondern die Gemeinde sollte durch ihre Recepte erhalten bleiben!

35.

(Vgl. Morgenröthe, Aph. 35 u. Fröhliche Wissenschaft, Aph. 9.)

In den Sitten überleben uns unsre Ereignisse und Gedanken: falls sie kräftig genug waren, Sitten zu bilden: aber wer dürfte in die Sitten der Gegenwart wie in einen Spiegel der Gegenwart sehen! Wir müssen also in den Sitten der Gegenwart die Menschen und Dinge vor hundert und mehr Jahren suchen, nicht uns und unsre Erlebnisse: an diesen werden vielleicht unsre Enkel zu tragen haben!

2. Aus der Geschichte der Denker und der Erkenntniss.

(Vgl. Morgenröthe, Aph. 44—51.)

36.

Wir verehren, wo wir nicht begreifen, zum Beispiel bei alten Sitten, bei Worten, die mit feierlichem Tone gesprochen werden u. s. w. Aber wir sollten unser Urtheil zurückhalten, wo wir nicht begreifen, damit der aufgethürmten Verehrung ohne Kern nicht noch mehr auf Erden werde: sieht doch unsere geistige Welt noch sehr ägyptisch aus, Wüste und ungeheure Pyramiden darin, — und in den Pyramiden, meist unzugänglich, ein erbärmlicher Leichnam.

37.

(Vgl. Fröhliche Wissenschaft, Aph. 345.)

Der Zustand der Menschheit ist immer noch ein sehr früher, und einige der für sie wichtigsten Fragen sind noch nicht einmal aufgeworfen worden. — Unsre jetzige Wissenschaft hantirt mit einigen Vorurtheilen, wie als ob die Menschheit darüber immer einig sein werde: zum Beispiel über den Werth der sympathischen Handlungen, über irdisches Wohlergehen in Bezug auf Gesundheit u. s. w. Aber wenn ein anderes Ideal entsteht, ein anderer Trieb zur Herrschaft kommt, so hat die Wissenschaft wieder diesem sich unterzuordnen! Ich versuche die Grund-

vorurtheile der jetzigen Wissenschaft zu errathen! Es ist das Europäerthum!

38.

Die Werthschätzungen auf unrichtiger Grundlage führen einen Vernichtungskrieg gegen einander, aber vielleicht arbeiten alle zusammen doch daran, gewisse Grundimaginationen zu stärken. Deshalb darf man sie sich nicht selber überlassen, sondern muss sie angreifen. — Die Action, in welche sie den Menschen ziehen, hilft dazu, falsche Maassstäbe immer wieder zu erzeugen, — es wird der Teufel an die Wand gemalt, und zuletzt wird man von der gleichen Empfindung beherrscht, wie die, welche man bekämpft. Also: man soll nicht viel gegen sie kämpfen!

39.

Die Wissenschaft, die das Loben und Tadeln aufheben will, will das Verwundern beseitigen und die Menschen so leiten, dass sie immer das Billige und Rechte erwarten; zuletzt sollen sie, selbst wenn ein Vulcan ausbricht, sich sagen: es ist billig und gerecht, er kann ja nicht anders; was ist da zu verwundern?

40.

(Vgl. Morgenröthe, Aph. 118 u. Fröhliche Wissenschaft, Aph. 301.)

Die Menschen sehen allmählich einen Werth und eine Bedeutung in die Natur hinein, die sie an sich nicht hat. Der Landmann sieht seine Felder mit einer Emotion des Werthes, der Künstler seine Farben, der Wilde trägt seine Angst, wir unsre Sicherheit hinein, es ist ein fortwährendes feinstes Symbolisiren und Gleichsetzen, ohne Bewusstsein. Unser Auge sieht mit all unsrer Moralität

und Cultur und Gewohnheiten in die Landschaft. — Und ebenso sehen wir auch andre Charaktere: sie sind für mich etwas anderes als für dich: Relationen und Phantasmen, unsre Grenzen gegen einander sind darin. — Was heisst da Gerechtigkeit! Die Fülle der Relationen wächst fortwährend, alles was wir sehen und erleben, wird bedeutungstiefer. Beim Anblick der Sonne zum Beispiel. — Aber eine Unzahl von alten Bedeutungen und Symbolen sterben auch fortwährend ab, es entleert sich zugleich, — und wenn wir auf dem Wege der Gerechtigkeit sind, so sterben die willkürlichen phantastischen Auslegungen, womit wir den Dingen wehe und Gewalt thun: denn ihre wirklichen Eigenschaften haben ein Recht, und endlich müssen wir das höher ehren als uns.

41.

Die Gefährlichkeit der Kunst besteht darin, uns an die eingebildeten Dinge zu gewöhnen, ja ihnen eine höhere Schätzung zuzusprechen: die Halbwahrheiten, die blendenden Einfälle vorzuziehn, kurz den Glanz und den Effect der Dinge als Beweis ihrer Güte, ja ihrer Realität gelten zu lassen. „Zur Vollkommenheit gehört die Realität", dieser Denkfehler ist sehr oft gemacht worden. „Was wir stark bewundern, muss wahr sein."

42.

Es ist vollkommen falsch, dass die grossen Geister wesentlich gleich über das Dasein und den Menschen geurtheilt hätten. Diese Gleichheit nachzuweisen geht man vom Glauben aus, dass die Genies dem Wesen der Welt näher stünden und insofern auch richtiger, das heisst gleichmässiger sagen müssten, was sie sei. Aber die

Genies haben individuelle Ansichten gehabt — und sich in die Dinge hineingetragen: weshalb sie sich tief widersprechen und nun alle andern vernichten zu müssen glauben.

43.

Die Fälschung der Wahrheit zu Gunsten der Dinge, die wir lieben (zum Beispiel auch Gott), — fluchwürdigste Unart bei erleuchteten Geistern, denen die Menschheit zu vertrauen pflegt, und die so dieselbe verderben, im Wahne festhalten. Und oft war es ein so schweres Opfer für euch, *sacrificium intellectus propter amorem!*

44.

Jenes heisse, brennende Gefühl der Verzückten, „dies ist die Wahrheit", dies mit Händen Greifen und mit Augen Sehen bei denen, über welche die Phantasie Herr geworden ist, das Tasten an der neuen andern Welt — ist eine Krankheit des Intellects, kein Weg der Erkenntniss.

45.

Richtige Empfindungen werden noch höchst verschieden sein: aber gemeinsam ist, dass sie keine imaginären Factoren in sich enthalten, das heisst, das was gewogen wird, ist wirklich: verschieden sind die Wagen, nicht das Gewogene.

46.

Handlungen, die eine lange Zeit als Ausnahmen empfunden werden, die Ehre bringen, werden endlich Übung und gelten dann als anständig. Ebenso könnte die Redlichkeit in Betreff alles Wirklichen einmal Anstandssache werden, und der Phantast einfach als unanständig ausser Betracht kommen.

47.

Aber wenn wir unsre Leidenschaften wachsen lassen, so damit auch, wie wir wissen, die „Cristallisation“: ich meine, wir werden unredlich und begeben uns freiwillig in den Irrthum?

48.

Ach, es ist unmöglich, mit der Sprache der Wahrheit zu wirken: Rhetorik ist nöthig, das heisst, die alte Gewohnheit, nur bei gewissen Worten und Motiven bewegt zu werden, regiert und verlangt die Verkleidung der Wahrheit.

49.

Der Zweifel, was das Wirkliche ist, macht nicht gegen die Phantasmen geneigter: sondern zerstört allmählich den guten Willen, der zur Ausdichtung eines Phantasmas gehört.

50.

In Anbetracht, dass Jagen die Hauptbeschäftigung war, vieler Jahrtausende: so ist auch unser wissenschaftlicher Trieb nichts anderes. Wie Knaben immer auf der Jagd sind.

51.

Κρεῖττον τ'ἀγαθὸν ἀληθείας, sagen die Neuplatoniker, das heisst: nützlicher ist das Nützliche als die Wahrheit — natürlich. Wenn die Erhaltung und Förderung des Glücks die letzte Aufgabe ist, da mag die Wahrheit zusehen, wie sie dem Irrthum im Wettstreit Stand hält. Zuletzt aber wird sich die Menschheit auf die Wahrheit einrichten müssen, wie sie sich auf die Natur einrichtet, obwohl eine Allgegenwart liebevoller Mächte ein an-

genehmerer Glaube gewesen sein mag. Dann wird viel trügliche Hoffnung und also viel Enttäuschung weniger sein, und der Anlass zum Trösten seltener als jetzt.

52.

Je nachdem das Gefühl der Schwäche (Furcht) oder das der Macht überwiegt, entstehen pessimistische oder optimistische Systeme.

53.

In Dingen des Geistes ist jeder gross, der, als grosse Ausnahme, die Dinge des Wissens stark empfindet und gegen ferne Dinge sich so verhält wie gegen die nächsten, so dass sie ihm wehe thun, Leidenschaft erregen, grosse Erhebungen geben können, kurz dass sie mit den stärksten Trieben bei ihm verschmolzen sind. (Redlichkeit zum Beispiel wäre wohl Neugier Stolz Herrschsucht Milde Grossmuth Tapferkeit in Bezug auf Sachen, die für die meisten ganz kalt und abstract beiben.) Passion für Abstracta und Unfähigkeit, ein Abstractum sich fern und gleichgültig zu halten, macht den Denker.

54.

(Vgl. Morgenröthe, Aph. 547.)

Plato musste es noch erleben, dass die Lehre von den Ideen von einem helleren und umfänglicheren Geiste, als er war, widerlegt wurde: und der Widerlegende war noch jüngst sein Schüler gewesen. So lange die Denker ihre Erkenntnisse als ihre Erzeugnisse betrachten, so lange noch jene lächerliche Vater-Eitelkeit in ihnen wüthet, wird die Widerlegung die Dornenkrone der Philosophen sein — wie viele haben sie schon tragen müssen! —, während ein Freund der Wahrheit, das heisst

ein Feind des Betrogenwerdens, das heisst ein Freund der Unabhängigkeit, bei einer Widerlegung ausrufen sollte: „ich bin einer grossen Gefahr entronnen, fast hätte ich mich in meiner eigenen Schlinge erdrosselt!“ Einem so ingrimmigen und herrschsüchtigen Menschen, wie Schopenhauer war, kann man Glück wünschen, dass er es nicht errathen hat, wie kurz der Triumph seiner Philosophie sein solle, und wie bald alle Prachtstücke seiner Erfindung als Trugbilder erkannt würden.

55.

(Vgl. Morgenröthe, Aph. 370.)

Der neue Gedanke entzückt mich, ich verlerne immer mehr zu empfinden, dass er von mir oder einem andern ist. Wie albern, hierin eifersüchtig zu sein! Und doch, welche furchtbare Geschichte für die Verdunkelung des Wahren hat diese Eifersucht!

56.

Zuletzt braucht die *vita contemplativa* nicht einsam zu sein: selbst als Ehe denkbar.

57.

Die meisten Philosophien sind erdacht, um Übelstände so für die Empfindung zu verändern, dass man sie in's Nothwendige der Welt verlegt; während die Verstimmung und der Übelstand fugitiv sind! Philosophie gehört in den Kampf gegen den Schmerz, ist also bestimmt, zu Grunde zu gehen!

58.

(Schluss von Aph. 44 der „Morgenröthe“.)

Die vollkommne Erkenntniss würde uns muthmaasslich kalt und leuchtend wie ein Gestirn um die Dinge kreisen lassen, — eine kurze Weile noch! Und dann

wäre unser Ende da, als das Ende erkennensdurstiger Wesen, welche am Ziehen von immer feineren Fäden von Interessen ein Spinnen-Dasein und Spinnen-Glück geniessen, — und die zuletzt vielleicht freiwillig den dünnsten und zartesten Faden selber abschneiden, weil aus ihm kein noch feinerer sich ziehen lassen will. —

59.

Die Geschichte der Wissenschaft zeigt den Sieg der edlen Triebe: es ist sehr viel Moralität in Umlauf in der Praxis der Wissenschaft.

60.

(Vgl. Morgenröthe, Aph. 424 u. Jenseits von Gut und Böse, Aph. 204 ff.)

Die Wissenschaft hat viel Nutzen gebracht, jetzt möchte man, im Misstrauen gegen die Religion und Verwandtes, sich ihr ganz unterwerfen. Aber Irrthum! Sie kann nicht befehlen, Weg weisen: sondern erst, wenn man weiss, wohin, kann sie nützen. Im allgemeinen ist es Mythologie, zu glauben, dass die Erkenntniss immer das, was der Menschheit am nützlichsten und unentbehrlichsten sei, erkennen werde, — sie wird eben so sehr schaden können als nützen. — Die höchsten Formen der Moralität sind vielleicht unmöglich bei voller Helle.

61.

Die Macht der Wissenschaft baut jetzt ein Gefühl der Macht auf, wie es Menschen noch nicht gehabt haben. Alles durch sich selber. — Was ist dann die Gefahr? Welches wäre die grösste Vermessenheit, vorausgesetzt, dass die Wissenschaft eben Wissenschaft bleibt?

3. Von den christlichen Vorurtheilen.

(Vgl. Morgenröthe, Aph. 52—96, u. Fröhliche Wissenschaft, Aph. 122—152.)

62.

Unter allen, die sich um Gründung und Verbreitung einer Religion verdient gemacht haben, hat es noch keinen ausgezeichneten Kopf und ebensowenig einen redlichen Menschen gegeben. Diese grossen Massen-Leidenschaften sind von den gröbsten Köpfen, solchen die blinden Glauben an sich haben, wie die Thiere, gemacht worden.

63.

Wenn ein Idealist der Praxis nicht Skeptiker aus Instinct ist, so wird er zum Narren der Eitelkeit und hält sich zuletzt für Gottes Sohn.

64.

Die Bewunderung für die Person Jesu ist wenig bedeutend, wenn sie von der Basis ausgeht, auf welche Christus sich gestellt hat: die tiefe Sündhaftigkeit der Menschen. Was würde ein Grieche um Perikles darüber gedacht haben?

65.

Christus trug nicht nur Gott, sondern auch den Satan in seinem Busen: das ist die Gegenrechnung bei diesem moralischen Hyperidealismus: die absolute Verdammung

des Menschen, das *odium generis humani*. — Um die Menschheit eines solchen Opfers eines Gottes werth zu fühlen, musste man sie in's tiefste verachten und vor sich herabwürdigen.

66.

(Vgl. Morgenröthe, Aph. 67, Jenseits von Gut und Böse, Aph. 269, und Antichrist, Cap. 29 ff.)

Wenn in die Seele eines Kindes in einer abergläubischen Umgebung und Zeit der Gedanke fällt, „du bist der Sohn Gottes", und es von früh an durch die Frömmigkeit seiner Mutter belehrt wird, dass dieser Gott heilig ist und Heiligkeit will: dazu ein sanftes Temperament und eine glühende visionäre Phantasie, ein durch Enthaltsamkeit und Einsamkeit erzogenes Vertrauen zu sich selber: so einer kann zum Glauben, sündlos zu sein, kommen, sobald er als Sohn Gottes sich glaubt und somit seinen eignen Befehlen gehorcht: — sublime Art des Stolzes. Als Gesetzgeber ist er dem Gesetz überlegen, er kann Höheres darüber hinaus zeigen, es vollenden: wie ungereimt für ihn, etwas zu thun, das wider seine fixe Idee geht! Von dieser Höhe aus sehnt er sich nach Liebe, — die Menschen sollen an ihn glauben: das ist das Einzige, was ihm fehlt, und dafür will er ihnen alles geben, was er kann, zum Beispiel Gottes Gnade. Die Kinder, die Armen, die Dummen, die Verachteten, die sich selber Verachtenden sind seine Lieblinge. Er dichtet sich seinen Gott nach seinem Bilde, so dass er Liebe erweisen kann als Gott: er eliminirt und schwächt Vorstellungen, aus denen ein andrer Gott sich ergiebt. Seine Redlichkeit gegen sich ist sehr gering, er hat weder in Bezug auf seinen Glauben als Gottessohn ein feines Gewissen, noch in Bezug auf seine Erkenntniss der Natur und der Menschen. Er belügt

sich, ganz im Dienste seiner Leidenschaft: was er nicht kennt, schätzt er nicht, er behandelt sich als Maass der Dinge, mit der Unerfahrenheit eines einsamen Schäfers, der nur Schafe um sich hat. Sein wunder Punkt ist, dass die Menschen ihm nicht glauben wollen, während er sich selber glaubt: und hierbei wird seine Phantasie grausam und düster, und er dichtet die Hölle für die, welche nicht an ihn glauben. Sein Mangel an Bildung schützt ihn davor, sich die Entstehung einer Leidenschaft vorzustellen und sich selber einmal objectiv zu sehen: er steht nie über sich (wie zum Beispiel Napoleon). Das Furchtbarste, ewig Unsühnbare der Menschen wurde das Verschmähen seiner Liebe: — das ist ein gemeiner Zug. Ebenso seine Verdächtigung der Reichen, des Geistes, des Fleisches, — seine Milde und Nachsicht ist kurz und ganz egoistisch.

67.

(Vgl. Menschliches, Allzumenschliches I, Aph. 101, u. Wanderer, Aph. 85.)

Wie streng ist man gegen Calvin wegen einer Hinrichtung! Und Christus verwies alle, die nicht an ihn glaubten, in die Hölle, — und Menschen, noch furchtbarer als er, fügten hinzu: „mit rückwirkender Kraft".

68.

(Vgl. Menschliches, Allzumenschliches I, Aph. 30 u. 120; Antichrist, Cap. 50.)

Sie begeistern sich in der Jugend einmal und sind dauernd dafür dankbar, während sie den Gegenständen dieser Begeisterung ferner werden: aber an einer Kritik hindert sie die Pietät. Die Heiligsprechung nimmt zu im Verhältniss, dass die Begeisterungszeit ferner wird und wir den Objecten uns entrückt fühlen. „Was uns einmal so erhoben hat, muss die Wahrheit gewesen sein!" „Jetzt stehn wir fern und können es

nicht mehr prüfen: aber damals waren wir ganz darin zu Hause.“ Der Wahn, dass, was erhebt, wahr ist, und dass alles Wahre erheben muss, ist die Folge von der Verachtung des Irdischen, Materiellen als des Unwirklichen, und der Schätzung des Geistigen und des Jenseits als der wahren Welt, von wo aus alle Regungen kommen, die erheben. Wenn die Geschichte von Christus in diesem Jahrhundert sich ereignet hätte, so würde der für verrückt gelten, der das glaubte, was jetzt noch viele davon glauben.

69.

(Vgl. Morgenröthe, Aph. 334.)

Die eigentliche Unverschämtheit der Güte habe ich am besten bei Juden beobachtet. Man denke an die Anfänge des Christenthums.

70.

Es ist beschränkt, die Pharisäer als Heuchler aufzufassen, sie leben immer in dem festen Zutrauen zu ihren Handlungen, sie sehen sie nicht tiefer und wahrhaftiger an und kennen durch Gewohnheit bei sich nur gute Motive: die andern sehen sie nicht, ihr Auge ist dafür blind. — Gesetzt, man setzte ihnen ein neues Auge ein und machte sie mit sich unzufrieden: nun, so mehrte man den allgemeinen Jammer. Die Handlungen blieben dieselben in ihren Wirkungen für andre, und somit wäre es eine überflüssige Menschenquälerei. Diese will das Christenthum.

71.

Der Selbstmord, ausgeübt an einer ganzen Epoche unsres Lebens, unsrer Erfahrungen: — alles soll todt sein — und alles soll vergessen sein, — alles soll anders gewesen sein, als es war! (Paulus.)

72.

(Vgl. Morgenröthe, Aph. 68.)

Das Christenthum hat der geistigen Armuth das Himmelreich verheissen: aber der erste gebildete und geistreiche Christ hat dem Christenthum seine Dialektik und Rhetorik gegeben, ohne diese wäre es an seiner geistigen Armuth zu Grunde gegangen.

73.

(Vgl. Morgenröthe, Aph. 70.)

Das rein geistige Sein ist eine griechische, nicht jüdische Erfindung. Aber die himmlische und die irdische Welt ist jüdisch. — Die Juden glauben nicht an unerfüllbare Ideale, die „himmlischen Tafeln“ (verwandt mit den platonischen Ideen) verwirklichen sich vollständig, die himmlische Weisheit erscheint adäquat im Gesetz. Anders Plato.

74.

Das Christenthum gieng in dem Grade bei dem alten Testament in die Schule, als es sich bemühte, eine Weltreligion zu werden. Das weltflüchtige Christenthum brauchte das alte Testament nicht.

75.

(Vgl. Morgenröthe, Aph. 88.)

Das erste Christenthum schätzte am höchsten die Eigenschaften, die zur Mission befähigten, um vor dem nahen Ende die Lehre bis an die Grenzen der Erde zu tragen (Ehelosigkeit und Verlassen der Güter). — Weltflucht hiess: das griechisch-römische Leben nicht mitmachen, da das durch und durch auf heidnischer Cultur ruhte. — Neuplatonismus: Grundannahme, dass wir für ein höheres Leben zu leben hätten, die Erde erschien zu

niedrig, insgleichen die Cultur. Dieser naive Stolz! „Entrückt und erhoben sein von der Erde. Berühren des höchsten Weltgrundes im Gefühl“ — eine Art platonischer Erkenntniss —, alles Täuschung. Die neuplatonische Ansicht verschmolz mit dem Christenthum, es sind die *religiosi*, die höheren Menschen. Die Reformation verwarf diese Höheren und leugnete die Erfüllung des sittlich religiösen Ideals und hatte gegen die *vita contemplativa* viel Bosheit und Widerspruch.

76.

(Vgl. Menschliches, Allzumenschliches I, Aph. 114; Morgenröthe, Aph. 75; Fröhliche Wissenschaft, Aph. 135; Jenseits von Gut und Böse, Aph. 46.)

Europa hat einen Excess von orientalischer Moralität in sich wuchern lassen, wie die Juden ihn ausgedacht und ausempfunden haben. Man wird nicht das glücklichste und besonnenste Volk sein, wenn man derart im Moralischen ausschweift und es in's Göttliche, Menschen-Unmögliche hineinverlegt. Sie sind viel gefangen und unterworfen gewesen, sie haben die orientalische Verachtung kennen gelernt dafür, dass sie in ihrem Glauben hartnäckig waren; sie haben sich gegen diesen Glauben so benommen wie asiatische Völker gegen ihre Fürsten, kriechend ergeben und voller Angst, auch nicht frei vom Gelüst der Unabhängigkeit: so bekamen sie eine unruhige, begehrliche, im Heimlichen sich schadlos haltende Phantasie, die Brutstätte jener sublimen anklägerischen Moralität und jenes wilden Heroismus, der sich ebenso in der Hingebung an ihren Heerführer Gott, als in der Verachtung gegen sich selbst kund giebt. Das Christenthum hat vermöge seiner jüdischen Eigenschaften den Europäern jenes jüdische Unbehagen an sich selber gegeben,

die Vorstellung von der inneren Unruhe als der menschlichen Normalität: daher die Flucht der Europäer vor sich selber, daher diese unerhörte Thätigkeit, sie stecken Kopf und Hände überallhin. Zudem ist es dem Christenthum gelungen, die rein orientalischen Gegentypen, den Anachoreten und den Mönch, als die Vertreter eines „höheren Lebens" in Europa auftreten zu lassen; dadurch hat es eine falsche Kritik über alles andere Leben ausgesprochen und das Griechische in Europa unmöglich gemacht. Die Athener fühlten sich zwar als die unruhigsten Griechen: aber wie ruhig, wie voll von sich und anderen guten Dingen erscheinen sie neben uns! Sie wussten niemanden über sich und brauchten sich selbst nicht zu verachten.

77.

(Vgl. Jenseits von Gut und Böse, Aph. 46.)

Was die Römer an den Juden hassten, das war nicht die Rasse, sondern eine von ihnen beargwöhnte Art des Aberglaubens, und namentlich die Energie dieses Glaubens (die Römer, wie alle Südländer, waren im Glauben lässig oder skeptisch und nahmen nur die Gebräuche streng). Dasselbe ist ihnen an den Juden anstössig, was ihnen an den Christen anstössig ist: der Mangel an Götterbildern, die sogenannte Geistigkeit ihrer Religion, eine Religion, die das Licht scheut, mit einem Gott, der sich nicht sehen lassen kann: dies erweckte Argwohn, noch mehr das, was man vom Osterlamm munkelte, vom Essen des Leibes, Trinken des Blutes und dergleichen. — In Summa: die Menschen der Bildung damals meinten, Juden und Christen seien heimliche Kannibalen. Dann traute man ihnen zu, verrücktes Zeug ehrlich zu glauben, das jüdische und christliche Maass im Glauben-können war

den Römern verächtlich; der Jude in Christus war es, der vor allem Glauben forderte; die Gebildeten jener Zeit, vor denen alle philosophischen Systeme einander in den Haaren lagen, fanden dieses Glauben-fordern unausstehlich. *„Credat Judaeus Apella“* (Horaz).

78.

Tacitus spricht höhnisch davon, wie sehr die Juden (und Christen) dem Aberglauben ergeben seien. Rom gieng in sein Extrem über, als es christlich wurde: es ist ein Zeichen der *impotentia* der damaligen Menschen, dieses schroffe Umspringen. Die Wuth des Hasses machte zuletzt die Juden (Christen) interessant.

79.

(Vgl. Genealogie der Moral, erste Abhandl., Cap. 7; Götzendämmerung, die Verbesserer der Menschheit, Abschn. 4; Antichrist, Cap. 5, 21, 22.)

Wie ist es doch geschehen, dass, in der Geschichte des Christenthums, zu den Geistig-Armen, unter und aus denen es geboren wurde, endlich auch die Geistreichen, ja selbst die Reichen des Geistes überliefen? Das Christenthum als grosse Pöbel-Bewegung des römischen Reichs ist die Erhebung der Schlechten, Ungebildeten, Gedrückten, Kranken, Irrsinnigen, Armen, der Sclaven, der alten Weiber, der feigen Männer, im ganzen aller derer, welche Grund zum Selbstmord gehabt hätten, aber den Muth dazu nicht hatten; sie suchten mit Inbrunst ein Mittel, ihr Leben auszuhalten und aushaltenswerth zu finden, fanden es, und boten der Welt ihre neue Art von Glück an. Ein Glück solchen Ursprungs war die grösste Paradoxie des Alterthums; die damalige Bildung war zu paradoxensüchtig, um es nicht sehr anziehend zu finden. „Das Heil kommt von den Juden“, — das war ein Satz,

gegen den kein geistreicher Alter seine Haltung auf die Dauer behauptete. „Versuchen wir es also mit den Juden", — so klang die innere Stimme, durch welche der Geist auf die Seite der grossen Bewegung gerufen wurde.

80.

(Vgl. Morgenröthe, Aph. 74.)

Das Christenthum erscheint als eine epidemische Panik; es war prophezeit worden, dass in Kürze die Erde untergehen würde. An den Gedanken dieser furchtbaren Gefahr rankten sich benachbarte Gedanken an, — Untergang warum?, um unserer Sünden halber?, also vielleicht ein Gericht?, und wo ein Fürsprecher? u. s. w. Zuletzt erschien es als das allgemein Rathsamste, in gewohnter antiker Weise vor die Richtstätte zu treten, das heisst in dem denkbar erbärmlichsten und mitleiderweckendsten Zustande. Dieses Bild des antiken Angeklagten halten später die Anachoreten fest, — sie wollen jeden Augenblick bereit sein, und die Vorstellung des plötzlich hereinbrechenden Gerichtes liess sie alles ersinnen, wodurch ein Mensch bejammernswürdig erscheint; Gott solle es, wie ein römischer Prätor, nicht aushalten, ein so verkümmertes und entsetzlich leidendes Wesen als schuldig zu behandeln. Das Christenthum kennt nur den würdelosen Schuldigen.

81.

(Vgl. Morgenröthe, Aph. 71; Genealogie der Moral, dritte Abhandl., Cap. 1 und 28.)

Nicht die Sittenverderbniss — diese beschränkte sich auf fünf bis zehn Städte des ungeheuren Reiches —, sondern die Ermüdung, welche überall eintrat, weil man am Ziele zu sein glaubte, in Betreff der Cultur und der

staatlichen Formen, führte die alte Welt in die Schlinge des Christenthums; die Menschen wollen lieber untergehen, als sich am Ende wissen, das Ausleben als einziger Zweck des Lebens ist ihnen ein unerträglicher Gedanke; man war seiner selbst und der Welt müde: das Christenthum machte alles wieder interessant, indem es alle Werthurtheile umdrehte und hinter das Ende aller Dinge ein Gericht setzte.

82.

(Vgl. Morgenröthe, Aph. 71.)

Das Christenthum siegte, wie ein starker Wein siegt; das Alterthum betrank sich, weil es sich nicht mehr stark und froh fühlte und sich an grosse Aufregungen gewöhnt hatte. Die Vorstellung vom Ende der Welt nahm sich angesichts des römischen *imperium* höchst phantastisch und berauschend aus.

83.

(Vgl. die Philosophie im tragischen Zeitalter der Griechen, Bd. X, S. 155 ff.; Antichrist, Cap. 59.)

Das Alterthum schliesst mit einem moralischen und religiösen Quietismus, — das müde Alterthum. Das Individuum allmächtig und einzig sich wichtig haltend, es legt die Ereignisse aller Welt zu seinem Heil aus, alles was geschieht, hat für es Sinn. Es ist die Astrologie, auf Staaten, Naturereignisse, Umgang und den Ziegel auf dem Dach bezogen: alles hat nur für das Individuum einen Sinn, den dies finden kann, davon abgesehn ist es der Aufmerksamkeit des Weisen unwürdig. Die moralisch-religiöse Benutzung und Ausdeutung des Geschehens, — alles andere wurde gleichgültig und verächtlich. Der wissenschaftliche Sinn unterlag!

84.

(Vgl. Vermischte Meinungen und Sprüche, Aph. 224; Morgenröthe, Aph. 68.)

Will man behaupten, dass der Germane für das Christenthum vorgebildet und vorbestimmt gewesen sei, so darf es einem nicht an Unverschämtheit fehlen, denn das Gegentheil ist nicht nur wahr sondern auch handgreiflich. Woher sollte auch die Erfindung zweier ausgezeichneter Juden, des Jesus und des Saulus, der zwei jüdischesten Juden, die es vielleicht gegeben hat, gerade die Germanen mehr anheimeln als andere Völker? (Beide meinten, das Schicksal jedes Menschen und aller Zeiten, vorher und nachher, nebst dem Schicksal der Erde, der Sonne und der Sterne, hänge von einer jüdischen Begebenheit ab: dieser Glaube ist das jüdische *non plus ultra*.) Wie reimt sich die höchste moralische Subtilität, welche ein Rabbiner- und nicht ein Bärenhäuter-Verstand so geschärft hat, und welcher die Erfindung des heiligen Gottes und der Sünde an ihm zuerst gelungen ist, das Gefühl der Unfreiheit und Knechtschaft in einem grenzenlos ehrsüchtigen Völkchen, sein Ausschauen nach dem Erlöser und Vollender aller Hoffnungen, die priesterliche Hierarchie und das volksthümlichere Asketenthum, die überall fühlbare Nähe der Wüste, und nicht die des Bärenwaldes, — wie reimt sich dies alles zum faulen, aber kriegerischen und raubsüchtigen Germanen, zum sinnlich kalten Jagdliebhaber und Biertrinker, der es nicht höher als bis zu einer rechten und schlechten Indianerreligion gebracht hat und Menschen auf Opfersteinen zu schlachten noch vor zehnhundert Jahren nicht verlernt hatte?

85.

Das Christenthum ist aus dem Judenthum hervorgegangen und aus nichts anderem, aber es ist in die römische Welt hineingewachsen und hat Früchte hervorgetrieben, welche sowohl jüdisch als römisch sind. Dieses gekreuzte Christenthum hat im Katholicismus eine Form gefunden, bei der das römische Element zum Übergewicht gekommen ist: und im Protestantismus eine andere, bei der das jüdische Element vorherrscht. Dies liegt nicht daran, dass die Germanen, die Träger der protestantischen Gesinnung, den Juden verwandter sind, sondern dass sie den Römern ferner stehen, als die katholische Bevölkerung Süd-Europas.

86.

Die Liebe Gottes zum Menschen ist die Ausschweifung des Gedankens von ungeschlechtlich lebenden Menschen: dem Alterthum konnte so etwas nicht einfallen.

87.

Die Spannung zwischen dem immer reiner und ferner gedachten Gott und dem immer sündiger gedachten Menschen — einer der grössten Kraftversuche der Menschheit. Die Liebe Gottes zum Sünder ist wundervoll. Warum haben die Griechen nicht eine solche Spannung von göttlicher Schönheit und menschlicher Hässlichkeit gehabt? Oder göttlicher Erkenntniss und menschlicher Unwissenheit? Die vermittelnden Brücken zwischen zwei solchen Klüften wären Neuschöpfungen, die nicht da sind (Engel? Offenbarung? Gottessohn?).

88.

Der Mönch, der sich entweltlicht, durch Armuth, Keuschheit, Gehorsam, der namentlich mit der letzteren Tugend, aber im Grunde mit allen dreien, auf den Willen zur Macht Verzicht leistet: er tritt nicht sowohl aus der „Welt“ als vielmehr aus einer bestimmten Cultur heraus, welche im Gefühl der Macht ihr Glück hat. Er tritt in eine ältere Stufe der Cultur zurück, welche mit geistigen Berauschungen und Hoffnungen den Entbehrenden Ohnmächtigen Vereinsamten Unbeweibten Kinderlosen schadlos zu halten sucht.

89.

Der Versuch, sämmtliche moralischen Triebe in den religiösen Trieb aufzulösen: Gott befiehlt, und seinetwegen thut man etwas. Es ist nicht moralisch mehr. Dass man Gott fürchtet oder liebt, ist nicht eine Folge der Moralität, sondern eine Überlegung des Vortheils. Dies ist der christliche Standpunkt. Es soll nur religiöse Handlungen geben, alle Motive sind egoistische, und die religiöse Handlung selber wird aus Egoismus gethan. — Oder: jede Handlung ist böse. Also auch die religiöse. Deshalb Gnadenwahl! — Dagegen sagen die Quietisten: ich handle nicht mehr um meinetwillen, sondern um Gottes willen. Welcher Tiefstand der Selbsterkenntniss! Welche Unredlichkeit gehört dazu! Man ermesse es an der Frau, die sagt: „ich thue alles um meines Geliebten willen!“ Es ist nicht wahr! Ja selbst dies „um des Geliebten willen“ thut sie um ihren Trieben zu folgen und nicht seinen. Denn da würde sie handeln wie er: was unmöglich ist. Sie kann nur nach dem Bilde des Geliebten handeln, das sie sich von ihm macht: ihr Erzeugniss wird gewiss nicht gleich dem Geliebten, sondern ein Stück von ihr.

90.

(Vgl. Morgenröthe, Aph. 115.)

„Alle Menschen sind Sünder", ist eine solche Übertreibung wie: „alle Menschen sind Irre", auf welche Ärzte gerathen könnten. Hier sind die Graduunterschiede ausser Acht gelassen, und die Worte und die Empfindung, welche der abnorme äusserste Grad erweckt hat, sind auf das ganze verwandte Seelenleben der mittleren und niederen Grade mit übertragen. Man hat die Menschen schrecklich gemacht, dadurch dass man eine Abnormität in ihr Wesen verlegte.

91.

Die Tugend des Buddhismus ist, zu dem Leid noch fremdes Leid hinzuzunehmen (während alles voll Leid ist). Die Tugend Christi: die Sündenstrafe auf sich zu nehmen, und die Tugend des Christen, freiwillig zu leiden nach seinem Vorbild (nicht Mitleiden). Das sind Anfänge der Moral mit dem Zwecke individueller Folgen. Dies der Fortschritt. Der Aberglaube, dass sich mit Leiden eine Schuld tilgen lasse, — ein mysteriöser Vorgang, nicht Abschreckung, nicht Rache, sondern Purgation von der Befleckung.

92.

Der Reiz aller Bussprediger, die grosse Macht öffentlich zu verachten! Der Reiz aller Hochmächtigen zur tiefsten Erniedrigung und Hingebung und Abstinenz — dämonischer Zauber!

93.

(Vgl. Fröhliche Wissenschaft, Aph. 285.)

Feuer im Leibe, Schnee auf dem Haupte und den Mund voll schwarzer Dämpfe wie der Ätna: Savonarola.

94.

(Vgl. Morgenröthe, Aph. 58 u. 515.)

Die plötzlichen Affecte sind das, was die Menschen auf die Dauer hässlich macht. Das Christenthum hat die plötzlichen Affecte entfesselt, folglich —

95.

Plötzliche christliche Strenge lässt auf tiefe innere Nothstände, also begangene Unthaten schliessen.

96.

(Vgl. Menschliches, Allzumenschliches I, Aph. 126, 136 ff.; Morgenröthe, Aph. 87.)

Man kann seine Leidenschaften von einem Augenblick an missverstehn und umtaufen: Wiedergeburt.

97.

(Vgl. Morgenröthe, Aph. 87.)

Da das Sünden- und Verworfenheitsgefühl eine Einbildung ist, so giebt es auch Gegenmittel, mit denen es aufgehoben werden kann. Das beständige Leben in einer Idee des Gegentheils, mit Gott eins geworden zu sein. Überhaupt jede starke, missionirende, todbereite, märtyrerhafte Existenz ist ein Mittel gegen moralische Desperation: das heisst Wiederherstellung eines ungeheuren Hochmuths, der Sprung von der Tiefe in die Höhe. „Gerecht und heilig", gar nicht oder mit einem Schlage! An Stelle des Besserwerdens das Wunder der Vollkommenheit.

98.

(Vgl. Jenseits von Gut und Böse, Aph. 47.)

Das niedere katholische Volk, das garnichts von freiwilliger Enthaltsamkeit weiss, aber sehr viel von un-

freiwilliger — weshalb es die Genüsse des Lebens anbetet —, sieht im Heiligen ein Gegenstück von Handlungsweise, von dem es nichts begreift: es glaubt an den Heiligen, *quia absurdus est.* In unsern protestantischen Ländern, wo gerade jetzt die moralische Erziehung fast fehlt oder ganz gedankenlos vor sich geht, hat man vor dem Heiligen einen fast gleichen Respect; man denkt an die Asketik wie an etwas Übermenschliches und vergisst dabei, dass zu jeder antiken Moral, selbst zur epikureischen, eine Asketik gehörte.

99.

(Vgl. Morgenröthe, Aph. 87.)

Wir müssen es dahin bringen, das Unmögliche, Unnatürliche, Gänzlich-Phantastische in dem Ideale Gottes, Christi und der christlichen Heiligen mit intellectuellem Ekel zu empfinden. Das Muster soll kein Phantasma sein!

100.

Das Christenthum (und nicht nur die katholische Kirche) fährt fort, sich zu stellen, als ob es alles forderte, aber es ist sehr zufrieden, sehr dankbar, wenn es nur etwas erhält. In dieser Genügsamkeit ist jetzt auch der beste Christ, nach christlichem Maasse gemessen, schlimmer als ein Heide; er will weder für seinen Glauben leben, noch mit seinem Glauben sterben; er ist zufrieden, wenn man ihnen beiden ein Almosen giebt.

101.

Der Irrthum der kirchlichen Absolution (und oft auch der staatlichen Strafen) besteht darin, dass hier ein Einmal zum Keinmal gemacht werden soll. Wenn die Er-

innerung an eine Schuld nicht mehr quält, dann wirkt der durch sie eingeübte innere Mechanismus viel leichter, und es giebt kein Hinderniss mehr für ein neues Abspielen des alten Liedes. Daher fromme ehebrecherische Frauen unter den Katholiken keine Seltenheit sind, welche täglich sündigen und sich täglich absolviren lassen.

102.

Das Bedürfniss, sich über alle Sachen auszusprechen, die ihn quälten, liess Gott dem Christen immer gegenwärtig erscheinen. Für die gröberen, phantasieärmeren Naturen schuf die Kirche seinen Vertreter, den Beichtvater. Warum will man sich aussprechen? Weil eine Lust dabei ist, eine Vergewaltigung des andern, dem wir unser Leid zu hören, mitzuempfinden, mitzutragen geben. — Gott als Sündenbock muss auch Beichtvater sein.

103.

(Vgl. Schopenhauer als Erzieher, 1. Abschnitt; Morgenröthe, Aph. 322.)

Wenn wir überall, wo der Christ sich seinen Gott wirkend denkt, den Zufall an die Stelle Gottes setzen, so bekommt man einen Überblick, wie sehr der Christ in der Summe seines Handelns die Welt entgeistet und dem Zufall wieder preisgiebt (zum Beispiel, wenn er in Krankheiten den Arzt ablehnt). Die Religionen haben das Reich des Zufalls verlängert, das heisst dem Geiste seine Zeit und Kraft beschränkt. — So lange wir moralisch handeln, lassen wir den Zufall, dass wir in diesem Lande geboren sind und diese Menschen um uns haben, zum Gesetz über uns werden und entziehen uns dem Geiste, welcher nur das individuelle Beste sucht.

104.

Bei allem, was geschieht, sagen: „Gott würde es nicht zulassen, wenn es mir nicht zuträglich wäre", — an dieser himmlischen Kinderei hätte die Menschheit schon mehrere Male zu Grunde gehen können. Glücklicherweise gab es immer Menschen, die nicht christlich genug waren, um sich so kindlich zu beruhigen.

105.

Keine Mythologie hat schädlichere Folgen gehabt, als die, welche von der Knechtschaft der Seele unter dem Körper spricht.

106.

(Vgl. Wanderer, Aph. 184.)

Die Trostmittel, welche sich Bettler und Sclaven ausdenken, sind Gedanken aus schlechtgenährten, müden oder überreizten Gehirnen; danach ist das Christenthum und die socialistische Phantasterei zu beurtheilen.

107.

Ehemals meinte man, wo Wein sei, da sei Gott. Wo Erhebung ist, meint man noch, sei Gott. Ach, Erhebung ist ein Wein. (Alkohol und Narkose.)

108.

(Vgl. Menschliches, Allzumenschliches I, Aph. 227.)

Pascal rieth, sich an das Christenthum zu gewöhnen, man werde spüren, dass die Leidenschaft schwinde. Dies heisst: seine Unredlichkeit sich bezahlt machen und sich ihrer freuen.

109.

Vgl. Antichrist, Cap. 5 und 62.)

Das Christenthum hält 1) eine fundamentale Verbesserung der Menschen für möglich ohne Verbesserung ihres Wissens, ohne Verbesserung ihrer gesellschaftlichen Zustände; 2) es will Enthaltung von der Welt, aber nicht Förderung der Welt; 3) es zieht Leid und Trübsal vor und erweckt Argwohn gegen das Wohlbefinden; 4) es zieht den Glauben dem Wissen und die Unbegreiflichkeit dem Verständniss vor und macht argwöhnisch gegen die Vernunft; 5) es beachtet Geschlecht, Stand, Volk nicht, diese Unterscheidungen sind ihm unwesentlich; wenn aber mit diesen Unterscheidungen Nothstände verbunden sind, so findet es die Aufrechterhaltung der Unterschiede wünschenswerth, um der Nothstände und ihrer Heilswirkungen halber; 6) es setzt die tiefe Verderbtheit aller Dinge und Menschen voraus und sieht den Untergang als bevorstehend an; es will diesen Untergang nicht aufhalten, es will die Welt sich möglichst verleiden. — Dächte man sich das Christenthum, in seiner ganzen Stärke aufgefasst, als herrschend, dächte man sich, dass keine Kräfte dagegen wirken, so würde es in kurzer Zeit den Untergang des Menschengeschlechtes herbeiführen: es nimmt den Menschen die Gesundheit, die Freude, das Zutrauen, die Absichten für die Zukunft der Welt (also die Thätigkeit). Diese Consequenz geben einige Kirchenväter zu: sie sehen hier keinen Vorwurf und Einwand.

110.

(Vgl. Antichrist, Cap. 39.)

Das Ziel der christlichen Moralität ist nicht das irdische Glück, sondern die irdische Unseligkeit. Das Ziel des praktischen Christen, der in der Welt steht, ist nicht

der Welterfolg, sondern das Nicht-mehr handeln-müssen oder sogar der Misserfolg. Jene Unseligkeit und diese Misserfolge sind die Mittel und Stufen zur Entweltlichung. Giebt es noch Christenthum? Es scheint, es ist schon am Ziele seiner Entweltlichung, nämlich zur Welt hinaus. Aber es hat, bevor es schied, an die Wand seine Schrift gemalt, und diese ist noch nicht verschwunden: „die Welt ist verächtlich, die Welt ist böse, die Welt ist das Verderben."

111.

(Vgl. Fröhliche Wissenschaft, Aph. 20.)

Gesetzt, die Wissenschaft kräftigt ihr Ansehen und herrscht: ihr sollt eine Schätzung der Lüge und der Fähigkeit zu erdichten erleben, wie noch nie! Ebenso wie das Christenthum vielleicht jetzt mehr gilt als irgendwann! Selbst bei seinen Gegnern!

112.

(Vgl. oben S. 214, Aph. 83; Götzendämmerung, was ich den Alten verdanke, Abschn. 2.)

Der moralische Fanatismus der antiken Philosophen hat dem Christenthum vorgearbeitet, es ist viel zu viel Werth auf das Heil der Seele gelegt worden. Wir sind tief unmoralisch im Verhältniss zum Alterthum, und das ist unser Vorzug. Und tief unreligiös gegen das Christenthum.

113.

(Vgl. Morgenröthe, Aph. 546; Genealogie der Moral, zweite Abhandl., Cap. 23.)

Die Thatsache war, dass im griechisch-römischen Alterthum der Mensch an seinen Leidenschaften wie an seinen unrechten Handlungen nicht intensiv genug litt,

es war zumeist das Leiden von der Art, wie man sagt: „wie dumm war ich, das zu thun!“ Etwas dem Sündengefühle Ähnliches konnte nur bei Philosophen entstehen, auf Grund von der reinen göttlichen Seele und deren Verunreinigung: nicht nur eine Dummheit und ein wirklicher Nachtheil, sondern ein Gefühl der Erniedrigung und Beschmutzung, eine Beleidigung einer erhabenen Vorstellung von uns. Seine Meinung über die Leidenschaften und das Böse verstörten den Philosophen, nicht so sehr die üblen Folgen. Aber alles gieng auf einem Gleise vorwärts in dieser Richtung, das Christenthum brachte den stärksten Ausdruck, indem es die wirklichen Folgen ganz ausser Acht liess und beinahe als indifferent behandelte. Also die Wirkung des Handelns selber für das Organ des Handelns. Das Ideal Epiktet's: sich selber wie einen Feind und Nachsteller immer im Auge haben: der kriegerische Einsiedler, der ein kostbares Gut zu vertheidigen und vor Verderbniss zu wahren hat, nachdem er es errungen hat. Nicht auf die Menschen giebt er Acht, er glaubt sie zu kennen, er hat von dem Interesse des Individuellen keine Ahnung: sie sind die Schatten, das Wahre in ihnen sind ihre Gedanken und Triebe, welche er philosophisch rubricirt hat. In dieser Geisterwelt lebt er und kämpft seinen Kampf. Er hat nur Freude als Krieger. Ebenso hat das Christenthum keinen Genuss am Menschen. Wir aber rechnen ihn wieder zur Natur und geniessen die Natur: wir sind nicht nur gerecht gegen alle Natur und finden sie reich, erstaunlich, unerkannt, forschungswürdig. Der Roman und die psychologische Beobachtung aus Lust am Menschen ist unser. Wir verzeihen uns viel mehr, wir verachten uns viel weniger, wir wünschen vieles nicht weg, wenn wir gleich gelegentlich daran

leiden. Wir mögen die entsetzliche Simplification des tugendhaften Menschen nicht: so wenig wir nur fruchtbare Felder wollen.

114.

(Vgl. Jenseits von Gut und Böse, Aph. 53.)

Eine Trivialität, die diesem Jahrhundert eigen ist: Gott ist nicht damit zu beweisen, dass einer die Guten belohnen, die Bösen bestrafen muss. Daran, dass dies nöthig sei, glaubt niemand (wie noch Kant). Über Gerechtigkeit denken wir anders.

115.

Um von den Sünden zu erlösen, empfahl man früher den Glauben an Jesus Christus. Jetzt aber sage ich: „das Mittel ist: glaubt nicht an die Sünde! Diese Cur ist radicaler. Die frühere wollte einen Wahn durch einen andern erträglich machen. — Nur ist es nicht so leicht, nicht zu glauben, — denn wir selber haben einmal daran geglaubt, und alle Welt glaubt oder scheint doch daran zu glauben. Wir müssen nicht nur umlernen, sondern unsre Schätzungen umgewöhnen, — es bedarf der Übung!

116.

(Vgl. Morgenröthe, Aph. 386.)

Das Bedürfniss zu beten, auch das des Bussredens, Lobpreisens, Segnens, Fluchens, alle religiösen Gewohnheiten brechen heraus, sobald ein Mensch pathetisch wird: zum Beweis, dass pathetisch werden heisst, eine Stufe zurücktreten. Wann sind wir davon am entferntesten? Wenn wir spielen, Geist zeigen und austauschen, freudig-

heiter sind und schalkhaft dabei, im Scherz über alles Emphatische in Wort, Ton, Trieb; — vielleicht erreichen wir hier einen Vorsprung über unsre Zeit. Der heroische Mensch, der vom Kampf und den Strapazen und dem Hasse ausruht und sich des Pathos schämt, — und dort der Priester!

117.

Religion nouvelle:

1) Für seltene Momente aufgespart.

2) Verehrung der Aufopferungslust.

3) Kein Gott, kein Jenseits, keine Belohnung und Bestrafung.

4) Kein Beschuldigen mehr, keine Gewissensbisse, aber Vernunftbisse.

5) Das Ich restituirt.

6) Das Schöne empfunden als das sich opfernde Ich.

7) Keine allgemeine Menschenliebe, sondern Herrschaft der Triebe.

8) Die höchste Klugheit als Norm genommen, als gemein und nicht verehrt deshalb, weil gewöhnlich.

9) Die Unklugheit der Grossmuth bewundert. Das Mitleiden eine Schwäche und Erholung, — concedirt.

10) Nicht als Opferung für andre verehrt, sondern als der volle Sieg des einen Affects über den andern, so dass wir das Leben, die Ehre u. s. w. ihm weihen: also die Fülle der Passion ist das Wesentliche.

118.

(Vgl. Morgenröthe, Aph. 551.)

Gesetzt, unsre Cultur müsste die Frömmigkeit entbehren. Sie könnte sie aus sich nicht erzeugen. Eine gewisse letzte innere Entschlossenheit und Beschwichtigung

wird fehlen. Mehr als je kriegerische und abenteurerische Geister! Die Dichter haben die Möglichkeiten des Lebens noch zu entdecken, der Sternkreis steht dafür offen, nicht ein Arkadien oder Campanerthal: ein unendlich kühnes Phantasiren an der Hand der Kenntnisse über Thierentwicklung ist möglich. Alle unsre Dichtung ist so kleinbürgerlich-erdenhaft, die grosse Möglichkeit höherer Menschen fehlt noch. Erst nach dem Tode der Religion kann die Erfindung im Göttlichen wieder luxuriiren.

4. Zur Natur und Geschichte der moralischen Empfindungen.

(Vgl. Morgenröthe, Aph. 97—113 u. Band XII, die Wiederkunft des Gleichen, 2. u. 4. Buch.)

119.

(Vgl. Morgenröthe, Aph. 453.)

Es vollzieht sich eine Reduction des Gefühls von Moral: alle Factoren dieses Gefühls, welche aus Einbildungen stammen, aus Verehrungen, wo nichts zu verehren war, aus Anhäufung der Achtung, weil die Kritik gegen das Geachtete fehlte, aus der nachbarlichen Dämmerung der Religion, — alles dies wird allmählich subtrahirt werden, und das Resultat wird sein, dass die Verbindlichkeit der Moral für die Thörichten abnimmt. Daraus ergiebt sich die Aufgabe, mit allen Kräften danach zu streben, dass die Thörichten abnehmen.

120.

(Vgl. Morgenröthe, Aph. 3 u. 100.)

Sittlich leben und sich's dabei sauer werden lassen mag gut sein, aber wenn daraus immer, wie es scheint, die Forderung entsteht, dass das Leben durchaus einen ethischen letzten Sinn haben müsse, so müsste man es sich verbitten, denn es wäre dann die Quelle der grössten Unverschämtheit.

121.

Die moralischen Vorurtheile sind immer noch unentbehrlich: es ist zu bedauern, dass man sie noch nicht entbehren kann, denn die Kräftigung, die sie geben, unterhält die Schwäche und Unkraft, gegen welche sie als Medicin eingenommen werden, am sichersten.

122.

Da die Moral eine Summe von Vorurtheilen ist, so kann sie durch ein Vorurtheil aufgehoben werden.

123.

(Vgl. oben S. 40, Sorrentiner Papiere, Aph. 6.)

In der Wissenschaft der speciellsten Art redet man am bestimmtesten: jeder Begriff ist genau umgrenzt. Am unsichersten wohl in der Moral: jedermann empfindet bei jedem Worte etwas anderes, und je nach Stimmung, hier ist die Erziehung vernachlässigt, alle Worte haben einen Dunstkreis, bald gross, bald eng werdend.

124.

Nur zu solchen über Moral zu sprechen, welche sich mit der Lebensweise vieler Thiere vertraut gemacht haben.

125.

Das allgemeine Glück oder die allgemeine Nächstenliebe sind Resultate, welche vielleicht durch fortwährendes Wachsen der Moralität erreicht werden können (vielleicht auch nicht!). Nichts von den menschlichen Errungenschaften wieder fahren lassen und immer die jeweilige Höhe der Menschheit festhalten, das ist vielleicht eine Folge der allgemeinen Moralität (eine Begleit-Erscheinung); aber das, was die Menschen zu mo-

ralischen Handlungen treibt, jetzt treibt, sind nicht jene Resultate, noch weniger diese Folgen, auch etwas anderes als das, was ursprünglich die Anerkennung moralischer Prädicate erzeugt hat. Der Ursprung der Moralität kann nicht im Moralischen liegen. Man hat also nicht zu verwechseln: erstens Resultate der Moral, zweitens Folgen der Moral, drittens Motive moralischer Handlungen, viertens Motive der Entstehung moralischer Begriffe. Und doch soll in den bisherigen Moralen ein Ding, das „Princip," für so verschiedene Dienste genügen.

126.

(Vgl. oben S. 44, Sorrentiner Papiere, Aph. 12.)

Der Anschein des Seienden und Festen im Individuum, der Anschein willkürlicher Handlungen, der Anschein eines absoluten Charakters der Handlungen, der Anschein eines absoluten Werthes gewisser Handlungen (das heisst, eines unbegrenzt höchsten Werthes), — diese vier Irrthümer haben zur Weiterentwicklung der Moral am meisten beigetragen.

127.

(Vgl. Morgenröthe, Aph. 103.)

Da seit uralters moralische Urtheile gefällt worden sind (als Irrthümer über Handlungen), so haben sich daraus jedenfalls moralische Empfindungen, Neigungen, Abneigungen gebildet. Also diese sind wirklich. Aber wie verhalten sie sich zu der Wirklichkeit der Handlungen, über welche die moralischen Urtheile irrthümlich gefällt werden? — Die Handlungen, über welche bei den Menschen zuerst moralische Urtheile gebildet wurden, sind die, welche sich alle bei den Thieren finden: deren Motive somit nicht erst zu schaffen waren.

Man wähnte, diese Handlungen zu verstehen, moralische Urtheile sind „Erklärungen derselben nach Zwecken", ein Ansatz der Wissenschaft. Indem man sie benannte (bös, gut, gerecht u. s. w.), zweifelte man nicht, sie durch und durch zu verstehen. Sokrates gerieth erst in das Misstrauen, ob er sie verstünde. Aber er zweifelte nicht, dass den Worten „gut, bös" u. s. w. etwas Wesentliches entspräche!

128.

Da es mehr als je individuelle Maassstäbe giebt, so ist wohl auch die Ungerechtigkeit grösser als je. — Der historische Sinn eine moralische Gegenkraft. Das Wehethun durch Urtheile ist jetzt die grösste Bestialität, die noch existirt. Es giebt keine allgemeine Moral mehr, wenigstens wird sie immer schwächer, ebenso der Glaube daran unter den Denkern.

Es giebt genug Menschen, welche ohne Moral leben, weil sie dieselbe nicht mehr nöthig haben (wie solche, die ohne Arzt, Medicin, peinliche Proceduren leben, weil sie gesund sind und entsprechende Gewohnheiten haben). Moralisch bewusst leben — setzt Fehlerhaftigkeit voraus und deren Druck und Folgen, das heisst: wir haben unsre Existenzbedingungen noch nicht gefunden und suchen sie noch. Für das Individuum, so weit es kein Denker ist, hat Moral ein begrenztes Interesse: so lange es ihm nicht wohl, nicht regelmässig zu Muthe ist, denkt es nach über die Ursachen und sucht moralische, da andre ihm als Schlechtgelehrtem unbekannt sind. Die Fehler seiner Constitution, seines Charakters in die Moralität sich schieben, an seiner Krankheit schuld sein wollen — ist moralisch!

129.

Den moralischen und den religiösen Urtheilen ist gemeinsam: erstens der Glaube, die Erkenntniss der menschlichen Natur und des menschlichen Innern zu besitzen; zweitens: beide leugnen es, nur einen localen und relativen Werth zu haben: wo sie auch nur erscheinen, so benehmen sie sich als absolute, allzeitlich gültige Urtheile; drittens: beide glauben an Zugänge zur Erkenntniss, welche verschieden von denen sind, die die Wissenschaft kennt; viertens: beide imaginiren Wesen, die nicht existiren, die religiösen Urtheile Götter, die moralischen Urtheile gute und böse Menschen und dergleichen; fünftens: beide hassen die Untersuchung und sprechen von Schamlosigkeit und Schlimmerem, wenn man sie nackt sehen will; sechstens: sie sind einander selber gemeinsam, sie haben sich mit einander verbunden, um sich zu stützen, und trennt man sie, so doch nie vollständig: die einen leben in den anderen weiter.

130.

(Vgl. Morgenröthe, Aph. 108.)

Das Glück wird auf entgegengesetzten Wegen erreicht, daher lässt sich keine Ethik bestimmen. (Gegen Spencer.)

131.

(Vgl. Menschliches, Allzumenschliches I, Aph. 25; Morgenröthe, Aph. 106.)

Wenn das allgemeine Glück das Ziel jeder einzelnen Handlung sein sollte, so müsste der Einzelne darauf verzichten, in seinem Leben eine einzige Handlung wirklich zu thun: die Überlegung, ob sein Vorhaben wirklich dem höchsten Wohle aller gegenwärtigen und zukünftigen

Menschen entsprechen werde, würde sein ganzes Leben verzehren. Das Christenthum bezeichnete den Nächsten als den Zielpunkt unserer Handlungen und überliess es Gott, zu bestimmen, wer unsere Nächsten werden sollten; wem dieser religiöse Ausweg nicht offen steht, müsste doch sagen: ich will mir in Bezug auf die Handlungen, die ich thue, doch nicht jeden beliebigen Nächsten als Object gefallen lassen, sondern die suchen, zu denen meine Handlungen am meisten passen, denen sie wirklich nützen können. Dazu freilich müsste man seinen Nächsten so gut wie sich kennen lernen, und das könnte wieder das ganze Leben verzehren.

132.

(Vgl. Morgenröthe, Aph. 106; Jenseits von Gut und Böse, Aph. 187; Götzendämmerung, die Verbesserer der Menschheit, Abschn. 1.)

Zu wissen, „das ist gesund, das erhält am Leben, das schädigt die Nachkommen", — ist durchaus noch kein Regulativ der Moral! Warum leben? Warum durchaus froh leben? Warum Nachkommen? — Gesetzt, es wäre das alles angenehmer als das Gegentheil, sterben, krank sein, ohne Nachkommen isolirt sein: so wäre vielleicht irgend etwas angenehmer als diese Annehmlichkeiten, zum Beispiel das Gefühl seiner Ehre oder eine Erkenntniss oder eine Wollust, deretwegen wir das Sterben oder die Krankheit oder die Einsamkeit wählen müssten. Warum die Gattung erhalten? Man verweist uns an die Triebe: aber es giebt weder einen Trieb der Selbsterhaltung, noch einen Trieb der Gattungs-Erhaltung. Das Nichtsein könnte uns werthvoller scheinen als das Sein: dann hat die physiologische Ethik nichts zu sagen. Oder wir uns selber als der Staat, die Gesellschaft, die Menschheit. Was bestimmt denn das Wertherscheinen?

Ein Trieb. Die Moral kann nur befehlen, das heisst durch Furchterregung sich durchsetzen (also mit Hülfe eines Triebes), oder sie kann mit Hülfe eines andern Triebes sich legitimiren, — sie setzt immer schon ihre unmittelbare Bewiesenheit und überzeugende Kraft voraus, sie kommt, wenn der Trieb und die Werthschätzung bestimmter Art schon da ist. Dies gilt von allen Ethiken. Auch ein Trieb, individuell zu leben, ist da: ich denke in seinen Diensten. Andre, die ihn nicht haben, werden zu nichts von mir verpflichtet werden können. „Pflicht" ist der Gedanke, durch den ein Trieb sich souverän über die andern Triebe stellt, — immer mit Benebelung des Verstandes! Mit einem bestochenen Diener!

133.

(Vgl. Morgenröthe, Aph. 173.)

Die wilden Thiere sollen über sich wegsehen lernen und in den andern (und Gott) zu leben suchen, sich möglichst vergessend! So geht es ihnen besser! Unsre Moraltendenz ist nur noch die der wilden Thiere! Sie sollen Werkzeuge grosser Maschinerien ausser ihnen werden und lieber das Rad drehen, als mit sich zusammen sein. Moralität war bisher Aufforderung, sich nicht mit sich zu beschäftigen, indem man sein Nachdenken verlegte und sich die Zeit raubte, Zeit und Kraft. Sich niederarbeiten, müde machen, Joch tragen unter dem Begriff der Pflicht oder der Höllenfurcht, — grosse Sclavenarbeit war die Moralität: mit der Angst vor dem *ego*.

134.

Alle bisherigen Moralen gehen von dem Vorurtheil aus, dass man wüsste, wozu der Mensch da sei: also

sein Ideal kenne. Jetzt weiss man, dass es viele Ideale giebt: die Consequenz ist das Individualisiren des Ideals, die Leugnung einer allgemeinen Moral.

135.

(Vgl. Fröhliche Wissenschaft, Aph. 335.)

Dieselbe Unsicherheit und Skepsis, die der Schiffer in Betreff seiner Fahrt hat, ob sie gelingt, zur rechten Zeit unternommen, müssen wir in Betreff aller Pflichten haben. Ich bin nicht absolut verpflichtet, so leicht ist es mir nicht gemacht. Wir experimentiren mit unsern Tugenden und guten Handlungen und wissen nicht sicher, dass es die nothwendigen sind, in Hinsicht auf das Ziel. Wir müssen den Zweifel aufrichten und alle moralischen Vorschriften anzweifeln. Überdies sind sie so grob, dass keine wirkliche Handlung einer solchen Vorschrift entspricht: das Wirkliche ist viel complicirter.

136.

Die Identität des einen Menschen mit dem andern erkennen — soll Grundlage der Gerechtigkeit sein? Dies ist eine sehr oberflächliche Identität. Für die, welche Individuen erkennen, ist Gerechtigkeit unmöglich: *ego*.

137.

(Vgl. Fröhliche Wissenschaft, Aph. 3 u. 10.)

„Edel" bezeichnet, einer Auswahl anzugehören, Ausnahme zu sein. Für andre sich opfern ist ein Gelüst, mit dem man zur Ausnahme wird. In Hinsicht auf alle andern, welche dasselbe thun, ist man aber nicht edel, sondern gemein. Unter den „Guten" ist das Gute nicht als individuell taxirt, sondern als Regel, und wird deshalb nicht angestaunt, nicht gelobt. — Einige sehnen

sich nach einer Gemeinschaft, wo ihr Individuellstes als Regel empfunden wird, wo es aufhört individuell zu sein. Andre sind wüthend bei der Vorstellung solches Gemeinwerdens. Die ersten leiden an dem Fatum ihrer Einzigkeit, die andern geniessen ihre Einzigkeit. Andre merken sie gar nicht.

138.

(Vgl. Morgenröthe, Aph. 132.)

Lust und Schmerz. — Ist es wahr, dass das individuellste Wesen von sich am meisten Lust hätte? Ja und noch mehr, wenn es den Reiz von lauter individuellen Wesen um sich hat. Wie aber verhindern, dass sie sich einander in die Sphäre greifen? Aber warum verhindern! Es muss Feindseligkeit geben, damit das Individuum ganz herrlich herauskommt, alle bösen Affecte müssen da sein. Die Moralität fortgedacht! Aber die zunehmende Erkenntniss, die zunehmende Lust an einander, die überlegene Miene bei allen schlimmen Erlebnissen, die Reserven der vollen Individuen in Nothfällen, im Kampfe mit dem Unveränderlichen! Zuletzt: es giebt eben nur eine Zeit für das Aufblühen der Individuation, — und vielleicht muss die Menschheit an der Moral zu Grunde gehen.

139.

Sobald wir den Zweck des Menschen bestimmen wollen, stellen wir einen Begriff vom Menschen voran. Aber es giebt nur Individuen, aus den bisher bekannten kann der Begriff nur so gewonnen sein, dass man das Individuelle abstreift; — also den Zweck des Menschen aufstellen hiesse: die Individuen in ihrem Individuellwerden verhindern und sie heissen, allgemein zu werden.

Sollte nicht umgekehrt jedes Individuum der Versuch sein, eine höhere Gattung als den Menschen zu erreichen, vermöge seiner individuellsten Dinge? Meine Moral wäre die, dem Menschen seinen Allgemeincharakter immer mehr zu nehmen und ihn zu specialisiren, bis zu einem Grade unverständlicher für die andern zu machen (und damit zum Gegenstand der Erlebnisse, des Staunens, der Belehrung für sie).

140.

„Wie soll der Mensch handeln?“ Das ist nur nach einem Ideal zu messen, entweder was die Menschheit erreichen soll, oder was der Einzelne erreichen soll. Bisher gab es solche Muster, die vor Völkern herschwebten (theils lebendige, theils erdichtete) oder vor Religionsgemeinden. Oder vor Parteien, oder der vollkommne Kaufmann Soldat Beamte. Oder vor philosophischen Secten. Aber immer bisher vor Mehrheiten. Das Ziel ist aber: dass jeder sein Musterbild entwerfe und es verwirkliche, — das individuelle Muster. Im Entwerfen alle Zeugungskraft und Jugend und Männlichkeit nöthig, alle Einsicht in seine Kraft, Selbsterkenntniss. Jetzt ist es noch nicht möglich!

Wir müssen unsre Fehler und Triebe nicht abrechnen beim Entwerfen unsrer Muster, sondern ihre sublime Form zu finden wissen.

141.

(Vgl. Morgenröthe, Aph. 108.)

Grundsatz: in der gesammten Geschichte der Menschheit bisher kein Zweck, keine vernünftige geheime Leitung, kein Instinct, sondern Zufall, Zufall, Zufall, — und mancher günstige. Diese sind in's Licht zu setzen. Wir

dürfen kein falsches Vertrauen haben und am allerwenigsten uns weiter auf den Zufall verlassen. Derselbe ist in den meisten Fällen ein sinnloser Zerstörer. — Die grösste Mannigfaltigkeit der menschlichen Existenzbedingungen aufrecht erhalten und nicht mit einem moralischen Codex die Menschen uniformiren, — dies ist das allgemeinste Mittel, den günstigen Zufall vorzubereiten. — Bisher hat sich die Menschheit keinen Zweck gesetzt, welchen sie als Ganzes erreichen will —: vielleicht geschieht es einmal. Einstweilen, da der Zweck fehlt, ist auch inzwischen die möglichst grosse Masse solcher Individuen herzustellen, welche individuelles Wohlbefinden haben — was sich gegenseitig bedingt —, das allgemeinste.

142.

Hier wird eine Handlung geschätzt, weil sie dem Handelnden schwer fällt, dort eine andere, weil sie ihm leicht fällt, dort eine, weil sie selten ist, dort eine, weil sie nach der Regel ist, dort eine, weil der Beurtheilende sie bei sich für unmöglich hält, dort eine, weil der Beurtheilende sie überhaupt für unmöglich hält (ein Wunder), dort eine, weil sie für nützlich gilt, dort eine, weil sie keine Rücksicht auf Nutzen zeigt, dort eine, weil der Mensch so für sein bestes Heil sorgt, dort eine, weil er nicht dabei für sich sorgt, dort, weil sie Pflicht ist, dort, weil sie Neigung ist, dort, weil sie ohne Neigung gethan wird, dort, weil sie Instinct ist, dort, weil sie hellste Vernunft ist: — und alles das heisst man gelegentlich sittlich! Man handhabt jetzt die Maassstäbe der verschiedensten Culturen zugleich und vermag durch diese beinahe jedes Ding als sittlich oder als unsittlich abzuschätzen, wie man eben will, das heisst je nach unserm guten oder bösen Willen gegen die Mitmenschen oder gegen uns

selbst; die Moral ist jetzt die grosse Topik des Lobens und Tadelns, — aber warum immer loben und tadeln? Könnte man sich dessen entschlagen, so hätte man auch die grosse Topik nicht mehr nöthig.

143.

Wenn wir nicht mehr moralisch loben und tadeln wollen, so werden die Triebe nicht weiter entwickelt?

144.

Spencer verwechselt die Systeme der Moral, „wie soll gehandelt werden?“, mit der Entstehung der Moral. Der Mangel der Einsicht in die Causalität ist für letztere wichtig.

145.

Geht man einem moralischen Gefühle nach, so entdeckt man, nach dem Gange desselben durch Nachahmung, endlich eine sehr starke Werthschätzung einer Sache oder Handlung, welche ihren Grund in einer Theorie hat. Also wenn Begriffe die Menschen überreden, unterjochen, und sie nach ihnen etwas messen, so entsteht als praktisches Resultat ein Begehren oder ein Verabscheuen. Dies wird dann direct weiter gepflanzt, ohne die dazu gehörige Motivation und oft hinterher mit einer untergeschobenen neuen. Wo es moralische Gefühle giebt, da ist entweder ein Begriff in's Blut übergegangen oder ein Gefühl nachgeahmt.

146.

(Vgl. Morgenröthe, Aph. 559.)

Gesetzt, wir empfinden eine Handlung als gut, so spielt sich der ganze Vorgang ab. Was eine Handlung an sich ist, ob nützlich oder schädlich, hat damit nichts zu

thun. Deshalb ist es so wichtig, dass die guten Handlungen wirklich ausführbar sind und häufig: sonst die moralische Hölle und das Moralische als Fernblick auf die Heiligen, — auch bewunderungswürdige Beleuchtungen und Färbungen hervorrufend!

147.

(Vgl. Morgenröthe, Aph. 112; Antichrist, Cap. 11.)

„Pflicht" heisst: ein Ziel wollen, nicht um eines andern willen, sondern um seiner selbst willen: also ein absolutes Ziel. Der kategorische Imperativ, ein Befehl ohne Bedingungen. Darauf gründete Kant eine Metaphysik: denn giebt es ein Ziel ohne Bedingung, so kann dies nur das Vollkommne oder das unendliche Gut sein: gäbe es noch etwas Vollkommneres, oder ein höheres Gut, so wäre es nicht ein Ziel ohne Bedingung. Also: eine metaphysische Annahme zu machen, wie Kant!

148.

„Du darfst ein Ziel wollen, wenn du es kannst." Ohne diese Bedingung heisst es dem Menschen ein unbedingtes Vermögen geben, eine Kraft ohne Bedingung. Eine unbedingte Pflicht implicirt ein unbedingtes Vermögen, sie zu erfüllen: sonst ist es eine Pflicht für ein andres Wesen als ich, eine in der Luft aufgehängte Pflicht. — Wer von Pflicht und Freiheit redet, setzt metaphysische Principien voraus.

149.

„Arrangire dich so, dass du das grösstmögliche Glück von deinen Eigenschaften hast", das ist albern! Denn ohne allen Befehl: genau das erreicht ein jeder, er mag leben, wie er will, — namentlich muss! Dass er

Vorschriften und Kenntnisse des Nützlichen erlangt, erwerben will, verlernt, abweist, das alles ist ein nothwendiges Wirken seiner Natur. Die Moral kann nichts thun als Bilder des Menschen aufzustellen wie die Kunst: vielleicht dass sie auf diesen und jenen wirken. Sie kann sie, streng genommen, nicht beweisen. „Höher" und „tiefer" — das sind schon Illusionen unter dem Eindruck eines moralischen Musters. Diese Bilder nämlich wirken als Reize, entzünden einen Trieb und verführen den Intellect, ihm zu dienen. Nun ist unser Intellect schon in einer bestimmten Höhe, ebenso unser Geschmack: also werden wir sehr viele Bilder abweisen, — sie ekeln uns an: in einem gegebenen Augenblick unsrer Kräfte können wir nicht anders als diese Bilder nachahmen. Dieser psychologische Zwang erscheint uns oft als „Pflicht": das Gefühl der unbedingten Nothwendigkeit, der Ausdruck der Causalität. Das innere „Müssen". Zum Beispiel in Hinsicht auf das Einmaleins, die Mechanik empfinden wir als Denker Pflicht, ebenso bei A = A: Menschen eines schlechten Intellects fühlen hier den Zwang nicht. Natürlich ist das subjective Gefühl des Zwanges eben nur subjectiv. Viele Personen haben in nichts ein solches strenges Gefühl. Aber der Ekel, der uns befällt, beim Anblick von Maden, ist ein Zwang: einen solchen Zwang verschönen wir uns mit dem Worte „Pflicht", wo wir genau wissen, dass gegenstrebender Zwang da ist.

150.

(Vgl. Morgenröthe, Aph. 187.)

Entweder man gehorcht als Sclave und Schwacher, oder man befiehlt mit: letzteres der Ausweg aller stolzen Naturen, welche jede Pflicht sich auslegen als

Gesetz, das sie sich und den andern auferlegen: ob es gleich von aussen her ihnen auferlegt wird. Das ist die grosse Vornehmthuerei in der Moralität, — „ich soll, was ich will", ist die Formel.

151.

Pflicht ein Zwang, bei dem unser Individuum theilweise zu kurz kommt, theilweise zustimmt.

152.

(Vgl. Morgenröthe, Aph. 563; Fröhliche Wissenschaft, Aph. 44.)

Nicht die Handlung, sondern unser Urtheil über die Handlung (sei es auch ein Irrthum) macht unser Gewissen, die private Geschichte unser selbst.

153.

(Vgl. Genealogie der Moral, 2. Abhandl., Cap. 14, 15.)

Immer so handeln, dass wir mit uns zufrieden sind, — da kommt es auf die Feinheit der Wahrhaftigkeit gegen uns selber an. Zweitens auf den Maassstab, mit dem wir messen. Ein gutes Gewissen kann also ein sehr starkes Anzeichen von Gemeinheit und intellectueller Grobheit sein, ein schlechtes Gewissen von intellectueller Delicatesse.

Wenn die andern mit uns nicht unzufrieden wären, und nicht vieles schief abliefe, so wäre die Zufriedenheit mit sich selber die Regel. Die unerwarteten unangenehmen Nachwirkungen stören diese Zufriedenheit: beim Unangenehmen suchen wir nach einer Entladung unsres Rachegefühls und treffen damit zumeist uns selber. Das Missgeschick ist es, das dem Menschen sein böses Gewissen giebt: „es hätte anders sein können". Da tadeln

wir uns und schätzen unsern Scharfsinn und unsre Absichten gering. Wären wir nicht Menschen der Rache, so wären wir viel zufriedener: wie es im allgemeinen die Frauen sind, da in diesen das Rachegefühl nicht so stark ist. — Das Gewissen wird also durch den Erfolg bestimmt: es verurtheilt nachträglich die Absichten, ja es verfälscht nachträglich die Absichten: die ganze Unmoralität und Unredlichkeit eines Menschen zeigt sich in dem Processe, den ihm sein Gewissen macht. Das schlechte Gewissen ist ebenso wie das gute Gewissen eines Menschen so dumm, verleumderisch oder lobrednerisch, schmeichlerisch, bequem, — als der ganze Mensch ist. Man hat ein Gewissen nach seinem Niveau.

154.

Das Häufigste, was geschieht, ist das Sich-selbstbelügen. Das intellectuelle Gewissen ist schwach, und das andere Gewissen stärker. Reinigung und Kräftigung, nicht Vernichtung von beiden thut noth.

155.

Wer eine herrschende Leidenschaft hat, der empfindet bei der Ausnahmehandlung einen Gewissensbiss, zum Beispiel der Jude (bei Stendhal), der verliebt ist und Geld für ein Armband von seinem Geschäft bei Seite legt, oder Napoleon nach einer generosen Handlung, der Diplomat, der einmal ehrlich gewesen ist.

156.

(Vgl. Wanderer, Aph. 52.)

Man nimmt verschiedene „beste Dinge“ vom Urtheil anderer an, (die selber sehr verschieden sind) und entdeckt, dass sie sich widersprechen: das heisst, man glaubt sein Gewissen in Unruhe.

157.

(Vgl. Meinungen u. Sprüche, Aph. 75;
Morgenröthe, Aph. 38, 104, 105; Jenseits von Gut u. Böse, Aph. 12.)

Das Ich ist nicht die Stellung eines Wesens zu mehreren (Triebe, Gedanken u. s. w.), sondern das *ego* ist eine Mehrheit von personenartigen Kräften, von denen bald diese, bald jene im Vordergrund steht als *ego* und nach den andern wie ein Subject nach einer einflussreichen und bestimmenden Aussenwelt hinsieht. Der Subjectpunkt springt herum, wahrscheinlich empfinden wir die Grade der Kräfte und Triebe wie Nähe und Ferne, und legen uns wie eine Landschaft und Ebene aus, was in Wahrheit eine Vielheit von Quantitätsgraden ist. Das Nächste heisst uns „ich", mehr als das Entferntere, und gewöhnt an die ungenaue Bezeichnung „ich und alles andre *(tu)*," machen wir instinctiv das Überwiegende momentan zum ganzen *ego* und alle schwächeren Triebe stellen wir perspectivisch ferner und machen daraus ein ganzes „du" oder „es". Wir behandeln uns als eine Mehrheit und tragen in diese „socialen Beziehungen" alle die socialen Gewohnheiten, die wir gegen Menschen Thiere Gegenden Dinge haben. Wir verstellen uns, setzen uns in Angst, machen Parteiungen, führen Gerichtsscenen auf, überfallen uns, martern uns, verherrlichen uns, machen aus dem und jenem in uns unsern Gott und unsern Teufel und sind so unredlich und so redlich, als wir es in Gegenwart der Gesellschaft zu sein pflegen.

Alle socialen Beziehungen auf den Egoismus zurückführen? Gut: für mich ist aber auch wahr, dass alle egoistischen inneren Erlebnisse auf unsre eingeübten angelernten Stellungen zu andern zurückzuführen sind. Welche Triebe hätten wir, die uns nicht von Anfang an in eine Stellung zu andern Wesen brächten, Ernährung, Ge-

schlechtstrieb? Das was andre uns lehren, von uns wollen, uns fürchten und verfolgen heissen, ist das ursprüngliche Material unsres Geistes: fremde Urtheile über die Dinge. Jene geben uns unser Bild von uns selbst, nach dem wir uns messen, wohl oder übel mit uns zufrieden sind! Unser eignes Urtheil ist nur eine Fortzeugung der combinirten fremden! Unsre eignen Triebe erscheinen uns unter der Interpretation der andern: während sie im Grunde alle angenehm sind, sind sie doch durch die angelernten Urtheile über ihren Werth so gemischt mit unangenehmen Beigefühlen, ja manche werden als schlechte Triebe jetzt empfunden: „es zieht hin, wohin es nicht sollte", — während „schlechter Trieb" eigentlich ein *contradictio in adjecto* ist. — Was will also Egoismus sagen! Wir können innerhalb unser selber wieder egoistisch oder altruistisch, hartherzig, grossmüthig, gerecht, milde, verlogen sein, wehe thun oder Lust machen wollen: wie die Triebe im Kampfe sind, ist das Gefühl des Ich immer am stärksten dort, wo gerade das Übergewicht ist.

158.

Unser Verhältniss zu uns selber! Mit Egoismus ist gar nichts gesagt. Wir wenden alle guten und schlechten gewöhnten Triebe gegen uns: das Denken über uns, das Empfinden für und gegen uns, den Kampf in uns, — nie behandeln wir uns als Individuum, sondern als Zwei- und Mehrheit; alle socialen Übungen (Freundschaft, Rache, Neid) üben wir redlich an uns. Der naive Egoismus des Thieres ist durch unsre sociale Einübung ganz alterirt: wir können gar nicht mehr eine Einzigkeit des *ego* fühlen, wir sind immer unter einer Mehrheit. Wir haben uns zerspalten und spalten uns immer neu. Die so-

cialen Triebe (wie Feindschaft Neid Hass), die eine Mehrheit voraussetzen, haben uns umgewandelt: wir haben die „Gesellschaft“ in uns verlegt, verkleinert, und sich auf sich zurückziehn ist keine Flucht aus der Gesellschaft, sondern oft ein peinliches Fortträumen und Ausdeuten unserer Vorgänge nach dem Schema der früheren Erlebnisse. Nicht nur Gott, sondern alle Wesen, die wir anerkennen, nehmen wir, selbst ohne Namen, in uns hinein: wir sind der Kosmos, soweit wir ihn begriffen oder geträumt haben. Die Oliven und die Stürme sind ein Theil von uns geworden: die Börse und die Zeitung ebenso.

159.

Man ist thätig, weil alles, was lebt, sich bewegen muss, — nicht um der Freude willen, also ohne Zweck: obschon Freude dabei ist. Diese Bewegung ist nicht Nachahmung der zweckmässigen Bewegungen, es ist anders.

160.

(Vgl. Fröhliche Wissenschaft, Aph. 360.)

Die spontane Masse von Energie unterscheidet die Menschen, nicht ein Individual-Atom. Sodann die eingeübten Bewegungen dieser Masse, durch Vererbung mitgetheilt. Dieselbe Kraft ist es, die bald durch die Muskeln, bald durch die Nerven verbraucht wird.

161.

Unsre Triebe widersprechen sich häufig, darüber ist nichts zu wundern! Vielmehr, wenn sie harmonisch sich auslösten, das wäre seltsam. Die Aussenwelt spielt auf unsern Saiten, was Wunder, dass diese oft dissoniren!

162.

(Vgl. Morgenröthe, Aph. 38, 116, 127; Fröhliche Wissenschaft, Aph. 360.)

Alle Triebe ursprünglich relativ zweckmässig in ihrer Wirkung („gut" und „böse"). Moral entsteht, a) wenn ein Trieb über andre dominirt, zum Beispiel Furcht vor einem Gewaltigen oder Trieb zum geselligen Leben. Da müssen schwächere Triebe gespürt, aber nicht befriedigt werden. Die Antworten auf das hier entstehende „warum" sind so roh und falsch wie möglich, aber sie sind der Anfang moralischer Urtheile, einen Werthunterschied der Handlungen zwischen nöthig, zulässig, unzulässig festsetzend. Einen Trieb haben und vor seiner Befriedigung Abscheu empfinden ist das „sittliche" Phänomen. Oder zum Beispiel die Liebe zu den Jungen, zum Eigenthum, derentwegen man selber hungert, sich Gefahren aussetzt. Junge und Eigenthum sind etwas so Angenehmes: aber wenn man Gründe wollte, so genügte dies nicht zu sagen: „sie sind angenehm". — Die Vernunft der Moral ist das Bemühen, die Instincte zu übersehen und uns den Schein zu geben, als ob wir nach Zwecken handelten, also unser Bestes wollten. Thatsächlich ist das Angenehme meistens unser Bestes, aber dies Beste vermochte man nicht zu erfassen, dazu hatte man die Kenntnisse der Natur und des Menschen nicht. Man construirte ein Bestes nach seiner Annahme über Natur und Menschen. Dazu gehört zum Beispiel das Heil der Seele. Oder die Ehre. Oder die Gebote eines Gottes. Der Mensch affectirt, überall nach Zwecken zu handeln, — diese grosse Komödie geht durch, er thut „verantwortlich". Aber zu den Motiven der Instincte kommen die Zweckbegriffe hinzu und hinterdrein und treffen fast nie den bewegenden Punkt. Die menschliche Maschine würde

fast stille stehn, falls sie einmal nur von den vermeintlichen Motiven geleitet werden sollte. Auch jetzt noch ist die Täuschung sehr gross.

163.

Entwickle alle deine Kräfte, — aber das heisst: entwickle die Anarchie! Gehe zu Grunde!

164.

Wenn unsre Triebe gleich stark sind und nach entgegengesetzten Zielen uns ziehn, entsteht jener Kampf und jene Noth, welche die Moralisten so hoch stellen. Eigentlich ist für viele die Tugend nichts werth, wenn sie nicht einen solchen Kampf macht, das heisst: man will, dass die entgegengesetzten Triebe ebenso stark seien! Ein Laokoon, der seine Schlangen zerdrückt! Eine pathetische Attitude!

165.

Die Ehrlichkeit verlangt, dass man anstatt der unbestimmten moralischen Worte von edlem Klange, wie sie üblich sind, nur die erkennbaren und in der Mischung überwiegenden Elemente bei Namen nennt, trotz dem Fehler der Unvollständigkeit und trotzdem, dass diese überwiegenden Elemente bisher einen bösen Klang hatten; aber wenigstens wird so ein falscher Heiligenschein zerstört. Man soll ein Ding *a potiori* nennen und nicht *a nihilo*.

166.

(Vgl. Jenseits, Aph. 187; Götzendämmerung, die vier grossen Irrthümer, Abschn. 6 und die Verbesserer der Menschheit, Abschn. 1.)

Oft wird ein Trieb missverstanden, falsch gedeutet, zum Beispiel der Geschlechtstrieb, der Hunger, die Ruhmsucht. Vielleicht ist die ganze Moral eine Ausdeutung physischer Triebe.

Die sämmtlichen moralischen Qualitäten bei jedem Menschen in verschiedenen Verhältnissen: es sind Namen für unbekannte constitutive Verhältnisse der physischen Factoren.

167.

(Vgl. Götzendämmerung, die vier grossen Irrthümer, Abschn. 1.)

Die angeblichen Wirkungen moralischer Gefühle, während deren Erscheinen selber schon eine Wirkung des beruhigten Nervensystems u. s. w. ist, nicht die Quelle der Beruhigung.

168.

(Vgl. Morgenröthe, Aph. 38, 76.)

Die bösen Triebe sind durchaus nicht unangenehm, sondern böse und gute sind angenehm. Sie werden unangenehm nur durch 1) das Übermaass und 2) in ihrem Gehemmtsein durch andre Triebe. Beherrscht uns zum Beispiel die Meinung von der Schändlichkeit der Wollust (der Trieb der Ehe als Grundlage) oder die von den bösen Folgen im Jenseits, so wird dem Triebe etwas Unangenehmes beigemischt, ja er kann wie etwas rein Ekelhaftes empfunden werden. Ebenso kann der Hang zum Mitleid als erbärmliche Schwäche und als unangenehm empfunden werden. Das Denken, maasslos, wirkt als Schmerz, selbst beim Enthusiasten des Denkens. Das Übermaass ist eine erzwungene Äusserung des Triebes, das heisst die Hemmung des vergehenwollenden (müden) Triebes, — also auch Hemmung der Entwicklung. Alle Entwicklung lustvoll.

169.

(Vgl. Morgenröthe, Aph. 371.)

Nothwendigkeit, eine wachsende, füllende Erregung durch eine ausleerende Erregung (Wuth auslassen,

Rachegedanken u. s. w.) auszulösen. Beispiel: der Kopfkranke, der ein lautes Fest in der Nähe hat und endlich, weil der Schmerz zu gross ist, seine Gedanken auf einen Feind richtet und ihm im Geiste wehe thut: oder auch mit Fäusten sich selber schlägt. Hier ist das Unmoralische das physisch gebotene Heilmittel gegen Wahnsinn: ein Beispiel, wie die unmoralischen Handlungen den Werth von Gesundheitsfactoren haben.

170.

(Vgl. Wanderer, Aph. 37, 53, 65.)

Man wird von seinen Meinungen über die Leidenschaften mehr gequält, als von den Leidenschaften selber. — Wo die Menschen nicht den Zweck eines Triebes als nothwendig zur Erhaltung mit Händen greifen, wie beim Koth- und Urinlassen, Nahrungnehmen u. s. w., da glauben sie ihn als überflüssig beseitigen zu können, zum Beispiel den Trieb zu neiden, zu hassen, zu fürchten; und das Nicht-loswerden-können betrachten sie als ein Unrecht, mindestens Unglück: während man so bei Hunger und Durst nicht denkt. Er soll uns nicht beherrschen, aber wir wollen ihn als nothwendig begreifen und seine Kraft zu unserm Nutzen beherrschen. Dazu ist nöthig, dass wir ihn nicht in seiner ganzen vollen Kraft erhalten, wie einen Bach, der Mühlen treiben soll. Wer ihn nicht ganz kennt, über den fällt er her, wie nach der Winterszeit ein Gebirgsbach zerstörend herunterkommt.

171.

(Vgl. oben S. 162, Nachträge zum Wanderer, Aph. 3; Morgenröthe, Aph. 321.)

Die Naturen, welche überhaupt nicht über sich denken, namentlich aber gewisse Dinge an sich nicht

in's Auge fassen mögen (Frauen zum Beispiel schon die Thätigkeit des Magens nicht, geschweige den Geschlechtstrieb), — diese deuten sich alle Phänomene anders und wollen den einfachen Grund nicht sehen und nicht zugeben. So erlangt ihre Passion etwas Träumerisches und für sie selber Mystisches, sie unterliegen ihr viel eher und heftiger, weil sie idealistisch von sich denken. Was wissen unvermählte Frauen von dem darbenden Geschlechtstrieb, in ihrer Leidenschaft für die Kunst und gewisse Richtungen derselben, oder im Mitleid oder in der Art von blinder Hingebung an einen Gedanken!

172.

Macht: Widersprechen,
Ergebung: Zustimmen.

Die Macht drängt, Verschiedenheit anzuerkennen; die Ergebung will Gleichheit setzen.

Der Durst nach Macht ist bezeichnend für den aufsteigenden Gang der Entwicklung, der Durst nach Hingebung für den absteigenden. Die Freuden des Alters haben im tiefsten alle diese Hingebung an Dinge, Gedanken, Personen: der Aufstrebende herrscht. Der Kranke nimmt den Hang des Alters vorweg.

173.

Der geschlechtliche Reiz im Aufsteigen unterhält eine Spannung, welche sich im Gefühle der Macht entladet: herrschen wollen — ein Zeichen der sinnlichsten Menschen. Der schwindende Hang des Geschlechtstriebes zeigt sich im Nachlassen des Durstes nach Macht: das Erhalten und Ernähren und oft die Lust am Essen tritt als Ersatz ein. (Elterntrieb ist Erhalten Ordnen Ernähren,

nicht Beherrschen, sondern Wohlthun sich und andern schaffen.) In der Macht ist das Gefühl, gern wehe zu thun, — eine tiefe Gereiztheit des ganzen Organismus, welche fortwährend Rache nehmen will. Die wollüstigen Thiere sind in diesem Zustand am bösesten und gewaltthätigsten, sich selber über ihren Trieb vergessend.

Die Resorption des Samens durch das Blut ist die stärkste Ernährung und bringt vielleicht den Reiz der Macht, die Unruhe aller Kräfte nach Überwindung von Widerständen, den Durst nach Widerspruch und Widerstand am meisten hervor. Das Gefühl der Macht ist bis jetzt am höchsten bei enthaltsamen Priestern und Einsiedlern gestiegen (zum Beispiel bei den Brahmanen).

174.

(Vgl. Fröhliche Wissenschaft, Aph. 363.)

Das Gefühl der Lust der Ergebung ist vielleicht weiblich, — und beider Gefühle sind beide Geschlechter fähig, aber ein Überschuss in jedem besonders. Gott weiss, mit welchen Eigenheiten der geschlechtlichen weiblichen Function es zu thun haben mag, dass ihre sinnliche Erregung nicht wesentlich als Wille der Macht sich äussert: beherrscht werden, dienen, sie fühlen sich schwächer durch die Liebe, und die Ernährung des Eierstockes fordert Kraft ab.

175.

(Vgl. Jenseits von Gut u. Böse, Aph. 13.)

Es giebt keinen Selbsterhaltungstrieb, — sondern das Angenehme suchen, dem Unangenehmen entgehen, erklärt alles, was man jenem Triebe zuschreibt. Es giebt auch keinen Trieb, als Gattung fortexistiren zu wollen. Das ist alles Mythologie (auch bei Spencer und Littré).

Die Generation ist eine Sache der Lust: ihre Folge ist die Fortpflanzung, das heisst: ohne Fortpflanzung würde sich diese Art Lust und keine Art Lust erhalten haben. Die geschlechtliche Begierde hat nichts mit der Fortpflanzung der Gattung zu thun! Der Genuss der Nahrung hat nichts mit der Erhaltung zu thun!

176.

(Vgl. Wanderer, Aph. 5.)

Die Zeugung ist eine oft eintretende gelegentliche Folge einer Art der Befriedigung des geschlechtlichen Triebes: nicht dessen Absicht, nicht dessen nothwendige Wirkung. Der Geschlechtstrieb hat zur Zeugung kein nothwendiges Verhältniss: gelegentlich wird durch ihn jener Erfolg mit erreicht, wie die Ernährung durch die Lust des Essens.

177.

(Vgl. Morgenröthe, Aph. 26.)

Wir sind geneigter, von den Dingen das zu glauben, was uns angenehm ist. Die Thiere, welche dazu weniger streng geneigt sind, die vorsichtigen, erhalten sich besser. Die Furchtsamkeit ein erster Schritt der Redlichkeit.

Die Redlichkeit gegen uns selber ist älter als die Redlichkeit gegen andre. Das Thier merkt, dass es oft getäuscht wird, ebenso muss es sich oft verstellen. Dies leitet es, zu unterscheiden zwischen Irren und Wahrsehen, zwischen Verstellung und Wirklichkeit. Die absichtliche Verstellung ruht auf dem ersten Sinn der Redlichkeit gegen sich.

178.

Die Triebe haben wir alle mit den Thieren gemein: das Wachsthum der Redlichkeit macht uns unabhängiger von der Inspiration dieser Triebe. Diese Redlichkeit

selber ist das Ergebniss der intellectuellen Arbeit, namentlich wenn zwei entgegengesetzte Triebe den Intellect in Bewegung setzen. Das Gedächtniss führt uns in Bezug auf ein Ding oder eine Person bei einem neuen Affect die Vorstellungen zu, die das Ding oder die Person früher, bei einem andern Affect, in uns erregte: und da zeigen sich verschiedene Eigenschaften; sie zusammen gelten lassen ist ein Schritt der Redlichkeit, das heisst: es dem, welchen wir jetzt hassen, nachtragen, dass wir ihn einst liebten und sein früheres Bild in uns mit dem jetzigen vergleichen, das jetzige mildern, ausgleichen. Dies gebeut die Klugheit: denn ohne dies würden wir, als Hassende, zu weit gehn und uns in Gefahr bringen. Basis der Gerechtigkeit: wir gestehn den Bildern desselben Dinges in uns ein Recht zu.

179.

In wiefern der Handelnde gegen sich gewissenlos ist? — Der Verstand, der die Folgen einer That voraus erwägt, muss trotzdem irgendwo Halt machen und auf Unsicherheiten hin handeln, das heisst: mit dem Gefühle der unvollkommnen Einsicht in die Folgen doch thun, als ob er sicher wäre, in Bezug auf die Folgen: riskiren mit der Miene der Entschlossenheit und unbedingten Einsicht, das heisst schauspielern oder sich selber täuschen, sein intellectuelles Gewissen zum Schweigen bringen.

180.

(Vgl. oben S. 232, Aph. 128 u. S. 241 Aph. 147.)

Wir haben nur gegen uns selber wahr zu sein: gegen andre es zu sein ist Aufopferung, und nur in dem Falle, dass dazu der natürliche Hang in uns ist, ist auch die Wahrheit gegen andre ein Gebot der Natur,

das befriedigt werden will. — Gegen uns selber ist es Selbsterhaltung; zum Beispiel unsere physischen Kräfte müssen wir uns richtig vorstellen. Uns im Geistigen einen Sprung zumuthen, zu dem unsre Beine nicht reichen, ebenso im Moralischen, ist Anlass zu Beinbrüchen und den schwersten Schmerzen; unsre Moralität hat das Maass ihrer Idealität an dem Maasse der uns möglichen Kraft, vorausgesetzt dass wir diese steigern können. Alles Wachsthum muss allmählich, nicht sprungweise geschehen. — Wie viel Elend ist in der Welt dadurch, dass man an sich den Maassstab einer unmöglichen Moralität legt! Man schämt sich doch nicht, wenn man nicht wie ein Läufer zu laufen vermag: aber in moralischen Dingen sind wir so kindisch, das Fehlen der natürlichen Bedingungen uns zur Schuld und Schande anzurechnen! Als ob wir unser Werk wären! Das ist auch wirklich die Hypothese, auf der jenes Schamgefühl wuchs.

181.

Moralität: wir legen unsern Handlungen einen imaginären Werth bei (abhängig vom Erfolge), die Empfindung des Nicht-mehr-Sclaven! Auf alles drückt er das Siegel der neuen Freiheit. Stärkstes Gefühl der Veränderung, wenn der Sclave thun kann, was er will.

182.

(Vgl. oben S. 162, Nachträge zum Wanderer, Aph. 2.)

Die moralischen Vorstellungen sind Genussmittel und Würzen, um derentwillen wir die nöthigen Handlungen leichter thun; ohne sie wären uns diese Handlungen widerlich oder langweilig.

183.

(Vgl. oben S. 22, Pflugschar, Aph. 32.)

Zu begreifen, wie wenig Werth die sittlichen Handlungen haben, wie wenig Unwerth die unmoralischen, — wie gross dagegen die intellectuelle Verschiedenheit in ihnen ist, — diese Aufklärung über die Motive der Handlungen zu bekommen, bringt das höchste Erstaunen hervor.

184.

Allen moralischen Systemen, welche befehlen, wie man handeln solle, fehlte die Kenntniss, wie man handelt, — aber alle meinten, sie zu haben, wie jeder Mensch es meint.

185.

Um die Moral haben sich im ganzen immer nur die sehr moralischen Menschen bekümmert, meistens in der Absicht, sie zu steigern. Was Wunder, dass eigentlich die unmoralischen und durchschnittlichen Menschen dabei fast unbekannt geblieben sind! Die moralischen Menschen haben über sie phantasirt und vielfach ihre Phantasien den Leuten in den Kopf gesetzt.

186.

Die moralischen Handlungen sind Mittel, deren Zwecke man aus den Augen verloren hat, und die an sich zu erreichen jetzt schon Vergnügen macht.

187.

Die moralischen Urtheile sind Mittel, unsere Affecte auf eine intellectuellere Weise zu entladen, als dies durch

Geberden und Handlungen geschieht. Das Schimpfwort ist besser als ein Faustschlag oder ein Anspeien; die Schmeichelei (Lob) besser als ein Streicheln oder Lecken (Kuss); der Fluch übergiebt einem Gotte oder Geiste die Rache, die das Thier selbst gegen seinen Feind ausübt. Vermöge der moralischen Urtheile wird es dem Menschen leichter zu Muthe, sein Affect wird entladen. Schon der Gebrauch von Formen der Vernunft bringt eine gewisse Nerven- und Muskelbeschwichtigung mit sich; das moralische Urtheil entsteht in jenen Zeiten, wo die Affecte als lästig und die Geberden als eine zu grobe Erleichterung empfunden werden.

188.

Im Sittlichen muss man nicht an seine äusserste Grenze gehen: sonst geräth man in den Ekel am Sittlichen.

189.

Es giebt bei jeder Handlung 1) das verschwiegene und wirkliche Motiv, 2) das präsentable eingeständliche Motiv. Letzteres geht von uns aus, von unsrer Freude, unsrem Individuum, wir stellen uns individuell damit. Ersteres aber hat die Rücksicht auf das, was die andern denken, wir handeln, wie jeder handelt, wir präsentiren uns als Individuen, aber handeln als Gattungswesen. Komisch! Zum Beispiel ich suche ein Amt: 2) „ich bin es mir schuldig, mich nützlich zu machen"; 1) „ich will meines Amts wegen von den andern respectirt werden". Napoleon's präsentables Motiv: „ich will allen überlegen sein", sein wahres Motiv: „ich will allen überlegen erscheinen".

190.

(Vgl. Fröhliche Wissenschaft, Aph. 8.)

Was an uns bemerkbar ist, das wächst oder verwelkt unter dem Einflusse des Lichtes, das von den andern Menschen auf uns strahlt: gleichsam als ob die Augen der Menschen für uns nothwendige Wärme- und Lichtquellen wären. Als bemerkbar und bemerkt regulirt sich das Wachsthum nach den andern, zum Beispiel unsre Haltung, Miene. — Dann was wir bemerken, aber andre nicht wissen können! — und endlich das, was auch wir nicht bemerken! Die Grenzen sind verschieden, vieles ist mir im Licht, was andern im Dunkel ist und entwickelt sich folglich anders, zum Beispiel Religiosität, Sinn für Wahrheit, Sympathie, Laster.

191.

(Vgl. Morgenröthe, Aph. 103.)

Diese handeln ganz egoistisch, aber ihr moralisches Urtheil ist erzogen, alles sofort unter dem Gesichtspunkt des Löblichen und Tugendhaften zu sehen: sie sind vollendet in ihrer Unredlichkeit gegen sich und präsentiren in der Gesellschaft das „gute Gewissen". — Andre sind höher, aber ihr Urtheil ist pessimistischen Gewohnheiten hingegeben, sie legen sich alles egoistisch aus und sie verachten alles Egoistische. Ihre edelsten Handlungen hinterlassen in ihnen einen Bodensatz von Ekel. Es sind die, welche an eine Tugend glauben, die es nicht giebt und geben kann! Sie sind redlich, aber haben von ihrer Redlichkeit nur Qual und Ekel an sich: weil ihr Lustgefühl auf Handlungen beschränkt ist, deren sie selber sich nicht fähig wissen: aber sie schliessen, es müssten andern diese Handlungen möglich sein: was nicht wahr ist. Der, welcher sagte: „ich habe das Gesetz er-

füllt", war gewiss nicht sehr anspruchsvoll in der Ausdeutung desselben und kein Grübler.

192.

(Vgl. Morgenröthe, Aph. 328.)

Viele machen eine Theorie des Handelns und reden stets davon, handeln aber nie darnach. Es ist ihre Huldigung und Abfindung vor der Moral (Engländer). So finden sich katholische Priester mit Gott ab, ihre Devotion ist um so grösser, je gottloser ihr Leben ist. Dabei erst fühlen sie sich wohl. — Andre haben auch den Widerspruch, aber befinden sich schlecht dabei.

193.

Es ist die europäische Art des moralischen Idealismus, sich die moralischen Vorstellungen so hoch und so fein auszudichten, dass, wenn der Mensch von ihnen aus auf sein Handeln zurückblickt, er sich gedemüthigt fühlt. Diese Art Idealismus verträgt sich vorzüglich mit einem gewinnsüchtigen, rücksichtslosen, ehrgeizigen Leben, die Minute der Demuth ist die Abschlagszahlung für ein Leben, welches mit jenem Idealismus nichts zu thun hat.

194.

Das Verhehlen der That als moralisch ursprünglich, — der Gesellschaft soll sie aus der Welt geschafft werden: ebenso Verhehlung des Übelthäters.

195.

(Vgl. Morgenröthe, Aph. 386.)

Es ist ein Interesse des Menschen, das, was er seinem Eigennutze abgerungen hat und dem allgemeinen Besten opfert, mit so hohen Worten wie möglich zu benennen; die, welche wenig opfern, bestehen am strengsten auf

der moralischen Prachtrede. Wem es natürlich ist, der will, dass einfach davon gesprochen werde, womöglich etwas zu gering: so fällt es nicht in die Augen und kann still geübt werden. Die Besten haben ein Interesse an der Verkleinerung der moralischen Wortwerthe. Andre haben die moralischen erhabenen Attitüden nöthig, jene Halbschauspieler, deren Werth in dem liegt, was sie bedeuten, nicht in dem, was sie sind.

196.

Es scheint, dass viele Verbrechen aus derselben Kraft stammen, aus der die pessimistische Denkweise stammt; sie sind die Entladung dieser Kraft in Handlungen.

197.

Auch die (chinesische) Tugend der Höflichkeit ist eine Folge des Gedankens: ich thue den andern wohl, weil es mir so zu Gute kommt, — doch so, dass das „weil" vergessen worden ist. Nicht aber entsteht Wohlwollen auf dem angegebenen Wege durch Vergessen. Aber Höflichkeit ist doch sehr benachbart. — Die Chinesen haben die Familienempfindung durchgeführt (Kinder zu den Eltern), die Römer mehr die der Väter zu der Familie (Pflicht).

198.

Seit Rousseau hat man die Unmittelbarkeit des Gefühls verherrlicht, sich jemandem an die Brust werfen, seinen Zorn wie seinen Speichel auswerfen u. s. w. Sonderbar, dass alle grossen Weisen der Moral das gerade Gegentheil verlangt haben! Zurückhaltung des Gefühls — und daher die Würde im Benehmen des sittlichen Menschen. Er giebt reizende, vollkommne Seelen, denen es wohl ansteht, weil sie kein Übermaass in sich haben:

aber das Gesetz nach einem Mozart machen, heisst doch — —; wir sind keine Singvögelchen. Auch gute und respectable Gefühle, maasslos und unmittelbar geäussert, erregen Widerwillen gegen sich: so hat wohl jeder einmal das Mitleiden, das sich nicht in Schranken hält, zu allen Teufeln gewünscht.

199.

Die Moralität wirkt malerisch, wenn sie lange durch Unmoralität aufgestaut war.

200.

Ich glaube, dass viele von uns, wenn sie mit ihren enthaltsam mässigen Sitten, ihrer Sanftmuth, ihrem Sinn für's Rechte in die Halbbarbarei des 6.—10. Jahrhunderts versetzt würden, als Heilige verehrt würden.

201.

„Ihr braucht nur Märtyrer zu sein, dann seid ihr eurer Sache gewiss!" — so klang die Stimme der Verführung, mit der man über die Moralforderungen triumphirte. Ein Entschluss wie zum Zahnausziehen!

202.

(Vgl. Fröhliche Wissenschaft, Aph. 49.)

Die paradoxe Tugend, zum Beispiel Grossmuth, als ein Wunder angestaunt und sehr verehrt! — Anders jene, die den Zwang eines Triebes fühlen, und deren Herrschsucht stolz sich gegen ihn wehrt, die deshalb in's Gegentheil umschlagen. — Anders die, welche mehr von der Befriedigung erwarteten und, enttäuscht, an an den Trieben sich rächen. — Anders: sich schwach, feige, gezwungen von der Todesfurcht fühlen und in Verachtung seiner selbst das Gegentheil von dem thun, was die Todesfurcht räth.

203.

Jeden Augenblick kann eine moralische Empfindung so stark werden, dass sie partielle Unfruchtbarkeit erzeugt, zum Beispiel der Trieb nach Wahrheit könnte die Kunst tödten und den geselligen feinen Verkehr, ebenso die Beredsamkeit. Die Keuschheit, die Freigebigkeit, der Fleiss, die Reinlichkeit. (Puritaner gegen das Theater, Xenophon gegen das Agonale, Plato.)

204.

(Vgl. Fröhliche Wissenschaft, Aph. 1, 4, 21.)

Inwiefern hat die Moral schädlich gewirkt? Insofern sie den Körper verachtete, im Asketismus der Pflicht, des Muthes, des Fleisses, der Treue u. s. w. Namentlich in jenem mit Religion verquickten Kanon, dass Sich-Freuden-bereiten der Gottheit unangenehm, Sich-Leiden-bereiten ihr angenehm sei. Man lehrte zu leiden, man rieth ab, sich zu freuen, — in allen Moralen, (die des Epikur ausgenommen), das heisst: die Moral war bisher ein Mittel, die physiologische Grundlage des Menschen in ihrer Entwicklung zu stören; — an der Schwäche der Moral lag es, dass sie diese Grundlage nicht zerstört hat; sie war ein furchtbarer Würfel im grossen Würfelspiel. — Wir müssen das Gewissen verlernen, wie wir es gelernt haben. — Im ganzen war die grosse erhaltende Kraft, welche gegen die Moral das Übergewicht behauptete, das, was sie das Böse nannten, das Streben des Individuums, sich ohne Rücksicht auf Lehren selbst zu behaupten, sich wohl zu fühlen, sein Vergnügen zu suchen, die näheren Bedürfnisse den entfernteren unterzuordnen, während die Moral diese nicht nur als höhere und niedere Bedürfnisse unterscheidet, sondern die ersteren verachten und oft verdammen lehrt (die sogenannten sinnlichen Freuden).

5. Von Vorurtheilen der Erkenntniss.

(Vgl. Menschliches, Allzumenschliches I, erstes Hauptstück; Morgenröthe, Aph. 114—130; Fröhliche Wissenschaft, Aph. 108—115; die Wiederkunft des Gleichen, erstes Buch, Bd. XII S. 7 ff.; Jenseits von Gut und Böse, erstes Hauptstück.)

206.

(Vgl. über Wahrheit und Lüge im aussermoralischen Sinne, Bd. X S. 161 ff.)

Das Problem der Wahrhaftigkeit hat noch niemand erfasst. Das, was gegen die Lüge gesagt wird, sind Naivetäten eines Schulmeisters, und zumal das Gebot: „du sollst nicht lügen!"

207.

Sobald die Schulweisheit es sich träumen lässt, giebt es ein Ding mehr zwischen Himmel und Erde; wenn aber eine Wahrheit erkannt ist, so nimmt die Zahl solcher Dinge ab, und eine Anzahl angeblicher Sterne löscht aus. Freilich nicht etwa sogleich! — sondern wie man von Sternen spricht, deren Lichtstrahlen uns erst erreichen, nachdem sie längst schon zerfallen sind, so strahlen die Irrthümer noch lange ihren Glanz fort, nachdem sie widerlegt sind. Denkt man an die Kürze des Menschenlebens, so reicht auch wohl ein Irrthum aus, um das Leben vieler Geschlechter ganz in Licht zu tauchen; wenn endlich sein Glanz verbleicht und stirbt, so sind sie längst dahin und haben die äusserste Bitterkeit, die es giebt, nicht erfahren: den Stern erlöschen zu sehen.

208.

(Vgl. Fröhliche Wissenschaft, Aph. 110.)

Der gute Gedanke ist nur eine Ausnahme, die meisten originellen Gedanken sind Narrheiten. Die gewohnten Gedanken sind deshalb so hochgeachtet, ja zur Pflicht gemacht, weil sie eine Art Bewährung haben, mit ihnen ist der Mensch nicht zu Grunde gegangen. Das „nicht zu Grunde gehen" gilt als der Beweis für die Wahrheit eines Gedankens. Wahrheit heisst: „für die Existenz des Menschen zweckmässig". Da wir aber die Existenzbedingungen des Menschen sehr ungenau kennen, so ist, streng genommen, auch die Entscheidung über wahr und unwahr nur auf den Erfolg zu gründen. Woran ich zu Grunde gehe, das ist für mich nicht wahr, das heisst: es ist eine falsche Relation meines Wesens zu andern Dingen. Denn es giebt nur individuelle Wahrheiten, — eine absolute Relation ist Unsinn. Die Art zu denken, die Anspannung und Häufigkeit, die Gegenstände, womit, das Nichtsehen-können, Nichtfühlen vieler Dinge, alles ist eigentlich eine Bedingung unserer Existenz. Jeder Fehler ist ihr schädlich. Meistens also machen wir Fehler, meistens sind wir fortwährend irgendwo krank durch unser Denken, wir können ja nur experimentiren, und das ganz individuell uns Nothwendige im Erkennen ist die Ausnahme.

209.

(Vgl. Wahrheit und Lüge, Bd. X S. 161 ff.; Menschliches, Allzumenschliches I, Aph. 11, 16, 19; Fröhliche Wissenschaft, Aph. 246; Jenseits von Gut und Böse, Aph. 4, 34.)

Was ist also Erkenntniss? Ihre Voraussetzung ist eine irrthümliche Beschränkung, als ob es eine Maasseinheit der Empfindung gebe; überall wo Spiegel und

Tastorgane vorkommen, entsteht eine Sphäre. Denkt man sich diese Beschränktheit weg, so ist Erkenntniss auch weggedacht, — ein Auffassen von „absoluten Relationen“ ist Unsinn. Der Irrthum ist also die Basis der Erkenntniss, der Schein. Nur durch die Vergleichung vieler Scheine entsteht Wahrscheinlichkeit, also Grade des Scheins. — Ebenso ist die Sprache eine angebliche und geglaubte Basis von Wahrheiten: der Mensch und das Thier bauen zunächst eine neue Welt von Irrthümern auf und verfeinern diese Irrthümer immer mehr, so dass zahllose Widersprüche entdeckt werden und dadurch die Menge der möglichen Irrthümer verringert wird, oder der Irrthum weiter getrieben wird. „Wahrheit“ giebt es eigentlich nur in den Dingen, die der Mensch erfindet, zum Beispiel Zahl. Er legt etwas hinein und findet es nachher wieder, — das ist die Art menschlicher Wahrheit. Sodann sind die meisten Wahrheiten thatsächlich nur negative Wahrheiten: „das und das ist jenes nicht“ (obschon meist positiv ausgedrückt). Letzteres ist die Quelle alles Fortschritts der Erkenntniss. Die Welt ist also für uns die Summe der Relationen zu einer beschränkten Sphäre irriger Grundannahmen. Die Gesetze der Optik sind sämmtlich Irrthümer, ebenso die des Ohrs. Gesetzt, es giebt zahllose empfindende Punkte in dem Dasein: jeder hat eine Sphäre, wie weit und wie stark er Relationen wahrnimmt, das heisst eine Sphäre der Beschränktheit und des Irrthums. Ebenso hat jede Kraft ihre Sphäre, sie wirkt so weit und so stark, und nur auf das und jenes, auf anderes nicht, eine Sphäre der Beschränktheit. Ein eigentliches Wissen um alle diese Sphären und Beschränktheiten ist ein unsinniger Gedanke, weil hier ein Empfinden ohne ein „wie weit“, „wie stark“, „auf dies und jenes“ gedacht werden soll: und ebenso eine

Kraft ohne Grenzen und zugleich mit allen Grenzen, die alle Relationen schafft, — das wäre eine Kraft ohne bestimmte Kraft, ein Unsinn. — Also die Beschränktheit der Kraft, und das immer weiter in Verhältnisssetzen dieser Kraft zu andern ist „Erkenntniss". Nicht Subject zu Object: sondern etwas anderes. Eine optische Täuschung von Ringen um uns, die gar nicht existiren, ist die Voraussetzung. Erkenntniss ist wesentlich Schein.

210.

(Vgl. Meinungen und Sprüche, Aph. 7, 8.)

Kaum spricht man von den „nicht absoluten Wahrheiten", so begehren alle Schwärmer wieder Eintritt oder vielmehr: die gutmüthigen Seelen stellen sich an's Thor und glauben allen aufmachen zu dürfen: als ob der Irrthum jetzt nicht mehr Irrthum sei! Was widerlegt ist, ist ausgeschlossen!

211.

Das Neue an unserer jetzigen Stellung zur Philosophie ist eine Überzeugung, die noch kein Zeitalter hatte: dass wir die Wahrheit nicht haben. Alle früheren Menschen „hatten die Wahrheit", selbst die Skeptiker.

212.

(Vgl. Jenseits von Gut und Böse, Aph. 208.)

Ein Schritt weiter im Sinn für Wirklichkeit und er unterdrückt den abenteuernden Sinn, den Flug in's Freie, es erscheint als unerlaubt, auf so weniges Wissen, auf so schwache Analogien hin zu behaupten und auf die Behauptungen hin zu vermuthen. Die spontane Überkraft geht im Joch der Vorsichtsmaassregeln. Aufsammlung des Materials, Skepsis in der Beurtheilung der

einzelnen Materialstücke. Also — die intellectuelle Immoralität ist nothwendig, bis zu irgend einem undefinirbaren Grade.

213.

Die Skepsis hat ihre Parallele: „lieber hungern als etwas Ekelhaftes essen!“ Die Ansichten der Autoritäten sind uns ekelhaft geworden, — lieber verhungern! Dies ist eine seltsame Passion: die Skepsis ist eine Passion.

214.

Glaube nur niemand, dass, wenn Plato jetzt lebte und platonische Ansichten hätte, er ein Philosoph wäre, — er wäre ein religiös Verrückter.

215.

(Vgl. Morgenröthe, Aph. 43.)

Der höchste Werth des phantasirenden Denkens (das einige wohl auch gleich das productive Denken nennen) ist, Möglichkeiten auszudenken und ihre Mechanismen des Gefühls einzuüben, welche später als Werkzeuge verwandt werden können zur Ergründung des wirklichen Seins. Es muss dies durch alle möglichen Versuche gleichsam erst errathen und als Beute des Zufalls entdeckt werden. Alle Mechanismen bei der grossen Arbeit der strengen Forschung sind zuerst als die „Wahrheit“ selber aufgestellt und eingeübt worden. Dichter und Metaphysiker sind insofern immer noch höchst wünschenswerth, sie suchen nach der möglichen Welt und finden hier und da etwas Brauchbares. Es sind Versuchsstationen ebenfalls. Blinde Thiere, die fortwährend um sich greifen und etwas zu essen versuchen, entdecken Nahrungsmittel (gehn aber auch leichter zu Grunde oder entarten). Andre Thiere leben von den anerkannten Nahrungsmitteln.

216.

Bei unsern jetzigen inductiven Forschern ist der Scharfsinn und die Vorsicht geist- und erfindungsreicher (auch phantasievoller), als bei den eigentlichen Philosophen.

217.

(Vgl. oben S. 200, Aph. 44; Menschliches, Allzumenschliches I, Aph. 15.)

Die „Erkenntnisse mit einem Schlage", die „Intuitionen" sind keine Erkenntnisse, sondern Vorstellungen von hoher Lebhaftigkeit: so wenig eine Hallucination wahr ist.

218.

(Vgl. Menschliches, Allzumenschliches I, Aph. 1; Götzendämmerung, die Vernunft in der Philosophie, Abschn. 4.)

Es herrscht immer noch die Neigung, alle hochgeschätzten Dinge und Zustände auf eine noch höhere Ursache zurückzuführen: so dass diese Welt hoher Dinge gleichsam ein Abglanz einer noch höheren sei. Es scheint also die Verminderung einer Eigenschaft den Menschen natürlicher als eine Steigerung: „das Vollkommne kann nicht werden, sondern nur vergehen", ist eine uralte Hypothese. Erinnerung an eine frühere, bessere Welt (Präexistenz), oder Paradies im Anfange, oder Gott als Ursache der Dinge, — alles setzt die gleiche Hypothese voraus. „Der werdende Gott" ist der mythologische Ausdruck für die wahren Vorgänge.

219.

(Vgl. oben S. 199, Aph. 41.)

Man glaubte, wenn man die Eigenschaften eines Dinges verallgemeinerte, auch seine Ursachen zu kennen: und die allgemeinste Verallgemeinerung müsste die Ursache aller Dinge sein. So sollte die Vollkommenheit an sich existiren als Wesen, aus dem dann die Tugenden und die tugendhaften Menschen zu erklären seien.

220.

(Vgl. oben S. 37, Sorrentiner Papiere, Aph. 2).

Schopenhauer's Lehre ist eine verkappte Teleologie, aber die eines bösen und blinden Wesens, welches Zwecke erstrebt, die nicht zu bewundern und nicht zu lieben sind. Schien es bei der früheren Teleologie, als ob der Kopf des Universums und die hellste und gerechteste Einsicht in ihm die Welt und die Menschen gemacht habe — wo man nicht begreifen konnte, warum beide nicht um etwas vernünftiger und gerechter ausgefallen sind —, so scheint bei Schopenhauer der Unterleib des Universums die Wurzel der Dinge zu sein: und die Begierden desselben erfinden sich erst den Intellect, um sich mit seiner Hülfe bessere Nester zu bauen. Eins ist so falsch wie das andere: aber das letzte ist unklarer, weil es vom Wollen redet, ohne von vornherein einen Intellect anzunehmen, der sich vorstellen konnte, was man will: einen solchen Willen in's Blaue (in's Dasein!) giebt es nicht, es ist ein leeres Wort.

221.

Der Intellect der jetzigen Menschen reichte wohl aus, um aus einem Chaos ein geordnetes Sonnensystem herzustellen, aber es fehlt ihm vielleicht die dazu nöthige Zeit und vor allem das Chaos; sicherlich wäre die Welt unendlich weiter, wenn der menschliche Intellect an Stelle des Zufalls hätte schalten und walten dürfen, auch hätte er Milliarden von Jahren gespart.

222.

(Vgl. Fröhliche Wissenschaft, Aph. 344.)

Ein Reich ganz unmenschlicher Necessität enthüllt sich immer mehr! Endlich lachen wir selber mit, zu sehn,

wie wir ehemals mit unsern Trieben und Triebchen das zu ersetzen und verstehen meinten, mit Neigung und Hass, Wille oder Zweck u. s. w. Die Welt als eine Menschen-Welt ist uns ein Gelächter geworden: wie die Astrologie. Unsre Stellung zu dieser Welt möglichst pathetisch einzunehmen, war das Bestreben aller Philosophen: die Idealisten zuletzt wussten uns zur Hauptsache zu machen und die Welt zu einer Art Erzeugniss von uns: als ob der Spiegel sagte: „ohne mich ist nichts, ich bin der Urheber." Zuletzt sind wir selber in das ungeheure System eingeflochten und bewegen uns in ihm: immer aber bleibt uns noch genug des Unerkannten an uns, und das bleibt der Tummelplatz unsres Hochmuths. Ja, nachdem wir so viel von der Position des Menschen in der Welt preisgegeben, findet auf dieser letzten Stätte ein Kampf um die „höchsten Rechte der Menschheit", einer um Leben und Tod statt. Es ist der ganze Stolz, und alle Triebe dienen ihm dabei! Der höhere Werth der Moralität wird kühn dem ganzen Weltgesetz entgegengesetzt, und menschliche Ziele als Ziel der Welt gesetzt. Mit „gut" und „schön" und „wahr" meint man die Ausnahmestellung, seine Göttlichkeit bewiesen zu haben: die Wissenschaft im Dienste der alten Triebe kämpft und vertheidigt den Gott im Menschen, nachdem sie ihn sonst hat fahren lassen, — den freien Gott.

223.

Erkenntnisstheorie ist die Liebhaberei jener scharfsinnigen Köpfe, die nicht genug gelernt haben und welche vermeinen, hier wenigstens könne ein jeder von vorne anfangen, hier genüge die „Selbstbeobachtung".

224.

Eine Welt ohne Subject, kann man sie denken? Aber man denke, es sei jetzt alles Leben auf einmal vernichtet, warum könnte nicht alles andere ruhig weiter sich bewegen und genau so sein, wie wir es jetzt sehen? Ich meine nicht, dass es so sein würde, aber ich sehe nicht ein, warum man es sich nicht denken könnte. Gesetzt, die Farben seien subjectiv, — nichts sagt uns, dass sie nicht objectiv zu denken wären. Die Möglicheit, dass die Welt der ähnlich ist, die uns erscheint, ist gar nicht damit beseitigt, dass wir die subjectiven Factoren erkennen.

Das Subject wegdenken, — das heisst sich die Welt ohne Subject vorstellen zu wollen: ist ein Widerspruch: ohne Vorstellung vorstellen! Vielleicht giebt es hunderttausend subjective Vorstellungen. Unsre menschliche wegdenken, — da bleibt die der Ameise übrig. Und dächte man sich alles Leben fort und nur die Ameise übrig: hienge wirklich an ihr das Dasein? Ja, der Werth des Daseins hängt an den empfindenden Wesen. Und für die Menschen ist Dasein und werthvolles Dasein oft ein und dasselbe.

225.

(Vgl. Menschliches, Allzumenschliches I, Aph. 31.)

Sobald wir die Gerechtigkeit zu weit treiben und den Felsen unsres Individuums zerbröckeln, unsern festen, ungerechten Ausgangspunkt ganz aufgeben, so geben wir die Möglichkeit der Erkenntniss auf: es fehlt dann das Ding, wozu alles Relation hat (auch gerechte Relation). Es sei denn, dass wir alles nach einem andern Individuum messen, und die Ungerechtigkeit auf diese Weise erneuern, — auch wird sie grösser sein (aber

die Empfindung vielleicht reiner, weil wir sympathisch geworden sind und im Vergessen von uns schon freier.

226.

(Vgl. Morgenröthe, Aph. 121 u. 243.)

Alle die Relationen, welche uns so wichtig sind, sind die der Figuren auf dem Spiegel, nicht die wahren. Die Abstände sind die optischen auf dem Spiegel, nicht die wahren: „Es giebt keine Welt, wenn es keinen Spiegel giebt", ist Unsinn. Aber alle unsere Relationen, mögen sie noch so exact sein, sind Beschreibungen des Menschen, nicht der Welt: es sind die Gesetze dieser höchsten Optik, von der uns keine Möglichkeit weiter führt. Es ist nicht Schein, nicht Täuschung, sondern eine Chiffreschrift, in der eine unbekannte Sache sich ausdrückt, — für uns ganz deutlich, für uns gemacht, unsre menschliche Stellung zu den Dingen. Damit sind uns die Dinge verborgen.

Wir sehen den Spiegel nicht anders als die darauf sich spiegelnde Welt.

227.

(Vgl. Fröhliche Wissenschaft, Aph. 112.)

Wir denken in Worten! Weiss man, was Worte sind, wie kann man glauben, dass Denken Bewegungen direct hervorbringen kann! Es sind lauter kleine Irrthümer, aber unsre Triebe sind so nahe an dieser Region des Irrthums angelangt, und jedem Triebe entspricht eine Anzahl dieser bunten willkürlichen Dinge, genannt „Worte", dass ein Wort oft ein Signal ist, keine Ursache, zur Bewegung (wie ein Hornton die Locomotive stehn macht). Je strenger wir erkennen, je fester wir die Worte begrenzen, es sind Bilder auf dem Spiegel, ja Abbilder dieser Bilder! Der Übergang zur Erkenntniss von Ursache und Wirkung

ist nie zu machen. Unser Erkennen ist Beschreiben, mehr oder weniger ungenau, das genaue Nacheinander und Nebeneinander, ein Gedächtniss zu einer Art von Bild (einer zeitlosen Einheit) scheinbar vereinigt.

228.

(Vgl. Morgenröthe, Aph. 120.)

Wir können unsere „geistige Thätigkeit" ganz und gar als Wirkung ansehen, welche Objecte auf uns üben. Das Erkennen ist nicht die Thätigkeit des Subjects, sondern scheint nur so, es ist eine Veränderung der Nerven, hervorgebracht durch andere Dinge. Und dadurch, dass wir die Täuschung des Willens herbeibringen und sagen: „ich erkenne", im Sinne von: „ich will erkennen, folglich thue ich es", drehen wir die Sache um und sehen im Passivum das Activum. Aber auch das Wort passiv, activ ist gefährlich!

Jene Formen der Erkenntniss sind Erzeugnisse aus den Wirkungen der Dinge auf uns. Wir statten alle Dinge mit ihnen aus, weil alle Dinge uns mit ihnen ausgestattet haben. Unsere Thätigkeit ist scheinbar productiv.

229.

(Vgl. Morgenröthe, Aph. 483; Jenseits, Aph. 15.)

Der Mensch entdeckt zuletzt nicht die Welt, sondern seine Tastorgane und Fühlhörner und deren Gesetze, — aber ist deren Existenz nicht schon ein genügender Beweis für die Realität? Ich denke, der Spiegel beweist die Dinge.

230.

(Vgl. Fröhliche Wissenschaft, Aph. 260.)

Für einen einzigen Menschen wäre die Realität der Welt ohne Wahrscheinlichkeit, aber für zwei Menschen wird sie wahrscheinlich. Der andre Mensch ist nämlich

eine Einbildung von uns, ganz unser „Wille“, unsre „Vorstellung“: und wir sind wieder dasselbe in ihm. Aber weil wir wissen, dass er sich über uns täuschen muss, und dass wir eine Realität sind trotz dem Phantome, das er von uns im Kopfe trägt, schliessen wir, dass auch er eine Realität ist trotz unsrer Einbildung über ihn: kurz, dass es Realitäten ausser uns giebt.

231.

(Vgl. Nachträge zur Geburt der Tragödie, Bd. IX S. 163 ff.; Götzendämmerung, die Vernunft in der Philosophie, Abschn. 1—3.)

Unsere Sinnenwelt ist gar nicht wirklich vorhanden, sie widerspricht sich: sie ist ein Trug der Sinne. Aber was sind dann die Sinne? Die Ursachen des Betrugs müssen real sein. Aber wir wissen von den Sinnen nur durch die Sinne, und das gehört mithin in die Welt des Truges. Somit trügt etwas, das wir nicht kennen, und sein erster Trug sind die Sinne. Unsre Vielheit gehört dazu: aber wie könnten wir Trugbilder zum Wissen um den Trug kommen? Wie könnte ein Traumbild wissen, dass es zum Traume gehöre? — Wir müssen folglich auch das sein, was trügt: das heisst: wir müssen auch real sein und zwar muss dorther unser Bewusstsein stammen, dass die Welt ein Trug ist, im rein Logischen: dies sind wir selber irgendwie. Also, wie kann das Wahre, Wahrhafte die Ursache der Trugwelt sein? — Es muss sie nöthig haben: vielleicht ist das Wahre gequält, wie ein Künstler, und sucht eine Erlösung lustvoller Vorstellungen und Bilder im Scheine, eine Abziehung, — die Wahrheit ist vielleicht der Schmerz, und der Schein ist eine Milderung, der Wechsel ist das Sichherumwerfen des schwer Leidenden, der eine bessere Lage sucht. Vielleicht aber auch ist das Wahre voller Lust und strömt über in

Phantasien wie ein Künstler (Geburt der Tragödie). Die Welt ein ästhetisches Phänomen, eine Reihe von Zuständen am erkennenden Subject: eine Phantasmagorie nach dem Gesetze der Causalität. Dass der intellectuelle Process erst im Thierreich hinzutritt, und ohne Thier keine Welt da sein könnte, gehört mit hinein in jenes Theaterspiel, das das Subject sich selber spielt: es ist ein Wahn. Die Geschichte ist eine Vermeintlichkeit, — nichts mehr; die Causalität das Mittel, um tief zu träumen, das Kunststück, um über die Illusion sich zu täuschen, der feinste Apparat des artistischen Betruges.

232.

Irgendwann einmal wird „Vererbung“ eben auch als Schlupfwinkel der Unklarheit und der Mythologie gelten: einstweilen ist es noch etwas.

233.

(Vgl. Götzendämmerung, die Vernunft in der Philosophie, Abschn. 3.)

Unser Denken ist wirklich nichts als ein sehr verfeinertes zusammen verflochtenes Spiel des Sehens, Hörens, Fühlens, die logischen Formen sind die physiologischen Gesetze der Sinneswahrnehmungen. Unsere Sinne sind entwickelte Empfindungscentren mit starken Resonanzen und Spiegeln.

234.

(Vgl. Bd. XII, die Wiederkunft des Gleichen, Aph. 45, und Jenseits von Gut und Böse, Aph. 192.)

Das Nachbilden (Phantasiren) wird uns leichter als das Wahrnehmen: weshalb überall, wo wir meinen, blos wahrzunehmen (zum Beispiel Bewegung), schon unsere Phantasie mithilft, ausdichtet und uns die Anstrengung der vielen Einzelwahrnehmungen erspart. Diese Thätigkeit wird

gewöhnlich übersehn, wir sind nicht leidend bei den Einwirkungen anderer Dinge auf uns, sondern sofort stellen wir unsere Kraft dagegen. Die Dinge rühren unsere Saiten an, wir aber machen die Melodie daraus.

235.

Das Vervollständigen (zum Beispiel wenn wir die Bewegung eines Vogels als Bewegung zu sehen meinen), das sofortige Ausdichten geht schon in den Sinneswahrnehmungen los. Wir formuliren immer ganze Menschen aus dem, was wir von ihnen sehen und wissen. Wir ertragen die Leere nicht, — das ist die Unverschämtheit unserer Phantasie: wie wenig an Wahrheit ist sie gebunden und gewöhnt! Wir begnügen uns keinen Augenblick mit dem Erkannten (oder Erkennbaren!). Das spielende Verarbeiten des Materials ist unsere fortwährende Grundthätigkeit, Übung also der Phantasie. Man denke als Beweis, wie mächtig diese Thätigkeit ist, an das Spielen des Sehnervs bei geschlossenem Auge. Ebenso lesen wir, hören wir. Das genaue Hören und Sehen ist eine sehr hohe Stufe der Cultur, — wir sind noch fern davon. Die Lügnerei wird noch gar nicht darin gefühlt! Dieses spontane Spiel von phantasirender Kraft ist unser geistiges Grundleben: die Gedanken erscheinen uns, das Bewusstwerden, die Spiegelung des Processes im Process (vielleicht ein Brechen am Contraste) ist nur die verhältnissmässige Ausnahme.

236.

Wir empfinden die Aussenwelt immer verschieden, weil sie sich gegen den jedesmal in uns über-

wiegenden Trieb abhebt: und da auch dieser als etwas Lebendiges wächst und schwindet und nichts Verharrendes ist, so ist im kleinsten Momente unsre Empfindung der Aussenwelt immer werdend und vergehend, also wechselnd.

237.

Jemand, der starken Kaffee getrunken hat, sieht nicht nur, im Spiegel gesehen, lebhafter aus, sondern er sieht auch sein Bild lebhafter an (sieht mehr als sonst davon).

238.

(Vgl. Jenseits von Gut und Böse, Aph. 36.)

Zum Beweise dafür, dass ein Skeptiker mitunter sehr ausgelassener Schwärmereien bedarf, um dann wieder besänftigt in's Land des „Vielleicht und Vielleicht-auch-nicht" zurückzukehren: will ich erzählen, welche Sätze mir jüngst meine schwärmenden Tauben aus den Wolken heimgebracht haben. Erstens: die gewöhnlichste Form des Wissens ist die ohne Bewusstheit. Bewusstheit ist Wissen um ein Wissen. Empfindung und Bewusstheit haben alles Wesentliche gemeinsam und mögen dasselbe sein. Die erste Entstehung einer Empfindung ist die Entstehung eines Wissens um ein Wissen: ein Vorgang, der nichts Schwieriges und Geheimnissvolles enthält, da er dem Wissen nur eine Veränderung der Richtung giebt, — und dazu reichen zufällige Anstösse aus, die man vielleicht errathen kann. Bevor es Empfindung gab, gab es längst — nämlich immer — Wissen: Wiedererkennen und Schliessen als seine Functionen. Das Wissen ist die Eigenschaft aller treibenden Kräfte, — es kommt auf eins hinaus, zu sagen, es sei die Eigen-

schaft der Materie, vorausgesetzt, dass man weiss, was Materie ist: die treibende Kraft als das Vorurtheil unsrer Sinne gedacht: so dass Kraft und Materie eins sind, entweder als ein An sich bezeichnet oder, nach der Relation zu unsern Sinnen, als Grenze unsres Empfindens für die Kraft bezeichnet. Die treibenden Kräfte sind nichts Letztes und der Analyse schlechthin Widerstrebendes, wie Schopenhauer meinte, der sie als den „Willen“ verstand: wir können in ihnen noch das Wissen begrifflich absondern als ihre Eigenschaft: ohne Wiedererkennen und Schliessen giebt es keinen Trieb, kein Treiben und Wollen. Der Intellect (und nicht die Empfindung) ist „dem Wesen der Dinge“ eingeboren; Empfindung ist ein Zufall in der Geschichte seiner Richtungen, und nichts an sich Neues. Um die ersten Sätze der Mechanik zu verstehen, muss man den treibenden Kräften ein Wiedererkennen und Schliessen geben, — aber keine Bewusstheit darum, keine Empfindung. Das Wiedererkennen und Schliessen aber setzt Mehrheit aber Einartigkeit von Kräften voraus, mindestens Zweiheit. Der Irrthum im Wiedererkennen und Schliessen ist erst möglich, seit es Empfindung giebt. — So! Nun fliegt zurück, ihr Tauben, und gebt den Wolken was der Wolken ist!

239.

Unser Bewusstsein hinkt nach und beobachtet wenig auf einmal und während dem pausirt es für anderes. Diese Unvollkommenheit ist wohl die Quelle, dass wir Dinge glauben und im Werden etwas Bleibendes annehmen, ebenso dass wir an ein Ich glauben. Liefe das Wissen so schnell wie die Entwicklung und so stetig, so würde an kein Ich gedacht.

240.

(Vgl. Fröhliche Wissenschaft, Aph. 111.)

Die Wurzel des Verstandes ist A = A? Nein! A = B, der Glaube, dass zwei gleiche Dinge da sind. Die höchste Entwicklung des Verstandes geht darauf hin, es zu leugnen und sich selber soweit anzuzweifeln und zu beschränken.

241.

(Vgl. Götzendämmerung, die Vernunft in der Philosophie, Abschn. 2.)

Wenn wir beachten, zu welchen Irrungen uns die Sinne am liebsten verführen, können wir errathen, welcher Art ihre Grundirrthümer sein werden (zum Beispiel der Glaube an Körper).

242.

(Vgl. Bd. XII, die Wiederkehr des Gleichen, Aph. 5.)

Wir reden, als ob es seiende Dinge gebe, und unsere Wissenschaft redet nur von solchen Dingen. Aber ein seiendes Ding giebt es nur nach der menschlichen Optik: von ihr kommen wir nicht los. Etwas Werdendes, eine Bewegung an sich, ist uns vollends unbegreiflich. Wir bewegen nur seiende Dinge, — daraus besteht unser Weltbild auf dem Spiegel. Denken wir uns die Dinge fort, so auch die Bewegung. Eine bewegte Kraft ist Unsinn, — für uns.

243.

(Vgl. oben S. 198, Aph. 40.)

Die Eigenschaften eines Dinges erregen unsre Empfindungen, zum Beispiel dass es grau ist, und die Gestalt, die Art von Bewegung, vor allem sein Vorhan-

densein als Körper und Substanz, — alles ist mit Lust- und Unlust-Empfindungen und folglich mit Vertrauen, Neigung, Lust zur Annäherung oder Furcht u. s. w. verknüpft. Dasselbe Ding kann uns vermöge seiner verschiedenen Eigenschaften anziehen und Furcht einflössen. — Dass seine Eigenschaften aber solche Empfindungen erregen, das ist Urtheil, — und das Urtheil setzt Erfahrungen voraus und Glauben an Gleichheit in den Erfahrungen. Zuletzt aber setzt auch die älteste Erfahrung wieder Urtheil voraus, also Auslegung eines Reizes, so dass er entweder lust- oder schmerzvoll ist. „Vermehrt dieser Reiz unsre Kraft, oder vermindert er sie?“ Kurz, ein Urtheil ist die Quelle, dass Kraftgefühl dabei entsteht oder sich vermindert. — Alle die Wirkungen der Dinge sind zuletzt angenehm oder unangenehm, je nachdem wir an die Förderung unsrer Kraft dabei glauben oder nicht. Dieser Glaube aber kann nicht wieder auf Erfahrung zurückgehn, sondern müsste — aus dem dabei entstehenden Kraftgefühl seinen Ursprung nehmen. Man glaubt an Kraft, wo man das Kraftgefühl hat. Kraftgefühl gilt als Beweis von Kraft. Nach diesem Beweis wandelt sich die Reizempfindung in Lust: also: alle Eigenschaften eines Dinges sind in Wahrheit Reize in uns, welche theils das Kraftgefühl mehren, theils es vermindern: jedes Ding ist eine Summe von Urtheilen, (Befürchtungen, Hoffnungen, einiges flösst Vertrauen ein, andres nicht). Je mehr wir nun die Physik kennen, um so weniger phantastisch wird diese Summe von Urtheilen (die falschen Subsumirungen fallen weg, zum Beispiel: „alles was schwarz ist, ist gefährlich“). — Zuletzt begreifen wir: ein Ding ist eine Summe von Erregungen in uns: weil wir aber nichts Festes sind, ist ein Ding auch keine feste Summe.

244.

(Vgl. Bd. XII, die Wiederkunft des Gleichen, Aph. 17, 18.)

Der Raum von drei Dimensionen gehört in die Vorstellung, ebenso wie die Bewegung, die dritte Dimension „vollendet sich nur in der Zeit". Wir verbinden Flächen zu einer Einheit, die uns nach einander sichtbar werden. Wir selber als erkennende Wesen sind eine immer neue rotirende Kraft und bringen so ein Nacheinander hervor, auch bei festen Objecten. — Wir sind die Bewegten, welche sich um die Dinge bewegen: wir stehn nicht still, das Umgekehrte ist wahr von dem, was der Augenschein ist.

245.

(Vgl. Fröhliche Wissenschaft, Aph. 112.)

Ursache und Wirkung sind für uns unbegreiflich, weil beide nur als negative Abbilder uns bewusst werden, und zwischen denen giebt es nur Succession. Aus solchen Successionen besteht der „Körper", „das Ding". Wir nehmen keine Bewegung wahr, sondern mehrere gleiche Dinge in einer gedachten Linie, wir nehmen auch keine Zeitdauerlinie wahr, sondern unsre Empfindung hat bewusste Momente (getrennt von einander), und diese fügen wir aneinander, legen sie an sich und bauen so einen bestehenden dauernden Körper aus einzelnen Empfindungen. Aber wie das gleiche Ding in der Bewegung eine Illusion ist, also die Bewegung, welche wir construiren, jedenfalls etwas andres ist als die „Wirklichkeit", so ist auch dies Gebilde aus mehreren negativen Eindrücken auf uns construirt und zurechtphantasirt, jedenfalls etwas andres als die Wirklichkeit. Es kann nicht vollständig sein, denn es besteht nur aus Relationen zu uns, und das an uns, wozu es keine Relation haben kann,

verhindert einen vollen Abdruck. Selbst als Abbild ist es nicht vollständig. Sodann hat es zur Voraussetzung, dass das Ding in diesem Augenblick, wo es einen Eindruck auf uns macht, dasselbe Ding ist, welches in einem andern Augenblick (im „nächsten“ sagen wir und täuschen uns) wieder einen neuen Eindruck, das heisst eine zweite Relation auf uns macht. Ein Baum, der lang, dann rund, dann grün u. s. w. erscheint.

246.

Es giebt kein eignes Organ des „Gedächtnisses“: alle Nerven, zum Beispiel im Bein, gedenken früherer Erfahrungen. Jedes Wort, jede Zahl ist das Resultat eines physischen Vorgangs und irgendwo in den Nerven fest geworden. Alles was den Nerven anorganisirt worden, lebt in ihnen fort. Es giebt Wellenberge der Erregung, wo dies Leben in's Bewusstsein tritt, wo wir uns erinnern.

247.

Wenn wir in einen bestimmten physiologischen Zustand treten, dann tritt uns das in's Gedächtniss, was das letzte Mal, als wir in ihm waren, von uns gedacht wurde. Es muss eine Auslösung im Gehirn für jeden Zustand geben.

248.

(Vgl. oben S. 200, Aph. 44, S. 270, Aph. 217.)

Was ist denn die Phantasie? Eine gröbere, ungereinigte Vernunft, — eine Vernunft, die bei Vergleichungen und Einordnungen grosse Fehler macht, unstet im Tempo ist und von den Affecten hin- und hergegängelt wird: eine wilde und malerische Art der Ver-

nunft, die Mutter der Scheinerkenntnisse und der „plötzlichen Erleuchtungen“ (wo der Glanz einer Idee mit dem Lichte der Wahrheit verwechselt wird); beide, die Vernunft und die Phantasie, sind gebärend, aber letztere wird leichter befruchtet und setzt viel mehr Missgeburten und Mondkälber in die Welt. Vernunft ist eine Phantasie, welche durch Schaden klug geworden ist, vermöge des zunehmend besseren Sehens, Hörens und Sich-erinnerns.

249.

Unsre Meinungen: die Haut, die wir uns umlegen, in der wir gesehen werden wollen, oder in der wir uns sehen wollen; das Äusserlichste, der Schuppenpanzer um die Gedanken eines Menschen; so scheint es. Anderseits ist diese Haut ein Erzeugniss, wir wissen nicht welcher Kräfte und Triebe, eine Art Ablagerung, fortwährend sich stückweise lösend und neubildend. — Lautbilder und Sehbilder als Hieroglyphen für bestimmte Eindrücke und Gefühle sind das Material der Meinungen, Verfeinerungen des Ohrs und Gesichtssinns und eine Relation zwischen beiden.

250.

Der Gedanke ist, ebensowohl wie das Wort, nur ein Zeichen: von irgend einer Congruenz des Gedankens und des Wirklichen kann nicht die Rede sein. Das Wirkliche ist irgend eine Triebbewegung.

251.

Unsre Gedanken sind als Geberden anzusehen, unsern Trieben entsprechend wie alle Geberden. Darwin's Theorie ist heranzuziehen.

252.

Auch dem feinsten Gedanken entspricht eine Verhäkelung von Trieben. — Die Wörte sind gleichsam eine Claviatur der Triebe, und Gedanken (in Worten) sind Accorde darauf. Jedoch ist die anregende Kraft des Worts für den Trieb nicht immer gleich, und mitunter ist das Wort fast nichts als ein Laut.

253.

(Vgl. Morgenröthe, Aph. 116.)

Wir glauben alle, in der Empfindung des Neides, Hasses u. s. w. zu wissen, was Neid, Hass u. s. w. ist — ein Irrthum! Ebenso im Denken: wir glauben zu wissen, was Denken ist. Aber wir erleben einige Symptome einer uns wesentlich unbekannten Krankheit und meinen, hierin eben bestehe die Krankheit. Alle moralischen Zustände bemessen und nennen wir nach dem, was wir dabei bewusst empfinden, — und auch dies nicht fein, sondern ganz grob. — Nun haben wir gelernt, dass wir das Wollen nach Zwecken fundamental missverstehen. Es ist also auch möglich, dass wir alle moralischen Affecte missverstehen, dass wir die Symptome schon falsch auslegen, nämlich nach den Vorurtheilen der Gesellschaft, welche ihren Nutzen und Schaden im Auge hat.

254.

(Vgl. Jenseits von Gut und Böse, Aph. 36.)

Das Urtheil ist etwas sehr Langsames im Vergleich zu der ewigen unendlich kleinen Thätigkeit der Triebe. Die Triebe sind also immer viel schneller da, und das Urtheil ist immer nach einem *fait accompli* erst am Platze: entweder als Wirkung und Folge der Triebregung oder als Wirkung des miterregten entgegengesetzten

Triebes. Das Gedächtniss wird durch die Triebe erregt, seinen Stoff abzuliefern. — Durch jeden Trieb wird auch sein Gegentrieb erregt, und nicht nur dieser, sondern, wie Oberton-Saiten, noch andere, deren Verhältniss nicht in einem so geläufigen Worte zu bezeichnen ist, wie „Gegensatz".

255.

(Vgl. Meinungen und Sprüche, Aph. 26; Morgenröthe, Aph. 539; Jenseits von Gut und Böse, Aph. 17, 219.)

Mit den Gedanken steht es wie mit den körperlichen Bewegungen: ich muss warten, ob sie sich ereignen, wenn ich sie auch will, es hängt davon ab, ob sie eingeübt sind. Das Wollen ist hier nicht das Vorstellen des Zieles, sondern die Vorstellung logischer Formen (Gegensatz eines Gedankens, parallel, ähnlich, Prämisse, Schluss u. s. w.) in der Form des Wunsches. Das Gedächtniss muss den Inhalt geben. — Bei Gelegenheit eines Satzes versucht das Gedächtniss zu den einzelnen Worten etwas Zugehöriges anzuhängen, und unser Urtheil entscheidet, ob es dazu passt und wie. So versucht der Fuss eine Menge Lagen im Augenblick des Stolperns. Wir wählen aus diesen plötzlich auftauchenden Gedanken-Embryonen aus: wie wir aus den zu Gebote stehenden Worten unsre Gedanken in Formel bringen. Das Wesentlichste des Processes geht unter unserm Bewusstsein vor sich. Unser Charakter entscheidet, ob zugehörige Gedanken wesentlich die des Widerspruchs, der Beschränkung, der Zustimmung sind: das Entstehen jedes Gedankens ist ein moralisches Ereigniss. — Die logischen Formen erscheinen so als der allgemeinste Ausdruck unsrer Triebe, Zuneigung, Widerspruch u. s. w. — Bis in die Zelle hinein giebt es keine Bewegungen, als solche „moralische" in diesem Sinne.

256.

Was heisst „einen Gedanken verstehen“? Er regt eine Vorstellung, diese regt Wahrnehmungen, diese regen Gefühle auf, so giebt endlich der Stein einen dumpfen Ton, wenn er unten im Grunde angelangt ist: diese Erschütterung des Grundes nennen wir „verstehen“. Ursache und Wirkung finden hier nicht statt, nur Association: bei diesem Wort ist diese Vorstellung gewöhnt, erregt zu werden: wie dies möglich ist, weiss niemand. Unser „Verstehen“ ist etwas Unverständliches, und jene letzte Resonanz in unsern Trieben ist doch nicht mehr als ein neues grosses Unbekanntes.

Lüge ist Erregung jenes Grundes unsres Nächsten in der Art, dass ein Trieb bei ihm wach wird, zu dessen Befriedigung er nicht kommen kann, weil gerade die Natur der Dinge eine andre ist: also ein unerfüllbares Bedürfniss erregen ist lügen.

257.

Wir empfinden peinlich, dass jemand uns geringschätzt. In einem hohen Moment der Stimmung sehn wir auf diese peinliche Empfindung hin und zurück, wie auf etwas Fernes, das uns kaum noch angehört, die Empfindung wird fast zum Wissen darum. Fast alle Dinge, von denen wir nur diese Empfindung des Wissens darum haben, scheinen uns ferne und ausser uns, der leidende oder angenehme Trieb als Fundament darin ist uns kaum mehr bemerkbar. Aber er muss darin sein, das Gedächtniss merkt nur Thatsachen der Triebe: es lernt nur, was in einen Gegenstand eines Triebes verwandelt ist! — Unser Wissen ist die abgeschwächteste Form unsres Trieblebens: deshalb gegen die starken Triebe so ohnmächtig.

258.

(Vgl. Meinungen und Sprüche, Aph. 26; Morgenröthe, Aph. 539; Fröhliche Wissenschaft, Aph. 333.)

Der Intellect ist das Werkzeug unsrer Triebe und nichts mehr, er wird nie frei. Er schärft sich im Kampf der verschiedenen Triebe und verfeinert die Thätigkeit jedes einzelnen Triebes dadurch. In unsrer grössten Gerechtigkeit und Redlichkeit ist der Wille nach Macht, nach Unfehlbarkeit unsrer Person: Skepsis ist nur in Hinsicht auf alle Autorität, wir wollen nicht düpirt sein, auch nicht von unsern Trieben. Aber was eigentlich will denn da nicht? Ein Trieb, gewiss!

259.

Auch im Intellectuellen, zum Beispiel in der Abschätzung von Meinungen, führen wir nicht immer Gründe in's Feld, sondern sehr häufig einen intellectuellen Ekel, weil wir sehen, aus kleinen Anzeichen, wie stumpf und kurz und genügsam einer ist, oder wie weit das Selbstvertrauen des Unwissenden und des Neulings geht. Das heisst: wir beurtheilen die Methode des Erkennens als schleimig, verwest, übelriechend, Unrath, ausgespieen, wiedergekaut, madenzerfressen, schal, abgestanden, dumpf u. s. w.

260.

(Vgl. Meinungen und Sprüche, Aph. 26; Fröhliche Wissenschaft, Aph. 110; Jenseits, Aph. 177.)

Unserm ganzen Organismus ist das vorschnelle Zuneigen und Abneigen, die Verstellung u. s. w. eingeformt worden: allmählich kann ihm auch die Wahrhaftigkeit angebildet werden und immer tiefer einwurzeln, mit welchen Wirkungen? Einstweilen ist er ein bewegtes Netz von Lüge und Trug und deren Fangarmen:

ganz thierisch-nützlich. Die Erziehung zur Wahrheit, — ist sie eine Verbesserung des Thiers, eine höhere Anpassung an die Wirklichkeit? — Unser Wohlwollen, Mitleid, unsre Aufopferung, unsere Moralität ruht auf demselben Unterbau von Lüge und Verstellung wie unser Böses und Selbstisches! Das ist zu zeigen! Der unangenehme, ja tragische Eindruck dieser Entdeckung ist unvermeidlich zunächst. Aber alle unsre Triebe müssen zunächst ängstlicher, misstrauischer werden, allmählich mehr Vernunft und Redlichkeit in sich aufnehmen, hellsichtiger werden und immer mehr so den Grund zum Misstrauen gegen einander verlieren: so kann einmal eine grössere Freudigkeit entstehen, eine fundamentalere: einstweilen wäre diese Freudigkeit nur dem Unredlichen möglich. Resignation und jene heroische Lust am Trotz und am Siege sind die einzigen Formen unsrer Freudigkeit: wenn wir Erkennende sind.

Wie kommt es nur, dass wir gegen die gründliche Verlogenheit und Verstelltheit ankämpfen? Ein Gefühl der Macht, welches in der Entwicklung und dem Wirken unsres Intellects frei wird, treibt uns: es macht Appetit.

261.

1. Zeit der Triebe ohne Gedanken; 2. Zeit der Triebe mit Gedanken (Urtheilen). Hier werden Triebe und Trieb-Verhäkelungen vorgestellt. Die häufige Wiederholung, das Zustimmen und Verwerfen solcher Vorstellungen, übt eine Rückwirkung auf die Triebe selbst, manche werden sehr geübt, andre ausser Übung gesetzt und ausgedorrt. Allmählich entsteht durch ungeheure Übung des Intellects die Lust an seiner Activität: und daraus endlich wieder die Lust an der Wahr-

haftigkeit in seiner Activität. Ursprünglich sind die intellectuellen Functionen sehr schwer und mühselig. Nachmachen ist das Beste, Hass gegen das Neue. Spät endlich ist umgekehrt der Ekel am Nachmachen schnell da und die Lust am Neuen und am Wechsel sehr gross.

262.

Die Übung, mehrere Eigenschaften an einem Dinge anzuerkennen, abseits von unserm Affect, constituirt eine Reihe von festen Dingen, die immer grösser wird, und immer feiner. Diese Übung bildet ein Bedürfniss: nach der Erkenntniss der Dinge in ihrer Vielheit: Basis des intellectuellen Triebes.

263.

Dass sich Schopenhauer's Lehre vom „Willen" so leicht einschmeichelt, liegt daran, dass wir in das Wesentliche derselben schon eingeübt worden sind — durch den jüdischen Begriff „Herz", wie er uns durch Luther's Bibel geläufig geworden ist. Die Empfindung, dass uns etwas leicht fällt und an lauter schon vorhandene Empfindungen anknüpft, gilt uns als Zeugniss der Wahrheit.

264.

(Vgl. Jenseits von Gut und Böse, Aph. 19.)

Die Sprache trägt grosse Vorurtheile in sich und unterhält sie, zum Beispiel dass, was mit einem Wort bezeichnet wird, auch ein Vorgang sei: Wollen, Begehren, Trieb — complicirte Dinge! Der Schmerz bei allen dreien (in Folge eines Drucks, Nothstands) wird in den Process „wohin?" verlegt: damit hat er gar nichts zu thun, es ist ein gewohnter Irrthum aus Association. „Ich habe solches Bedürfniss nach dir!" nein! Ich habe eine Noth, und ich meine, du kannst sie stillen (ein Glauben ist

eingeschoben), „ich liebe dich!“ nein! Es ist in mir ein verliebter Zustand, und ich meine, du werdest ihn lindern. Diese Objectaccusative! Ein Glaube ist in all diesen Empfindungsworten enthalten, zum Beispiel wollen, hassen u. s. w. Ein Schmerz und eine Meinung in Betreff seiner Linderung, — das ist die Thatsache. Ebenso wo von Zwecken geredet wird. — Eine heftige Liebe ist die fanatische, hartnäckige Meinung, dass nur die und die Person meine Noth lindern kann, es ist Glaube, der selig und unselig macht, mitunter selbst im Besitze noch stark genug gegen jede Enttäuschung, das heisst Wahrheit.

265.

Begierde! Das ist nichts Einfaches, Elementares! Vielleicht ist eine Noth (Druck, Drängen u. s. w.) zu unterscheiden und ein aus Erfahrung bekanntes Mittel, dieser Noth abzuhelfen. Es entsteht so eine Verbindung von Noth und Ziel, als ob die Noth von vornherein zu jenem Ziele hinwolle. Ein solches Wollen giebt es gar nicht. „Mich verlangt zu uriniren“ ist ebenso irrthümlich als: „es giebt einen Willen zum Nachttopf“.

266.

(Vgl. Jenseits, Aph. 175.)

„Ich will dies“: man unterscheidet „Gegenstand, Schätzung des Gegenstands und Übung“, aber im Grunde ist es nicht ein Gegenstand, den man will, sondern ein angenehmer Zustand von uns, der uns in irgend einer Verbindung mit dem Gegenstand vorgekommen ist: und die Schätzung des Gegenstandes ist ein Versuch, die thatsächlich angenehme Empfindung zu erklären, dadurch dass wir das Angenehme als Folge einer Einsicht darstellen (zum Beispiel Essen als Stillung des

Hungers, als Erhaltung u. s. w.): während die angenehme Empfindung meistens nicht die Folge der Einsicht in die Zweckmässigkeit ist. „Ich will“ heisst: „ich mache etwas mir Angenehmes, soweit ich es machen kann“. Uns schwebt ein Zustand von uns vor (zum Beispiel als Schlagenden, Essenden), dies Bild ahmen wir nach.

267.

Willkürliche Handlungen, — das ist eigentlich ein negativer Begriff: Handlungen, welche nicht unwillkürlich, nicht automatisch, ohne Zwecke verlaufen. Das Positive, das man dabei empfindet, ist ein Irrthum. „Unwillkürlich“, das ist eigentlich der positive Begriff. Streng genommen sind willkürliche Handlungen zwei unwillkürliche, welche zeitlich an einander schliessen, eine Gehirnbewegung, welcher eine Muskelbewegung nachfolgt, ohne ihre Wirkung zu sein.

268.

Auch beim Geringsten, was wir absichtlich thun, zum Beispiel kauen, ist das allermeiste unabsichtlich. Die Absicht bezieht sich auf ein ungeheures Reich von Möglichkeiten.

269.

(Vgl. Fröhliche Wissenschaft, Aph. 349; Jenseits, Aph. 13.)

Was Dasein hat, kann nicht zum Dasein wollen; was kein Dasein hat, kann es auch nicht. Also giebt es keinen Willen zum Dasein. Es ist dies eine schlechte und widersinnige Wörterzusammenstellung. Wohl wäre zu verstehen: Wille zu einem längeren, oder höheren, oder anderen Dasein. — Wille ist die Vorstellung eines werthgeschätzten Gegenstandes, verbunden mit der Erwartung, dass wir uns seiner bemächtigen werden.

270.

(Vgl. Menschliches I, Aph. 106; Morgenröthe, Aph. 124.)

Wo wir nicht wissen, was allein wir eigentlich können, reden wir vom „Willen“. Die vollkommne Einsicht redet nur vom Müssen. Wir übersehen immer einige Kräfte, die für eine That nöthig sind.

271.

Wir können manches Wort einer fremden Sprache nicht nachsprechen, ja nicht einmal richtig hören; wir können manche Dinge nicht sehen, wenn wir nicht gelernt haben, die Theile zu sehen. Auch das Sprechen, Hören und Sehen muss gelernt werden; aber bei unserer ungenauen Beobachtung des Lernvorganges glauben wir in allen drei Fällen, der gute Wille genüge, und setzen bei einem jungen Menschen, dem es misslingt, bösen Willen voraus. Wie böse hat man sich die Menschheit dadurch gemacht, dass man ihr Unvermögen in den Willen verlegte.

272.

(Vgl. Morgenröthe, Aph. 116, 127; Fröhliche Wissenschaft, Aph. 360; Jenseits, Aph. 32.)

Jede Handlung ist von dem bleichen Bewusstseinsbild, das wir von ihr während ihrer Ausführung haben, etwas unendlich Verschiedenes. Ebenfalls ist sie von dem vor der That vorschwebenden Bewusstseinsbild (das Ende der Handlung = Zweck und der Weg dahin) verschieden, unzählige Stücke des Wegs, die schliesslich gemacht werden, werden nicht gesehen, und der Zweck selber ist ein kleines Theilchen von dem wirklichen Erfolg der Handlung. Zwecke sind Zeichen! Nichts mehr! Signale! Während sonst die Copie hinter dem Vorbild nachfolgt, geht hier eine Art Copie dem Vorbild voraus. In Wahr-

heit wissen wir nie ganz, was wir thun, zum Beispiel wenn wir einen Schritt thun wollen oder einen Laut von uns geben wollen. Vielleicht ist dies „Wollen“ nur ein bleicher Schatten davon, was wirklich schon im Werden ist, ein nachkommendes Abbild von unserm Können und Thun: mitunter ein sehr falsches, wo wir nicht zu können scheinen, was wir wollen. Unser „Wollen“ war hier ein irregeleitetes Phantasma unsres Kopfes, wir hatten irgend ein Zeichen falsch verstanden. — Wenn einer befiehlt und wir wollen es thun, finden uns dann zu schwach, — so gab Furcht (oder Liebe) uns einen Impuls, bei dem sehr viel Kraft in Bewegung gerieth. — Das erste Gelingen auf der ersten Nerven- und Muskelbahn giebt die verfrühte Vorstellung des „Könnens“, und daraus resultirt das verfrühte Bild des gewollten Zwecks: die Zweckvorstellung entsteht, nachdem schon die Handlung im Werden ist!

273.

(Vgl. Morgenröthe, Aph. 127.)

Allgemein hält man keine Handlung für verständlich, ausser der nach Zwecken: und überhaupt keine Bewegung in der Welt. Deshalb gieng der frühere Denker darauf aus, alle Bewegung in der Welt als zweckmässig und zweckbewusst zu erklären (Gott). Es ist der grösste Wendepunkt der Philosophie, dass man die Handlungen nach Zwecken nicht mehr begreiflich fand, damit sind alle früheren Tendenzen entwerthet.

274.

(Vgl. Menschliches I, Aph. 596.)

Zwecke sind meistens sehr ungewollte, aber sehr erwünschte Ergebnisse, mit denen wir nachträglich unsere Handlungsweise vor der Vernunft rechtfertigen.

275.

(Vgl. Menschliches, Allzumenschliches I, Aph. 39.)

Nicht die vergessenen Motive und die Gewöhnung an bestimmte Bewegungen ist das Wesentliche (wie ich früher annahm), sondern die zwecklosen Triebe von Lust und Unlust; man will das Angenehme und nicht wegen des damit zu erlangenden Vortheils, sondern weil die Handlung selber angenehm ist. Der Zweck wird erreicht, aber nicht gewollt. Die Arten von lustvollen Bewegungen, welche dem Zweck der Erhaltung dienen, sind durch Selection erhalten.

276.

(Vgl. Morgenröthe, Aph. 125.)

Moralität, wenn nothwendig Verantwortlichkeit, dann nur die Handlungen, die aus klarstem Verstande hervorgegangen, die oberflächlichsten, deren Motive wir kennen können. „Warum habe ich dies gethan?“ Bei den aus dem Gemüth kommenden ist Verantwortlichkeit unmöglich, weil wir die Motive nicht kennen. Insofern hiesse moralisch handeln, immer nur oberflächlich handeln, ohne Passion, Nachdruck; Verantwortlichkeit ist eine Grossthuerei. Wo wir empfinden, sind wir unverantwortlich, also „unmoralisch“? — Der Glaube an die Freiheit genügt zur Moralität: die Illusion.

277.

(Vgl. Morgenröthe, Aph. 129; Götzendämmerung, die vier grossen Irrthümer, Abschn. 3.)

Sind Vorstellungen wirklich Motive unsrer Handlungen? Sind sie nicht vielleicht nur Formen, unter denen wir unsre Handlungen verstehen, ein Nebenher, welches der Intellect bei solchen Handlungen, die über-

haupt von uns bemerkt werden, erzeugt? Die meisten Handlungen werden nicht bemerkt und gehen ohne intellectuelle Reizung vorüber. Ich meine selber: die intellectuelle Handlung, der eigentliche Gehirnprocess eines Gedankens sei etwas wesentlich Verschiedenes von dem, was uns als Gedanke bemerkbar wird: unsre Vorstellungen, von denen wir wissen, sind der kleinste und schlechteste Theil derer, die wir haben. Die Motive unsrer Handlungen liegen im Dunkel, und was wir als Motive glauben, würde nicht ausreichen, einen Finger zu bewegen.

278.

(Vgl. Morgenröthe, Aph. 129.)

Wenn man noch so genau den Bewegungen des siedenden Wassers mit den Augen folgt, man begreift damit das Motiv des Siedens um nichts mehr. So auch bei Handlungen, wenn man das heftig bewegte Netz von Vorstellungen sich klar macht, welche uns dabei überhaupt bewusst werden. Es sind alles Wirkungen, welche auf ein verborgenes Feuer rathen lassen: aber es ist lächerlich, es definiren zu wollen.

279.

Wollen, das heisst:

ich stelle mir den Erfolg einer Handlung vor;

dieser Erfolg hat diesen oder jenen Werth für mich,

diese Werthschätzung hat diese oder jene Ursachen,

der Erfolg bedingt diese oder jene Action (als Mittel, die mir aus Erfahrung bekannt und noch viele andre, welche mir nicht bewusst sein können).

Also: was will ich?

Absicht: warum will ich?

Motiv: wer treibt mich zu dieser Schätzung?

Die Absicht geht auf etwas, das für uns Werth hat.

Wie erreiche ich das Ziel?

Das Motiv ist die Ursache der Werthschätzung.

280.

(Vgl. Jenseits von Gut und Böse, Aph. 16, 19.)

Wir begreifen den allerkleinsten Theil dessen, woraus sich jede Handlung zusammensetzt, und die lange Kette von strenge in einander greifenden Nerven- und Muskelvorgängen dabei ist uns sogar ganz unbekannt. So nehmen wir denn die Handlung als einen momentanen Act des Willens in der Art, wie ein hebräischer Schriftsteller es von Gott sagt: er gebeut und es steht da, das heisst: wir machen eine Zauberei daraus und fühlen uns als Zauberer frei. Unsere Unwissenheit spielt uns den angenehmen Streich, dass sie unsern Stolz aufrecht erhält. Gelingt es einmal nicht, was wir wollen, so muss es wohl an einem feindlichen Wesen liegen, welches, wiederum durch Zauberei, zwischen unsern Willen und die That ein Hemmniss legt. Das Gute wollen und das Verkehrte thun, — das schiebt der eine dem Teufel zu, der andere der Sündhaftigkeit, ein dritter sieht darin die Strafe für die Schuld früherer Lebenszeiten: alle fast legen es moralisch und dämonisch aus. Kurz, nachdem wir den Wilden-Glauben an die Wunder als die Regel der Natur aufgegeben haben, hat derselbe Glaube sich in Bezug auf unsere psychologischen Vorgänge festgesetzt; hier gilt noch immer das Wunder als die Regel. In Wahrheit heisst etwas wollen ein Experiment machen, um zu erfahren, was wir können; dar-

über kann uns allein der Erfolg oder Misserfolg belehren.

281.

Die „Möglichkeit einer äusseren Einwirkung, das Bedingtwerden-können“ setzt gerade nicht „Freiheit“, sondern „Bedingtheit“ voraus. Zwei unbedingte Dinge können nicht auf einander wirken.

282.

(Vgl. Wanderer, Aph. 9, 10.)

Wenn einer immer von seinen eignen Handlungen überrascht wird (wie die wilde Leidenschaft), also er keine Vorausberechnung über sich machen kann, dann zweifelt er an seiner Freiheit, und oft redet man da von dämonischen Einflüssen. Also die Regelmässigkeit, mit der gewisse Vorstellungen und Handlungen in uns folgen, bringt uns auf den Glauben, hier frei zu sein: berechnen zu können, vorherzuwissen! Das heisst: man leitet aus der Allwissenheit Gottes die Allmacht ab, — ein gewöhnlicher Denkfehler. Das Gefühl der Macht im Intellectuellen, welches sich beim Vorherwissen einstellt, verknüpft sich unlogisch mit dem, was vorhergewusst wird: als Propheten bilden wir uns ein, Wunderthäter zu sein. Die Thatsache ist: „in dem und dem Falle pflegen wir das zu thun“. Der Schein ist: „es ist der und der Fall: ich will jetzt dies thun“. Wollen ist ein Vorurtheil. Es geschieht etwas immer und durch uns, und ich weiss vorher, was daraus wird und schätze es hoch, dass dies geschieht. Es begiebt sich trotz alledem ohne unsere Freiheit und häufig wider unser oberflächliches Wissen: wir sagen dann erstaunt: „ich kann nicht, was ich will“. Wir sehen unserm Wesen nur zu, auch unserm intellectuellen Wesen: alles Bewusstsein streift nur die Oberflächen.

283.

Keiner weiss genau, was er thut, wenn er ein Kind zeugt, für den Weisesten ist es ein Lotteriespiel. Und der Mensch sollte frei sein! Der nicht einem Vernunft-Acte sein Dasein dankt!

284.

Die Unabhängigkeit ist kein Genuss mehr, wenn ihr der Stachel fehlt. Und bei der absoluten Unmöglichkeit eines Blicks auf die Unabhängigkeit verliert die Abhängigkeit ihr Unangenehmes. So bei der Unfreiheit des Willens, — wir haben den Stachel der uralten Illusion abzubrechen: dann sind wir ganz froh und zufrieden.

6. Die Vorurtheile der altruistischen und Mitleids-Moral.

(Vgl. Morgenröthe, Aph. 131—148.)

285.

Ob man nun an das Mitleid als Wunder und Quelle der Erkenntniss glaubt oder an das Blut des heiligen Januarius: ich meine dann immer noch in einem halb wahnsinnigen Zeitalter zu leben.

286.

(Vgl. Menschliches I, Aph. 216; Morgenröthe, Aph. 142.)

Das Nachmachen, das Äffische, ist das eigentlich und ältest Menschliche, — bis zu dem Maasse, dass wir nur die Speisen essen, die andern gut schmecken. Kein Thier ist so sehr Affe als der Mensch. — Vielleicht gehört auch das menschliche Mitleiden hierher, sofern es ein unwillkürliches inneres Nachmachen ist.

287.

(Vgl. Morgenröthe, Aph. 142.)

Wenn einer gähnt — und das ist doch etwas Unangenehmes — und der andere mitgähnt, so haben wir ein einfaches Beispiel für das Phänomen des Mitleidens. Sollte aber wirklich dabei das *principium individuationis* durchbrochen sein?

288.

(Vgl. Menschliches, Allzumenschliches I, Aph. 103; Morgenröthe, Aph. 133.)

Wir gehen hässlichen, schmerzhaften Scenen aus dem Wege, wir wollen nicht mitleiden. Das sind die feineren Naturen. Die gröbere geht allem nach, was aufregt und die Langeweile vertreibt: um jeden Zank, jede Prügelei sammelt sich ein Kreis. — Wo der Trieb zu helfen da ist, da wird das unangenehme Gefühl des Mitleidens überwunden: und weil dabei regelmässig das angenehme Gefühl, seinen Trieb befriedigen zu können, entsteht, meint man selber, das Mitleiden sei angenehm. Das Helfen kann auch nur ein Trösten sein. Der Glaser bei einem Hagel!

289.

(Vgl. Menschliches, Allzumenschliches I, Aph. 103.)

Für Menschen gesagt, die nicht gedacht haben: man überlässt sich dem Mitleiden, nicht damit es angenehme Empfindungen errege, (dies wäre nicht wahr, ausser bei ganz einzelnen Menschen), sondern weil es immer angenehme Empfindungen erregt hat: so wie das Thier die Brut liebkost, man bejaht es, wenn es bereits da ist.

290.

(Vgl. Wanderer, Aph. 50.)

Wie kommt man darauf, jemanden zu ehren, weil er eines tiefen und mannigfaltigen Mitleids fähig ist und leicht dazu erregt wird? Er muss unglücklicher sein als die andern und immer darauf aus, die andern zu trösten, aufzuhelfen u. s. w., — also sein Unglücklichsein ist angenehm, 1. weil es eine Wirkung unserer Leiden zeigt, 2. weil es die Aussicht auf Abhülfe des Leidens, auf Milderung zeigt. Wir ehren ihn, weil er anders ist,

als wir erwarten? — aber warum verachten wir ihn nicht? Weil, wenn wir ihn nicht ehrenwerth empfinden, unsre Wirkung auf ihn nichts Lustvolles für uns hat. Es ekelt uns, Eindruck auf erbärmliche Seelen zu machen. Es geht also unsere geheime Neigung dahin, ihn uns als tüchtigen guten achtungswerthen Menschen zu denken. Ausserdem wollen wir nicht von schlechten Gesellen bemitleidet sein: es setzt uns vor uns herab! Also: wann demüthigt das Bemitleidetwerden nicht? Wenn es erhebt! Das thut es, wenn ein hochansehnlicher Mensch (durch Herz Geist Stellung u. s. w.) oder ein Gott mit uns empfindet, — also wenn eine Gleichsetzung stattfindet, die uns zu Ehren gereicht (wodurch wir uns höher gehoben fühlen!!) Also: wir ehren gern den Mitleidenden, damit wir den Genuss an unserer eigenen Erhebung haben können!

291.

(Vgl. Wanderer, Aph. 239.)

Mit dem Almosen unterhält man den Zustand, der als Motiv des Almosens wirkt, man giebt also nicht aus Mitleiden, denn dieses würde den Zustand nicht unterhalten wollen.

292.

Dies sind die abnehmenden Grade des Mitleidens: erstens Mitleid mit Eigenem (Kind, Erzeugniss, Besitz, Weib, Diener), zweitens mit dem von uns zum Eigenthum Begehrten, drittens mit Ähnlichem, viertens mit uns Bekanntem. Das Merkmal, welches das Mitleid vom Leiden unterscheidet, ist die Erbitterung, dass unserem Eigenthum oder Eigenthum Ähnlichem etwas zu Leide geschieht. Das Leiden des uns Feindlichen ist

angenehm, als Anzeichen vom Schwinden einer Kraft der Feindseligkeit: am Fremden, uns Unähnlichen, beinahe angenehm, weil dies uns beinahe feindlich dünkt, wie das Ähnliche und Bekannte in uns eine Empfindung erweckt, die der Empfindung für das Eigenthum verwandt ist.

293.

Ein Übel geschehen lassen, das man hindern kann, heisst beinahe es thun, deshalb retten wir das Kind, das spielend auf den offenen Brunnen zuläuft, nehmen den Stein aus dem Wege, der auf eine glatte Bahn gefallen ist, stellen einen Stuhl zurecht, der umzufallen droht, — alles nicht aus Mitleid, sondern weil wir uns hüten, Schaden anzurichten. Daran haben wir uns gewöhnt; was auch die Motive für diese Gewohnheit sein mögen, jetzt handeln wir nach Gewohnheit und nicht mehr nach jenen Motiven.

294.

(Vgl. Morgenröthe, Aph. 174; Fröhliche Wissenschaft, Aph. 338.)

Wir können dem Nächsten immer nur helfen, indem wir ihn in eine Gattung (Kranke, Gefangene, Bettler, Künstler, Kinder) einordnen und dergestalt erniedrigen; dem Individuum ist nicht zu helfen.

295.

(Vgl. oben S. 23, die Pflugschar, Aph. 37.)

Der metaphysische Pessimist, der das Vergnügen und die Sicherheit flieht und dem Unglück und Leiden den höchsten Werth beimisst — nämlich über den Unwerth des Lebens aufzuklären —, wie dürfte er Mitleiden haben, wenn ein anderer leidet? Er dürfte sich darüber nur freuen, wie er gleichfalls das Mitleiden zurückzuweisen

hätte, wenn er in Noth wäre; anderseits würde er, wenn er den andern in der Freude fände, Leid über ihn empfinden und ihm die Freude zu vergällen suchen, — so sollte Schopenhauer's praktische Moral klingen. Das Mitleiden, wie es Schopenhauer schildert, ist, von seinem Standpunkte aus, die eigentliche Perversität, die gründlichste aller möglichen Dummheiten.

296.

(Vgl. Menschliches I, Aph. 212; Morgenröthe, Aph. 134; Antichrist, Cap. 7.)

Die Griechen litten nach Aristoteles öfter an einem Übermaass von Mitleid: daher die nothwendige Entladung durch die Tragödie. Wir sehen, wie verdächtig diese Neigung ihnen vorkam. Sie ist staatsgefährlich, nimmt die nöthige Härte und Straffheit, macht, dass Heroen sich geberden wie heulende Weiber u. s. w. — In jetziger Zeit will man das Mitleid durch die Tragödie stärken, — wohl bekomm's. Aber man merkt nichts davon, dass es da ist, vorher und nachher.

297.

(Vgl. Morgenröthe, Aph. 133.)

Zu verstehen, wie es einem andern (oder einem Thier) zu Muthe ist, ist etwas anderes als mitempfinden: das Wissen des Arztes zum Beispiel und das der Mutter des kranken Kindes; — aber die Voraussetzung? Es ist durchaus nicht ein Nachbilden dieses bestimmten Leidengefühls, sondern ein Leiden darüber, dass jemand leidet. Dagegen bezieht sich das Wissen auf die bestimmte Art des Schmerzes: „seinen Schmerz ihm nachfühlen", weil man ähnliches erlebt hat, ist von der Art des ärztlichen Wissens um den Schmerz, — ist nicht das eigentliche

Mitleid, das generell mit dem Leide einer Person leidet, nicht mit dem bestimmten Leide. Das Gefühl, jemand leidet, den wir lieben, der in unsrer Pflege oder Macht steht, ist ganz persönlich, gewöhnlich mit dem Ärger über unsre Ohnmacht verknüpft (beim Mitleid kann die Fähigkeit, sich die Art des Leidens vorzustellen, sehr gering sein).

298.

(Vgl. Morgenröthe, Aph. 142.)

Das Gefühl der Sympathie könnte aus dem Gegensatz entstanden sein: die Furcht und die Antipathie gegen das Fremde, Andere ist das Natürliche. Nun tritt der Fall ein, wo dies Gefühl schweigt, keine Furcht: wir beginnen dies Ding zu behandeln wie uns selber.

299.

(Vgl. Menschliches, Allzumenschliches I, Aph. 98.

Thiere gleicher Art schonen sich vielfach gegenseitig, nicht aus einem wunderbaren Instincte des Mitgefühls, sondern weil sie bei einander gleiche Kraft voraussetzen und sich als unsichere Beute betrachten; sie versuchen es, von Thieren andrer Art zu leben und sich ihrer zu enthalten. Daraus bildet sich die Gewöhnung, von einander abzusehen und endlich Annäherung und dergleichen. Schon die Absicht, Weibchen oder Männchen an sich zu locken, kann die Thiere bestimmen, in Hinsicht auf ihre Art nicht schrecklich zu erscheinen, sondern harmlos. In ritterlichen Zeitaltern wird der Mann um so artiger und huldvoller gegen alle Frauen, je stolzer und furchtbarer er gegen alle Männer erscheint; nur so lockt er das Weibchen.

300.

Wenn die Geschlechter sich suchen und locken, entsteht ein Gegensatz von Antipathie: hier ist die Heimath der Moral als sympathischer Regungen, „mit einander ein Vergnügen haben", — nach einander verlangen, nicht um sich zu fressen. — Die Moralität als sympathisches Verhalten der Thiere steht im Verhältniss zum Grade ihrer Sinnlichkeit. — Unter Menschen auch? Die Religionen, welche Mitleid und Liebe am höchsten geachtet haben, sind unter sehr sinnlichen Völkern entstanden, was sich schon dadurch beweist, dass sie in Bezug auf Sinnlichkeit das asketische Ideal aufstellten: ein Beweis, dass sie sich in dieser Hinsicht maasslos und ungebändigt fühlten (Inder und Juden).

301.

Das Junge ist abhängig vom Erzeuger, ihm ähnlich, ihm verständlich, unterhaltend, sein Werk, — mehr noch, es ist 1) nichts Feindliches, 2) nichts Fremdes, 3) nichts Todtes: diese letzteren, negativen Gründe mögen erst den Reiz für das Junge geschaffen haben. Es gab so wenig oder nichts in der Welt, welches in diesen drei Punkten ihm glich.

302.

Ein System des Lebens, das nur auf Neigungen ruhen soll: „Altruismus". Aber da müsste das Schicksal nur mit Accorden auf uns spielen, — es hiesse die Unvernünftigkeit des Daseins beseitigen und es zu menschlicher Vernunft machen. Und damit jeder eine Harmonie hörte, müsste jeder andere ihm gleich sein und keine andern Bedingungen haben, — so aber würde die Neigung schwach und endlich unnöthig, weil alles schon ohne Erstreben sich anböte.

303.

Wenn ich sage: „diesen Menschen mag ich, mit ihm sympathisire ich“, so soll das nach Schopenhauer moralisch sein! Und wieder die Antipathie etwas Unmoralisches: — als ob nicht aus demselben Grunde einer für diesen sympathisch, für den andern antipathisch empfände! So wäre das Moralische nothwendigerweise unmoralisch! — Vielmehr hat man Sympathie- und Antipathie-haben nie in's Moralische gerechnet, es ist eine Art Geschmack, — und Schopenhauer will, dass wir den Geschmack für alles, was lebt, hätten! Das müsste ein sehr grober und roher, gefrässiger Geschmack sein, der mit allem zufrieden ist!

304.

Wie das Leben für andre entsteht. — Ein Diener, der zuerst mit Zwang und Strafen an das Interesse seines Herrn denkt; allmählich fällt ihm das eher ein als sein eigenes, weil er gemerkt hat, dass sein Wohl von dem des Herrn und der guten Stimmung desselben abhängt: endlich sieht er danach wie der Gärtner nach den Pflanzen, sie sind ihm fortwährend gegenwärtig, gewöhnt, leicht, erleichternd, Grund seiner Freuden und Leiden. So der Stallknecht für sein Pferd, der Gelehrte für sein Thema, der Vater für sein Kind, der Kaufmann für sein Geld. Wir vergessen motivirende Gedanken und leben nach den eingeübten Gefühlen des Angenehmen, Gewöhnten, — das soll moralisch sein! Gewiss ist es für alle angenehm, Herren und Diener, und somit wird es sehr gelobt, folglich viel Phantasterei der Gedanken darum gelegt, damit es als etwas Hohes erscheine!

305.

(Vgl. Jenseits von Gut und Böse, Aph. 220.)

Sympathie für jemand: das heisst, ihn nicht fürchten und Freude von ihm erwarten. Und das soll unegoistisch sein!

306.

Unsere Nächsten geben im Kreislaufe unserer körperlichen und seelischen Functionen die Gelegenheitsursachen ab, um physiologische Vorgänge, die in uns nöthig sind, zu fördern.

307.

(Vgl. Morgenröthe, Aph. 145.)

Das Bild des Nächsten, wie es uns immer vorschwebt, ist entweder das Erzeugniss einer Fülle, die nach Entladung begehrt, oder einer Leere, die nach Füllung begehrt, — es ist immer ein physiologischer Zustand, für den wir kein eigentliches und bezeichnendes Wort haben.

308.

Kein Blut sehen können — ist das moralisch?

309.

(Vgl. Morgenröthe, Aph. 221.)

Der Impuls, sich zu opfern, gilt für gut. Er ist es an sich nicht: wie sollte Schaden thun irgend jemand anderm (in diesem Falle sich selber) an sich gut sein? Und noch dazu ist dieser Schaden ein so überflüssiger! Nichts als ein Gelüst der Herrschsucht und des Trotzes gegen sich, welches sich nicht vernünftig zu befriedigen weiss.

310.

Wenn uns die Freude der anderen wehe thut, zum Beispiel wenn wir uns in tiefer Trauer befinden, so verhindern wir diese Freude, wir verbieten dann zum Beispiel den Kindern das Lachen. Sind wir dagegen froh, so ist uns der Schmerz der anderen peinlich. Was ist denn Sympathie?

311.

Die unangenehmen, an sich leidenden Individuen sollen die Tendenz zum Staat, zur Gesellschaft, zum Altruismus haben! Und die angenehmen, sich trauenden Individuen sollen den entgegengesetzten Trieb, von jener Moralität weg, haben!

312.

Das Leben für die Zukunft — das ist eine Folge der Moral, bei der das ganze Leben, das heisst die Summe aller gegenwärtigen Momente, eine Thorheit und Jagd und Unannehmlichkeit wird. Das Leben für die andern — eine Folge der Moral, bei der die andern willkürlich gemaassregelt werden, und der Mensch selber allen seinen Verstandes- und Herzensschwächen, um seines guten Zieles willen, ohne Bedenken nachhängt.

313.

Die schädlichste Tendenz ist die, immer an andre zu denken (für sie thätig sein ist fast ebenso schlimm als gegen sie, es ist eine Vergewaltigung ihrer Sphäre). Welche Brutalität ist die gewöhnliche Erziehung, der Eingriff der Eltern in die Sphäre der Kinder!

314.

(Vgl. Menschliches, Allzumenschliches I, Aph. 95.)

Nicht an den andern denken, alles strengstens um seiner selber willen thun ist auch eine hohe Moralität. Der Mensch hat so viel für sich zu thun, dass er immer fahrlässig ist, wenn er etwas für andere thut. Weil so viel für andere gethan wird, deshalb sieht die Welt so unvollkommen aus.

315.

(Vgl. Götzendämmerung, Moral als Widernatur, Abschn. 3.)

Wer tiefer Empfindungen fähig ist, muss auch den heftigen Kampf derselben gegen ihre Gegensätze leiden. Man kann, um ganz ruhig und leidlos in sich zu sein, sich eben nur die tiefen Empfindungen abgewöhnen, so dass sie in ihrer Schwäche eben auch nur schwache Gegenkräfte erregen: die, in ihrer sublimirten Dünne, dann wohl überhört werden und dem Menschen den Eindruck geben, er sei ganz mit sich im Einklange. — Ebenso im socialen Leben: soll alles altruistisch zugehn, so müssen die Gegensätze der Individuen auf ein sublimes Minimum reducirt werden: so dass alle feindseligen Tendenzen und Spannungen, durch welche das Individuum sich als Individuum erhält, kaum mehr wahrgenommen werden können, das heisst: die Individuen müssen auf den blassesten Ton des Individuellen reducirt werden! Also die Gleichheit weitaus vorherrschend! Das ist die Euthanasie, völlig unproductiv! Ebenso wie jene Menschen ohne tiefe Empfindungen, die liebenswürdigen, ruhigen und sogenannten glücklichen, eben auch unproductiv sind! Der Werth der Wissenschaft ist, eine ungeheure Gegenkraft zu sein: vielleicht entzündet sich, im

Widerspruch zu ihr, wieder die Unlogik und Phantasterei immer von neuem! — Vielleicht ist dies nöthig!

316.

(Vgl. Menschliches I, Aph. 235; Morgenröthe Aph. 179; Zarathustra I, Vorrede, Abschn. 5; Jenseits von Gut und Böse, Aph. 203.)

Je mehr das Gefühl der Einheit mit den Mitmenschen überhand nimmt, um so mehr werden die Menschen uniformirt, um so strenger werden sie alle Verschiedenheit als unmoralisch empfinden. So entsteht nothwendig der Sand der Menschheit: alle sehr gleich, sehr klein, sehr rund, sehr verträglich, sehr langweilig. Das Christenthum und die Demokratie haben bis jetzt die Menschheit auf dem Wege zum Sande am weitesten gefahren. Ein kleines, schwaches, dämmerndes Wohlgefühlchen über alle gleichmässig verbreitet, ein verbessertes und auf die Spitze getriebenes Chinesenthum, das wäre das letzte Bild, welches die Menschheit bieten könnte? Auf der Bahn der bisherigen moralischen Empfindung unvermeidlich. Es thut eine grosse Überlegung noth, vielleicht muss die Menschheit einen Strich unter ihre Vergangenheit machen, vielleicht muss sie den neuen Kanon an alle Einzelnen richten: sei anders als alle übrigen und freue dich, wenn jeder anders ist als der andere; die gröbsten Unthiere sind ja unter dem Regimente der bisherigen Moral ausgetilgt worden, — es war dies ihre Aufgabe; wir wollen nicht gedankenlos unter dem Regiment der Furcht vor wilden Thieren weiterleben. So lang, allzulang hiess es: einer wie alle, einer für alle.

317.

(Schluss vom Aphorismus 132 der Morgenröthe.)

Kaum klingt es jetzt glaublich, dass etwas Entgegengesetztes auch als gut gelten will und gegolten

hat —: „ich“ mehr und stärker sagen als die gewöhnlichen Menschen, sich selber gegen sie durchsetzen, sich stemmen gegen jeden Versuch, uns zum Werkzeug und Gliede zu machen, sich unabhängig machen, auf die Gefahr hin, die anderen sich zu unterwerfen oder zu opfern, wenn die Unabhängigkeit nicht anders zu erreichen ist, einen Nothzustand der Gesellschaft jenen billigen ungefährlichen einheitlichen Wirthschaften vorziehen, und die kostspielige verschwenderische, durchaus persönliche Art zu leben als Bedingung betrachten, damit „der Mensch“ höher mächtiger fruchtbarer kühner ungewöhnlicher und seltener werde —: damit die Menschheit an Zahl abnehme und an Werth wachse.

318.

(Vgl. Meinungen und Sprüche, Aph. 62.)

Nicht dass wir den Menschen helfen und nützen wollen: nein dass wir Freude haben an den Menschen, das ist das Wesentliche an sogenannten guten Menschen und an der Moralität. Es ist das Neue, das Späterreichte. Unsre „guten Handlungen“ verstehen sich bei dieser Freude von selber: wenn wir sie nicht fürchten und nicht anfeinden und doch zahllose Relationen zu ihnen haben, so können dies keine andern sein als solche, welche unsre Freude an ihnen vermehren, das heisst, wir bemühen uns, sie im Streben nach stilisirter Individualität zu fördern, mindestens den Anblick des Hässlichen (Leidenden) zu beseitigen. Liebe zu den Menschen?? Aber ich sage: Freude an den Menschen! Und damit diese nicht unsinnig ist, muss man helfen, dass es das giebt, was uns erfreut. — Man sieht: die Redlichkeit über uns und die Anerkennung der fremden Natur, die Geschmacksentwicklung, welche den Anblick

schöner freudiger Menschen nöthig hat, muss vorausgehen. Hier findet eine Selection statt: wir suchen die aus, die uns Freude machen, und fördern sie und fliehen vor den andern, — das ist die rechte Moralität! Absterbenmachen der Kläglichen Verbildeten Entarteten muss die Tendenz sein! Nicht aufrechterhalten um jeden Preis! So schön die Gesinnung der Gnade gegen den unser Unwürdigen ist, und das Helfen gegen den Schlechten und Schwachen, — im ganzen ist es eine Ausnahme, und es würde die Menschheit dabei im ganzen gemein werden (wie zum Beispiel durch das Christenthum). Immer ist auf die natürlichen Triebe zu bauen: „Freude zu machen dem, der uns erfreut, und Leid dem, der uns verdriesst". Wir vertilgen die wilden Thiere und wir züchten die zahmen: dies ist ein grosser Instinct. Wir entarten selber beim Anblick des Hässlichen und der Berührung mit ihm: Schutzdämme aufwerfen! Es nivelliren zu einer Nutzbarkeit! Und dergleichen.

7. Cultur und Culturen.

(Vgl. Morgenröthe, Aph. 149—178.)

319.

(Vgl. Fröhliche Wissenschaft, Aph. 12.)

Welches auch immer die Stufe der Gesittung, die Lage der Gesellschaft, der Grad der Erkenntniss sei: für das Individuum ist immer dabei eine Art glücklichen Lebens möglich, — das wollen ihm die Religion und die Moral aus der Nähe zeigen und anempfehlen. Ob das Gefühl des Glücks und die Unvermischtheit desselben mit Leid wirklich wächst mit Zunahme der Erkenntniss, Verbesserung der gesellschaftlichen Lage, Erleichterung des Lebens, ist zu bezweifeln, denn es gehen bei diesem Wachsthum immer Kräfte verloren oder werden schwach, denen man ehemals das Glücksgefühl vornehmlich dankte: die Sicherheit und die Verlängerung des Lebens, worauf sich unsere moderne Welt als ihre Errungenschaften so viel zu Gute thut, sind vielleicht eher durch Abnahme des Glücksgefühls als durch Zunahme erkauft worden. Die Cultur um des Glücks der Einzelnen willen fördern, — das wäre demnach eine sehr zweifelhafte und vielleicht thörichte Sache! — Aber sind wir einmal irgendwie im Glück, so können wir gar nicht anders als die Cultur fördern! Das neue hohe Vertrauen auf uns, die Befriedigung an unserer

Kraft, das Aufhören der Furcht vor andern, das Verlangen nach ihrer Nähe, der Ringkampf mit ihnen im Guten, der Überschuss an Vermögen, Werkzeugen, Kindern, Dienern, dessen wir bewusst werden, — in Summa: jede Art von Glücksgefühl treibt uns in die Bahnen der höheren Cultur und in ihnen vorwärts. Noth dagegen bildet uns zurück, macht uns defensiv, argwöhnisch, in der Sitte abergläubisch und überstreng. Die Cultur ist eine allmähliche Folge vom Glück zahlloser Einzelner, — nicht die Absicht dieser Einzelnen! — Je individueller der Einzelne wird, um so productiver für die Cultur wird sein Glück sein, selbst wenn dessen Zeitdauer kürzer und dessen Intensität geringer und gebrochener sein sollte als das Glück auf niedrigeren Culturstufen. Wenn man die Förderung der Cultur dem Glücklichen versagen wollte, um das Glück im allgemeinen auf einem hohen Grade zu erhalten, so wäre das so thöricht, als dem Seidenwurme das Spinnen zu verbieten um des Glücks der Seidenwürmer willen. Was hat man denn vom Glück jeder Art, wenn nicht eben aus ihm etwas zum Besten der Cultur thun zu müssen? — Glück ist gar nicht zu erhalten, weder hoch noch niedrig, wenn man seine nothwendigen Äusserungen unterbinden wollte. Also: die Cultur ist die Äusserung des Glücks. —

320.

(Vgl. oben S. 253, Aph. 173; Morgenröthe, Aph. 96.)

Verglichen mit den Brahmanen kennen wir die Menschheit nur in einer ungeheuren Ermattung ihres Kraftgefühls und ihres Glaubens an sich: selbst bei unsern stolzesten Philosophen.

321.

Die Griechen in alter Zeit hielten Milch und Honig für die Kost der Götter, — das waren keine Weintrinkerzeiten. Den Germanengöttern war Meth der Trank, der Unsterblichkeit gab: da haben wir die Trinker. Soma der Eranier ein berauschendes Getränk, das nur im Opfer vorkommt. Also: man bringt in Gedanken die berauschenden Getränke und die Empfindungen der Unsterblichkeit und Leidlosigkeit in Verbindung. Durch den Genuss des Soma hören für den Sterblichen am Ende aller Tage alle Leiden der Sterblichkeit auf, sie gehn zur Seligkeit der Götter über. — Die Entzückung bei Milch und Honig: zu denken an Ninon de l'Enclos, welche eine Suppe schon berauschte.

322.

Dionysisch: für uns ist der Wein etwas sehr Nüchternes! Und so suchen wir die Ursache des Dionysischen neben dem Wein und nehmen dessen Wirkung höchstens als Symbol. Umgekehrt! Die Wirkung des Weins war das Neue, das man nur wie ein neues Leben und eine neue Gottheit zu fassen wusste: man verstand andre Erscheinungen darnach symbolisch. — Die epileptische Drehwuth, welche die hysterischen Weiber Griechenlands befiel, wurde mit dem Weintaumel verglichen.

Der Wein hat anders auf die Griechen gewirkt, als auf unsre alkoholisirten Gehirne, „unvermischter Wein macht wahnsinnig", sagten sie.

323.

(Vgl. Genealogie der Moral, zweite Abhandl., Cap. 23.)

Das Problem in der Zeit der griechischen Tragödie war: wie konnten diese grässlichen Dinge eigentlich

geschehen, während die Thäter Heroen und keine Verbrecher waren? Dies war die grosse Übung in der Psychologie Athens.

324.

(Vgl. Fröhliche Wissenschaft, Aph. 306.)

Die Epikuräer Melancholiker mit schwachem Magen, daher ihre „Bauchesluſt".

325.

Die Asketen erlangen ein ungeheures Gefühl von Macht; die Stoiker ebenfalls, weil sie sich immer siegreich, unerschüttert zeigen müssen. Die Epikuräer nicht; sie finden das Glück nicht im Gefühl der Macht über sich, sondern der Furchtlosigkeit in Hinsicht auf Götter und Natur; ihr Glück ist negativ (wie nach Epikur die Lust sein soll). Gegen die Gefühle der Macht ist das Nachgeben gegen angenehme Empfindungen fast neutral und schwach. Ihnen fehlte die Herrschaft über die Natur und das daraus strömende Gefühl der Macht. Die Erkenntniss war damals noch nicht aufbauend, sondern sie lehrte sich einordnen und still geniessen.

326.

Warum macht die Cultur schwach? Carthago unterlag dem weniger cultivirten Rom, die hohe arabische Cultur unterlag u. s. w. Weil in der Cultur die Phantasie-Befriedigung der Macht zu hoch geschätzt und zu leicht gemacht wird: so dass die wahre Macht schwach wird (Macht über sich selbst u. s. w.)

327.

Woran liegt es, dass die gemeinen Leute, namentlich im Orient, glücklich und ruhig sind? Es fehlen ihnen

die falschen Phantasie-Befriedigungen, die geistigen Räusche und Ernüchterungen, sie leben geistig gleichmässig. Nicht der Geist, sondern die Geistigkeit ist die Gefahr.

328.

Beschäftigt wollen die Menschen noch mehr als glücklich sein. Also ist jeder, der sie beschäftigt, ein Wohlthäter. Die Flucht vor der Langenweile! Im Orient findet sich die Weisheit mit der Langenweile ab, dies Kunststück, das den Europäern so schwer ist, dass sie die Weisheit als unmöglich verdächtigen.

329.

Jeder ausblühende Gedanke treibt zuletzt seine Art Luxus hervor, es ist seine letzte Erscheinung. In Künsten wie in der Kunst des Verkehrs. Jede reife Cultur hat ihren Luxus. — Aber zeigt mir einen Erfinder einer Idee, der nicht Einfachheit und Dürftigkeit auch in Worten hatte. — Der luxuriirende Gedanke schreibt sich auf jedes Gefäss, zeichnet sich in jede Geberde hinein (zum Beispiel Grösse und Schlichtheit und Anmuth im alten Athen).

330.

(Vgl. oben, S. 250, Aph. 168.)

Man sagt „Fortschritt", meint aber Entwicklung, das heisst Werden und Vergehen. Auch das Vergehen können wir nur als ein Fortschreiten empfinden: denn es ist mit Lust verknüpft wie alle Entwicklung. Nur die Hemmung der Entwicklung macht Schmerz.

331.

(Vgl. Götzendämmerung, Streifzüge eines Unzeitgemässen No. 37.)

Die Vollkommenheit eines Napoleon, eines Cagliostro entzückt; unser Verbrecherthum hat nicht Musterbilder

vor sich, sie haben kein fröhliches Gewissen. Ein guter Räuber, ein guter Rächer, Ehebrecher, — das zeichnete das italiänische Mittelalter und die Renaissance aus, sie hatten den Sinn zur Vollständigkeit. Bei uns fürchten sich die Tugenden und die Laster, die öffentliche Meinung ist die Macht der Halben und Mittelmässigen, der schlechten Copien, der zusammengestohlenen Allerweltsmenschen.

332.

Die feine höfische Cultur unter Ludwig XIV. hatte in vielen Stücken den Stoicismus nöthig; viele Empfindungsstürme musste man in's Herz verschliessen, viele Müdigkeit verhehlen, vielen Schmerz mit Heiterkeit bedecken. Unsern bequemen Mitmenschen würde diese Lebensart zu streng sein.

333.

In unsern Schulen wird die jüdische Geschichte als die heilige vorgetragen: Abraham ist uns mehr als irgend eine Person der griechischen und deutschen Geschichte, und von dem, was wir bei David's Psalmen empfinden, ist das, was das Lesen Pindar's oder Petrarca's in uns erregt, so verschieden wie die Heimath von der Fremde. Dieser Zug zu Erzeugnissen einer asiatischen sehr fernen und sehr absonderlichen Rasse ist vielleicht inmitten der Verworrenheit unsrer modernen Cultur eine der wenigen sichern Erscheinungen, welche noch über dem Gegensatz von Bildung und Verbildung erhaben stehen: die stärkste sittliche Nachwirkung des Christenthums, welches sich nicht an Völker sondern an Menschen wendete und deshalb gar kein Arg dabei hatte, den Menschen der indogermanischen Rassen das Religionsbuch eines semitischen

Volkes in die Hand zu geben. Erwägt man aber, welche Anstrengungen das nichtsemitische Europa gemacht hat, um diese fremdartige kleine jüdische Welt sich recht nahe an's Herz zu legen, sich über nichts darin mehr zu wundern, sondern sich nur über sich selbst und seine Befremdung zu wundern, — so hat vielleicht in nichts Europa sich so sehr selbst überwunden, wie in dieser Aneignung der jüdischen Litteratur. Das jetzige europäische Gefühl für die Bibel ist der grösste Sieg über die Beschränktheit der Rasse und über den Dünkel, dass für jeden eigentlich nur das werthvoll sei, was sein Grossvater und dessen Grossvater gesagt und gethan haben. Dieses Gefühl ist so mächtig, dass, wer sich jetzt frei und erkennend zur Geschichte der Juden stellen will, erst viele Mühe nöthig hat, um aus der allzugrossen Nähe und Vertraulichkeit herauszukommen und das Jüdische wieder als fremdartig zu empfinden. Denn Europa hat sich selber zu einem guten Theil in die Bibel hineinlegen und im ganzen und grossen etwas Ähnliches thun müssen, wie die Puritaner Englands, welche ihre Sentenzen, ihre Gewohnheiten, ihre Zeitgenossen, ihre Kriege, ihre kleinen und grossen Schicksale in dem jüdischen Buche aufgezeichnet (prophezeit) fanden.

Was aber sagt der Europäer, welcher nach dem Vorzug der altjüdischen Litteratur vor allen andern alten Litteraturen gefragt wird: „es ist mehr Moral darin.“ Das heisst aber: es ist mehr von der Moral darin, welche jetzt in Europa anerkannt wird; und das heisst wiederum nichts andres als: Europa hat die jüdische Moralität angenommen und hält diese für eine bessere, höhere, der gegenwärtigen Gesittung und Erkenntniss angemessenere, als die arabische, griechische, indische, chinesische. — Was ist der Charakter dieser Moralität? Sind die Europäer

wirklich vermöge dieses moralischen Charakters die ersten und herrschenden Menschen des Erdballs? Aber wonach bemisst man den Rang der verschiedenen Moralitäten? Zudem wollen es die Nicht-Europäer, wie die Chinesen, gar nicht Wort haben, dass die Europäer sich durch Moralität vor ihnen auszeichneten. Es gehört vielleicht mit zum Wesen der jüdischen Moralität, dass sie sich für die erste und höchste hält: es ist vielleicht eine Einbildung. Ja man kann fragen: giebt es überhaupt eine Rangordnung der Moralität, giebt es einen Kanon, der, über allen Welten, das Sittliche definirt ohne Rücksicht auf Volk, Zeit, Umstände, Erkenntnissgrad? Oder ist ein Ingredienz aller Moralen, der Grad von Anpassung an die Erkenntniss, vielleicht das, was eine Rangordnung der Moralen ermöglicht?

334.

(Vgl. Götzendämmerung, Streifzüge eines Unzeitgemässen, 39.)

Der Geschlechtstrieb macht den grossen Schritt der Individuation: für meine Moral wichtig, denn er ist antisocial und leugnet die allgemeine Gleichheit und den gleichen Werth von Mensch zu Mensch. Er ist der Typus individueller Leidenschaft, die grosse Erziehung dazu: der Verfall eines Volkes geschieht in dem Maasse, als die individuelle Passion nachlässt und die socialen Gründe bei der Verheirathung überwiegen. — Die Scheidung der Geschlechter ist nicht fundamental, die Zeugung ist nicht essentiell geschlechtlich, es gehört nicht zum Wesen des Lebendigen. Es ist ein sehr starker Ausdruck der individuellen Lust, je höher die Wesen sind, um so stärker wird das Individuelle daran.

335.

Wer sehr abweichend denkt und empfindet, geht zu Grunde, er kann sich nicht fortpflanzen. Somit könnte es für den Grad der Individuation eine Grenze geben. In Zeiten, wo sie peinlich empfunden wird, wie in unserer (und wie in aller bisherigen moralischen Geschichte der Menschheit), vererbt sich der Trieb dazu schlecht. In Zeiten, wo sie lustvoll empfunden wird, übertreibt sie sich leicht und macht die äusserste Isolation (und verhindert dadurch die allgemeine Fruchtbarkeit der Menschheit). Je ähnlicher, desto mehr nimmt die Fruchtbarkeit zu, jeder trifft auf ein genügendes Weibchen: also Übervölkerung im Gefolge der Moral. Je unähnlicher, desto —

336.

Wodurch haben sich die adeligen Geschlechter so gut erhalten, zu allen Zeiten? Dadurch dass der junge Mann in der Ehe nicht vor allem Geschlechtsbefriedigung suchte und in Folge dessen sich hierin berathen liess und nicht von der *amour passion* und *amour physique* sich fortreissen liess, unpassende Ehen zu schliessen. Erstens waren es in Sachen der Liebe erfahrene junge Männer, welche sich verheiratheten: und dann hatten sie an Repräsentation u. s. w. zu denken, kurz mehr an ihr Geschlecht als an sich zu denken. Ich bin dafür, moralische Aristokratien wieder zu züchten und ausserhalb der Ehe etwas Freiheit zu geben.

337.

(Vgl. Götzendämmerung, Streifzüge eines Unzeitgemässen, 36.)

Man soll die Befriedigung des Triebes nicht zu einer Praxis machen, bei der die Rasse leidet, das heisst gar keine Auswahl mehr stattfindet, sondern alles sich paart

und Kinder zeugt. Das Aussterben vieler Arten von Menschen ist ebenso wünschenswerth als irgend eine Fortpflanzung. — Und man sollte sich durch diese enge Verbindung mit einer Frau seine ganze Entwicklung durchkreuzen und stören lassen — um jenes Triebes willen!! Wenn man nicht einmal so enge Freundschaften nützlich im höchsten Sinne fände! Die „Ergänzung“ des Mannes durch das Weib zum vollen Menschen ist Unsinn: daraus lässt sich also auch nichts ableiten. — Vielmehr: nur heirathen 1) zum Zwecke höherer Entwicklung, 2) um Früchte eines solchen Menschenthums zu hinterlassen. — Für alle übrigen genügt Concubinat mit Verhinderung der Empfängniss. — Wir müssen dieser plumpen Leichtfertigkeit ein Ende machen. Diese Gänse sollen nicht heirathen! Die Ehen sollen viel seltener werden! Geht durch die grossen Städte und fragt euch, ob dies Volk sich fortpflanzen soll! Mögen sie zu ihren Huren gehn! — Die Prostitution nicht sentimental! Es soll nicht das Opfer sein, das den Damen oder dem jüdischen Geldbeutel gebracht wird, — sondern der Verbesserung der Rasse. Und überdies soll man diese Opferung nicht falsch beurtheilen: die Huren sind ehrlich und thun, was ihnen lieb ist, und ruiniren nicht den Mann durch das „Band der Ehe“, — diese Erdrosselung!

338.

Für die bisweilen sichtbar werdende Verdüsterung der Welt giebt es folgende Veranlassungen: erstens die Kreuzung der Culturen, aus welcher viel Hässlichkeit entsteht; der beständige Anblick des Hässlichen macht düster; zweitens die moralische Phantastik des Christenthums, welche den menschlichen Handlungen nur die bösen Prädicate gelassen hat und eine Verherrlichung

von Leben, Menschen, Handlungen eigentlich unmöglich machen wollte; wenn man niemals verherrlichen darf, wird man düster; drittens das Barbarische und Thierhafte, das uns zeitlich noch nicht fern genug liegt; viertens die Angst vor dem Individuellen und die Beargwöhnung desselben, weil die Gesellschaft ihrer selber nicht mehr sicher ist; fünftens die Angst vor dem Natürlichen, welche an die Stelle der früheren Angst vor der Natur getreten ist; sechstens die Vergleichung des Lebens mit imaginären Seligkeiten, von denen das Christenthum und die Dichter gesprochen haben; siebentens das übertriebene Gefühl der Verantwortlichkeit, welches alle indifferenten, kleinen und harmlosen Dinge wegstreicht und in jedem Falle so gehandelt wissen will, dass man damit einem Ankläger Stand halten kann.

339.

(Vgl. oben S. 186, Aph. 17.)

Was wir erwarten, das nennen wir recht und billig; was uns verwundert, was uns wunderbar vorkommt, das loben oder tadeln wir. Die erste Empfindung der Verwunderung ist die Furcht: Lob und Tadel ist ein Product der Furcht. Dagegen lässt das Rechte und Billige uns zufrieden, ist für die Empfindung neutral und entspricht der Gesundheit. — Das, was jeder von sich und andern erwartet, in jeder Lage, also das Gewöhnliche einer ganzen Cultur, ist aber für eine andere Cultur nicht das Gewöhnliche und erregt deren Verwunderung, erweckt Lob und Tadel, und wird also jedenfalls zu stark empfunden. Die Culturen verstehen das, was zur Gesundheit der andern gehört, nicht. Das Erwartete, das Gewöhnliche, das Gesunde, das für die Empfindung Neutrale macht den grössten Theil dessen aus, was eine Cultur ihre Sittlichkeit nennt.

340.

Gesetzt, man erwartet immer das Böse, die unangenehme Überraschung, so ist man immer in feindseliger Spannung wird für andere unerträglich und leidet selber an der Gesundheit: solche Naturen sterben aus. Im ganzen sind nur die zufriedeneren und hoffnungsreicheren Rassen am Leben geblieben. — Wer immer Schlimmes erwartet, wird böse, nämlich feindselig, argwöhnisch, unruhig; dies ist die Wirkung pessimistischer Denkweisen.

341.

(Vgl. oben S. 218, Aph. 94; Morgenröthe, Aph. 58, 515.)

Pessimistische Vorstellungen hemmen den Ausdruck der Geberden, empfehlen die Verstellung, namentlich die der schrecklichen Verzerrung (um Furcht zu erregen), sie heissen die erregte Seele in der Sprache nicht hörbar werden lassen, kurz sie verhässlichen den Menschen in Geberde und Laut. — Die Verachtung ebenso wie die Furcht machen hässlich.

342.

(Vgl. Fröhliche Wissenschaft, Aph. 329.)

Jetzt gefällt es, sich hetzen zu lassen und zu hetzen: selbst Künstler wählen den Geist der Unzufriedenheit als die Muse, welche sie begeistert. Sieht man sie dann in ihren Erholungen, so sind sie ganz leer, sie haben keine Kraft daran zu verschwenden und ziehn das Fadeste vor (selbst bedeutende Gelüste). Es wäre sehr unbillig, darnach die Zeit zu beurtheilen: sie giebt im Vergnügen und der Erholung nicht sich ganz, geschweige denn ihren besten Theil zu erkennen. So sei man tolerant gegen ihre Kunst und bedaure die höheren Künstler, denen die Zeit nicht entspricht, wahrlich nicht, weil sie ihrer unwürdig wäre! Das beurtheilt man als Jüngling falsch.

343.

(Vgl. oben S. 181, Aph. 1.)

Gewiss ist unsere gegenwärtige Bildung etwas Erbärmliches, eine faulriechende Schüssel, in der lauter geschmacklose Brocken durcheinander schwimmen, Brocken von Christenthum, von Wissen, von der Kunst, an denen sich nicht einmal Hunde satt essen könnten. Aber die Mittel, gegen diese Bildung etwas aufzustellen, sind kaum weniger erbärmlich, nämlich christlicher Fanatismus oder wissenschaftlicher Fanatismus oder künstlerischer Fanatismus von Leuten, die kaum auf ihren Beinen stehen können; es ist, als ob man einen Mangel durch ein Laster curiren wolle. In Wahrheit erscheint aber die gegenwärtige Bildung erbärmlich, weil eine grosse Aufgabe vor ihr am Horizont aufgestiegen ist, nämlich die Revision aller Werthschätzungen; dazu bedarf es aber, noch bevor die sämmtlichen Dinge auf die Wage gelegt werden, der Wage selber, — ich meine jene höchste Billigkeit der höchsten Intelligenz, welche im Fanatismus ihren Todfeind und in der jetzigen „allseitigen Bildung" ihren Affen und Vortänzer hat.

344.

Es fehlen nur noch die grossen überzeugenden Menschen, — sonst ist alles zu einer völligen Veränderung vorbereitet, Principien, Misstrauen, Auflösung aller Verträge, die Gewöhnung, ja das Bedürfniss der Erschütterung, die Unzufriedenheit.

345.

(Vgl. Fröhliche Wissenschaft, Aph. 316.)

Ein Zeitalter des Übergangs: so heisst unsre Zeit bei jedermann, und jedermann hat damit Recht. Indessen nicht in dem Sinne, als ob unserm Zeitalter dies Wort

mehr zukomme als irgend einem andern. Wo wir nur in der Geschichte Fuss fassen, überall finden wir die Gährung, die alten Begriffe im Kampf mit den neuen, und die Menschen der feinen Witterung, die man ehemals Propheten nannte, die aber nur empfanden und sahen, was an ihnen geschah, — wussten es und fürchteten sich gewöhnlich sehr. Geht es so fort, fällt alles in Stücke, nun so muss die Welt untergehn. Aber sie ist nicht untergegangen, die alten Stämme des Waldes zerbrachen, aber immer wuchs ein neuer Wald wieder: zu jeder Zeit gab es eine verwesende und eine werdende Welt.

346.

Unsre Triebe toben sich in den Listen und Künsten der Metaphysiker aus, sie sind die Apologeten des menschlichen Stolzes: die Menschheit kann ihre verlorenen Götter nicht verschmerzen! Gesetzt, diese Leidenschaft rast sich aus: welcher Zustand der Ermattung, der Blässe, der erloschenen Blicke! Das höchste Misstrauen gegen den Intellect als Werkzeug der Triebe: die Nachgeburt des Stolzes ist die Skepsis. Die peinliche Inquisition gegen unsre Triebe und deren Lügnerei. Es ist eine letzte Rache, in dieser Selbstzermalmung ist der Mensch immer noch der Gott, der sich selber verloren hat. Was folgt auf diese gewaltsame Skepsis? Die Erschöpfung, die zweite Erschöpfung, ein Greisenthum: alle Vergangenheit wird matt empfunden, die Verzweiflung selber wird zur Historie, und zuletzt ist das Wissen um all diese Dinge noch ein genügender Reiz für diese Greise. —

Diese ganze Geschichte spielt sich in immer wenigeren Köpfen ab. Aber der Verlust des Glaubens wird ruchbar

unter allen übrigen, — und nun folgt nach: das Aufhören der Furcht, der Autorität, des Vertrauens, das Leben nach dem Augenblick, nach dem gröbsten Ziele, nach dem Sichtbarsten: eine umgekehrte Bewegung leitet sich ein. Das Vertrauen ist noch am grössten für das, was dem früheren Ziele am entgegengesetztesten ist! Ein Versuchen und Experimentiren, ein Gefühl der Unverantwortlichkeit, die Lust an der Anarchie! An die Stelle des Stolzes ist die Klugheit getreten. Die Wissenschaft tritt in ihren Dienst. Eine gemeinere Gattung von Menschen bekommt das Regiment (statt der *noblesse* und der Priester): erst die Kaufleute, nachher die Arbeiter. Die Masse tritt auf als Herrscher: das Individuum muss sich zur Masse lügen. — Nun werden immer noch solche geboren, die in früheren Zeiten zu der herrschenden Classe der Priester, des Adels, der Denker gehört hätten. Jetzt überschauen sie die Vernichtung der Religion und Metaphysik, *noblesse* und Individual-Bedeutung. Es sind Nachgeborene. Sie müssen sich eine Bedeutung geben, ein Ziel setzen, um sich nicht schlecht zu befinden. Lüge und heimliche Rückflucht zum Überwundenen, Dienst in nächtlichen Tempeltrümmern sei ferne! Dienst in den Markthallen ebenfalls! Sie ergreifen die Theile der Erkenntniss, welche durch das Interesse der Klugheit nicht gefördert werden. Ebenso die Künste, welchen der müde Geist abhold ist. Sie sind die Beobachter der Zeit und leben hinter den Ereignissen. Sie üben sich, sich frei von der Zeit zu machen und sie nur zu verstehen, wie ein Adler, der darüber fliegt. Sie beschränken sich zur grössten Unabhängigkeit und wollen nicht Bürger und Politiker und Besitzer sein. Sie reserviren hinter allen Vorgängen die Individuen, erziehn sie, — die Menschheit wird sie

vielleicht einst nöthig haben, wenn der gemeine Rausch der Anarchie vorüber ist. Pfui über die, welche sich jetzt zudringlich der Masse als ihre Heilande anbieten! Oder den Nationen! Wir sind Emigranten. — Wir wollen auch das böse Gewissen für die Wissenschaft im Dienste der Klugen sein! Wir wollen bereit sein! Wir wollen Todfeinde derer von den unsern sein, welche zur Verlogenheit Zuflucht nehmen und Reaction wollen! — Es ist wahr, wir stammen von Fürsten und Priestern ab, aber eben deshalb halten wir unsere Ahnen hoch, weil sie sich selber überwunden haben. Wir würden sie schänden, wenn wir ihr Grösstes verleugneten! Was gehn uns also die Fürsten und Priester der Gegenwart an, welche durch den Selbstbetrug leben müssen und wollen!

347.

Das Chaos unrichtiger Empfindungen, die Anarchie zeitweilig, sind Übergangsstufen: für gewisse Gruppen herbeizuführen.

348.

In der belebten Welt (von der Pflanze an) sucht sich so viel Individualismus als möglich zu entfalten. Er ist jetzt grösser als je, im ganzen.

349.

(Vgl. oben S. 16, die Pflugschar, Aph. 11.)

Jetzt sind die Menschen sich sehr ungleich. Es giebt mehr Individuen als je, — man lasse sich nicht täuschen! Nur so malerisch und grob sichtbar sind sie nicht, wie früher.

350.

(Vgl. oben S. 237, Aph. 138.)

Das Glück liegt in der Zunahme der Originalität, weshalb andere Zeiten, als die unsere, reichlicher davon gehabt haben mögen. — Die Wissenschaft ist das Mittel, die Nothwendigkeit der Erziehung zur Originalität zu beweisen. Wenn das Herkommen und das *così fan tutti* die Moralität ausmachen, so ist diese der Hemmschuh des Glücks. — Die Lehre, dass die Moralität das rechte Mittel zur Schmerzlosigkeit des Lebens sei, ist gewiss das Product sehr schmerzlicher Zeiten. — Wenn die Originalität tyrannisiren will, so kämpft sie gegen, legt sie die Hand an ihr eigenes Lebensprincip. — Freude an fremder Originalität haben, ohne der Affe derselben zu werden, wird vielleicht einmal das Zeichen einer neuen Cultur sein.

351.

(Vgl. oben S. 237, Aph. 138.)

Die Menschen gehen an der Verfeinerung des Intellects zu Grunde: physisch und vielleicht auch moralisch. — Wir Glücklichen! Wir sind in dem Reich der Mitte!

352.

(Vgl. oben S. 294, Aph. 272, S. 296, Aph. 277.)

Die Kraft zu wollen, die einige Menschen und Culturen in höherem Grade als andere besitzen, besteht darin, dass man ungefähr die gleiche Anzahl von eingeübten inneren Mechanismen und von Werthschätzungen hat: so dass, sobald nur ein werthgeschätztes Ding in die Vorstellung tritt, sofort auch der dazu gehörige Mechanismus sein Stück abspielt. Andern Menschen und Zeitaltern fehlt es an einer solchen Zahlencongruenz von

Mechanismen und Werthschätzungen. Sie erzeugen sehr viel mehr Werthschätzungen, bei denen nichts herauskommt, als solche, welche eine „Wirkung“ haben, wie man sagt. Dabei ist immer festzuhalten, dass die Werthschätzung niemals die Ursache einer Handlung ist; vielmehr tritt durch eine alte Association der Mechanismus automatisch in Bewegung, wenn eine werthgeschätzte Vorstellung im Gehirne aufgestiegen ist: es ist ein regelmässiges Nacheinander, nicht Ursache und Wirkung, so wenig etwa, als ein Wort die Ursache des Begriffs ist, welcher bei seinem Erklingen in uns erscheint. — Wollende Zeitalter waren bis jetzt immer gedankenarm, aber nothwendig ist dies nicht.

353.

(Vgl. oben S. 240, Aph. 145.)

Unsere Werthschätzungen bestimmen unsere Lebensweise (Aufenthalt, Beruf, Umgang u. s. w.), und unsere Lebensweise bestimmt, wie sehr oder wie wenig wir einen Schmerz oder eine Lust fühlen, nicht nur im Feineren und Geistigsten, sondern bis auf's Körperlichste herab. Wer die Werthschätzungen verändert, verändert mittelbar auch die Lust- und Unlust-Arten und Grade der Menschen.

354.

Man muss also die Nothstände der Menschheit studiren, aber ihre Meinungen, wie dieselben zu lösen sind, nicht mit hineinrechnen! — Wenn man die Meinung über die Mittel der Linderung verändert, so verändert man die Bedürfnisse, „den Willen“, das „Begehren“ der Menschheit. Also: Veränderung der Werthschätzung ist Veränderung des Willens. — Sollte es sich ergeben, dass die Menschheit am meisten an der Unerfüllbarkeit ihres

Willens leidet, so ist zu untersuchen, ob der essentielle Schmerz, mit andern Mitteln gelindert, vielleicht gar nicht zu einem unerfüllten Willen es kommen lässt: dass also die Ideale der Menschheit erfüllbar sind, und eine andere Werthschätzung über alles Unerfüllbare aufkommen muss.

355.

Es wäre eine Zeit zu denken, wo die Menschheit, um die Gattung zu erhalten — und das soll ja eine Pflicht sein! —, alle Arten höheren Lebens von sich werfen müsste und sich auf immer niedrigere beschränken, weil jene zu kostspielig und unfruchtbar machend ausfallen: wie ein alter Mann seinen besten Thätigkeiten entsagen muss, um zu leben. Aber wie! ist denn Leben eine Pflicht! Unsinn, ihr Physiologen! Die Menschen sind so erbärmlich geworden, dass auch die Philosophen gar nicht die tiefe Verachtung merken, mit der das Alterthum und das Mittelalter diesen „selbstverständlichen Werth der Werthe, das Leben“ behandeln!

356.

Etwas, das seit langem besteht, nicht zu Grunde gehen lassen, — eine vorsichtige Praxis, weil alles Wachsthum so langsam ist und selbst der Boden so selten günstig zum pflanzen. Die bestehenden Kräfte umbiegen zu andern Wirkungen!

357.

Unsre Aufgabe ist, die Cultur zu reinigen, den neuen Trieben Luft und Licht zu schaffen, und im Glauben, dass nach Überwindung der Gegensätze sehr viel Kraft mehr da ist.

358.

Ein Zeitalter der Barbarei beginnt, die Wissenschaften werden ihm dienen! — Sehen wir zu, wie wir das Höhere, den Extract unseres jetzigen Erkennens, doch erhalten: durch eine Gemeinschaft freier Einzelner, welche sagen:

1. Es giebt keinen Gott.

2. Keinen Lohn und Strafen für Gutes und Böses (sittliche Welt).

3. Gut und böse gilt je nach den Idealen und der Richtung, in der wir leben: der beste Theil davon ist uns vererbt, zudem ist es möglich, dass diese Urtheile selbst in Bezug auf die Förderung des jeweiligen Ideals falsch sein können. Das Ideal ist die Vorwegnahme der Hoffnungen unserer Triebe (der herrschenden Triebe).

Um sich in der Barbarei trotzdem zu erhalten, wird diese Gemeinde rauh und tapfer sein müssen, — asketische Vorbereitung.

359.

(Vgl. Meinungen und Sprüche, Aph. 278; Morgenröthe, Aph. 179.)

Die Menschheit wird sich im neuen Jahrhundert vielleicht schon viel mehr Kraft durch Beherrschung der Natur erworben haben, als sie verbrauchen kann, und dann wird etwas von Luxushaftem unter die Menschen kommen, von dem wir uns jetzt keine Vorstellung machen können. Gesetzt, der Idealismus der Menschen in ihren Zielen bliebe nicht stehen, so könnten dann grossartige Unternehmungen gemacht werden, wie wir sie jetzt noch nicht träumen. Allein die Luftschifffahrt wirft alle unsre Culturbegriffe über den Haufen. Statt Kunstwerke zu schaffen, wird man die Natur in grossem Maasse verschönern in ein paar Jahrhunderten Arbeit, wie zum Beispiel die Alpen aus ihren Ansätzen und Motiven der Schönheit zur Voll-

kommenheit erheben. Dann wird alle frühere Litteratur etwas nach der Enge kleiner Städte riechen. Ein Zeitalter der Architektur kommt, wo man wieder für Ewigkeiten, wie die Römer, baut. Man wird die zurückgebliebenen Völkerschaften Asiens, Africas u. s. w. als Arbeiter verwenden, die Bevölkerungen des Erdbodens werden anfangen, sich zu mischen. Wenn man an die Vergangenheit denkt, wird man an den düstern Trübsinn und die träge Beschaulichkeit derselben denken. Feuer und Überschuss an Kraft: Folge der gesunden Art zu leben. Um eine solche Zukunft vorzubereiten, müssen wir die Trübsinnigen, Griesgrämigen, Nörgler, Pessimisten separiren und zum Aussterben bringen. — Die Politik so geordnet, dass mässige Intellecte ihr genügen, und nicht jedermann jeden Tag drum zu wissen braucht. Ebenso die wirthschaftlichen Verhältnisse ohne die Gier, ob leben und sterben. Zeitalter der Feste.

360.

(Vgl. Morgenröthe, Aph. 202.)

In der Zukunft wird es geben 1) zahllose Anstalten, in welche man sich zeitweilig begiebt, um seine Seele in Cur zu nehmen; hier wird der Zorn bekämpft, dort die Wollust u. s. w. 2) Zahllose Mittel gegen die Langeweile; zu jeder Zeit wird man Vorleser hören können und dergleichen. 3) Feste, in welchen viele einzelne Erfindungen zum Gesammtzweck des Festes vereinigt sind, denn die, welche ein Fest feiern, müssen am Feste mit erfunden haben. 4) Es werden sich Einzelne und ganze Gruppen geloben, niemals gerichtliche Hülfe in Anspruch zu nehmen.

8. Staat, Politik und Völker.

(Vgl. Morgenröthe, Aph. 179–207.)

361.

(Vgl. Morgenröthe, Aph. 188.)

Die Kriege sind einstweilen die grössten Phantasieaufregungen, nachdem alle christlichen Entzückungen und Schrecknisse matt geworden sind. Die sociale Revolution ist vielleicht etwas noch Grösseres, deshalb kommt sie. Aber ihr Erfolg wird geringer sein, als man denkt: die Menschheit kann so sehr viel weniger, als sie will, wie es sich bei der französischen Revolution zeigte. Wenn der grosse Effect und die Trunkenheit des Gewitters vorbei ist, ergiebt sich, dass man, um mehr zu können, mehr Kräfte, mehr Übung haben müsste.

362.

(Vgl. Wanderer, Aph. 187; Morgenröthe, Aph. 174.)

Das moderne Leben will so sehr wie möglich vor allen Gefahren geschützt sein: mit den Gefahren aber geht viel Munterkeit, Übermuth und Anregung verloren, unsere groben Remeduren sind Revolutionen und Kriege.

363.

Der Haupterfolg der Arbeit ist die Verhinderung des Müssiggangs der gemeinen Naturen, auch zum Beispiel der Beamten, Kaufleute, Soldaten u. s. w. Der Haupteinwand gegen den Socialismus ist, dass er den

gemeinen Naturen den Müssiggang schaffen will. Der müssige Gemeine fällt sich und der Welt zur Last.

364.

Aus welchen erbärmlichen Elementen der deutsche Socialismus besteht, in seinen Führern, ist daraus zu ersehn, dass keiner die volle Enthaltung von geistigen Getränken gefordert hat, — und doch ist diese Plage viel verhängnissvoller als irgend ein socialer Druck!

365.

(Vgl. Morgenröthe, Aph. 308; Fröhliche Wissenschaft, Aph. 329.)

Der kaufmännische Geist hat die grosse Aufgabe, den Menschen, die der Erhebung unfähig sind, eine Leidenschaft einzupflanzen, die ihnen weite Ziele und eine vernünftige Verwendung des Tages giebt, zugleich aber auch sie so aufbraucht, dass sie alles Individuelle nivellirt und vor dem Geiste wie vor einer Ausschweifung schützt. Er bildet eine neue Gattung Menschen, welche die Bedeutung haben wie die Sclaven im Alterthum. Dass sie reich werden, giebt ihnen so lange Einfluss, als die Geistmächtigen ihren Vortheil nicht kennen und Politik machen wollen. Dieser Arbeiterstand zwingt auf die Dauer die höheren Naturen, sich auszuscheiden und eine Aristokratie zu bilden. Einstweilen gehören die Künstler und Gelehrten zu diesem Arbeiterstande, sie dienen ihm, weil sie viel Geld wollen. Die Unfähigkeit der Musse und der Leidenschaft ist allen zu eigen (folglich eine grosse Affectation von beiden bei den Künstlern, weil diese durch etwas Ungewöhnliches unterhalten wollen). Das Geldinteresse zwingt ihnen ein politisches Interesse auf, und dies ein religiöses Interesse: sie müssen Theile von sich selber in Abhängigkeit und

Respect erhalten, — deshalb die englische Bigotterie, als die des kaufmännischen Geistes.

366.

Wir sind in das Zeitalter der diplomatischen Kunstfertigkeit eingetreten. Niemand glaubt mehr an ein Versprechen, an eine gründliche Untersuchung von Nothständen, an dauerhafte unveränderte Lage von Machtverhältnissen, man improvisirt und arbeitet mit verstellter Begünstigung bald dieser, bald jener Meinung und Partei. Der Zweck heiligt die unheiligen Mittel nicht mehr, aber man vergisst sehr schnell.

367.

Wir Fliegen von einem Tage wollen nicht allzugefährlich und ängstlich mit unsern Gedanken thun; man kann ja mit ihnen nicht mehr die Seele eines andern in ewige Gefahr bringen, — was das Mittelalter glaubte. Das Princip der Gedanken- und Pressfreiheit ruht auf dem Unglauben an die Unsterblichkeit.

368.

Wenn nicht das alte *jus talionis* noch fortwirkte, so würde man gewiss nicht gerade den Mörder hinrichten, sondern nach dem Satze, dass die Ehre mehr werth ist als das Leben, viel eher den Ehrenräuber, den Verleumder. Ebenso ist schmerzhafte Verstümmelung und Ähnliches ein viel schwereres Leiden als das Sterben, folglich wäre der Grausame eher hinzurichten als der Mörder, insgleichen der gewissenlose Arzt, Hebamme u. s. w. Endlich, insofern der Urheber vieler Tode unheilvoller ist als der Mörder, so müssten alle Fürsten, Minister, Volksredner und Zeitungsschreiber, durch welche ein Krieg erregt und befürwortet worden ist, hingerichtet werden;

ich meine natürlich die ungerechten Kriege, aber man wird mir sagen, dass es keine ungerechten Kriege giebt.

369.

Wenn ein Volk auf bestimmten moralischen Urtheilen stehn bleibt, so wird es dadurch beschränkt, verknöchert, isolirt, und geht endlich daran zu Grunde.

370.

Es ist die Art der Juden, ihre Chancen im Verhältniss zu Personen auszunützen, indem sie dicht an die Grenze derselben treten und es merken lassen, dass sie sich an der Grenze wissen. Dies macht sie zudringlich; wir alle wollen ja unnahbar sein und unbegrenzt erscheinen; die Juden wirken diesem phantastischen Unfassbar-sein-wollen bei Einzelnen und bei Nationen entgegen und werden dafür sehr gehasst.

371.

Der Selbstmord als Maassstab der Cultur: deutsch; der Verbrauch von Seife: englisch.

372.

(Vgl. oben S. 68, Sorrentiner Papiere, Aph. 73.)

In diesem Jahrhundert haben sich die Franzosen einen Geschmack an der Malerei anerzogen (durch Zeichnen), der dem vorigen Jahrhundert fehlte. Die Italiäner haben ihr Ohr für den Gesang verloren, die Deutschen haben politische Leidenschaft gelernt, und die Engländer haben sich an die Spitze der Wissenschaft gestellt.

373.

Dreimal hat Deutschland auf Frankreich eingewirkt: im dritten Jahrhundert brachte es wilde Sitten und bar-

barische Unwissenheit; im Zeitalter Montaigne's brachte es ein zweites nachgeborenes Mittelalter und Religionskriege, und in diesem Jahrhundert brachte es die deutsche Philosophie, die Romantik und das Bier.

374.

(Vgl. Morgenröthe, Aph. 197.)

Die Aneignung der Vergangenheit. — Wie viel Sympathie, Leidenschaft, Selbstvergessen, ja Selbstverachtung ist nöthig, um die Seele der Vergangenheit wieder entstehen zu lassen? Es ist ein Anfang, es ist eine Schwärmerei dabei, viel Trotz und Fanatismus. Voran die Deutschen — worauf weist es! — Zu vergleichen die Reformation Luther's, auch die Historie! Widerwille gegen die Vernunft, die Helligkeit, das Pietätlose, Traditionslose, gegen den Mangel an festem Halt.

Aber die Historie, aus den genannten Motiven betrieben, bringt eine ungewollte Wirkung! Die Vergangenheit bewies nicht, was man suchte!

375.

Goethe's vorsichtige Haltung zur Musik: sehr vortheilhaft, dass die deutsche Neigung zur Unklarheit nicht noch einen künstlerischen Rückhalt bekam.

376.

Die Werke des deutschen Genie's halten sich nicht, wenn sie in's Ausland kommen: sie müssen, wie die italiänischen Weine, an Ort und Stelle getrunken werden.

377.

Von Ausländern kann man hören, dass die Juden noch nicht das Unangenehmste sind, was aus Deutschland zu ihnen komme.

378.

Von einem Gedanken glühen, von ihm verbrannt werden, — das ist französisch. Der Deutsche bewundert sich und stellt sich mit seiner Passion vor den Spiegel und ruft andere hinzu.

379.

Den Deutschen fehlt es an *esprit*, weil sie keinen Überschuss von Geist besitzen: haben sie den ihren angewendet, so sind sie arm und sitzen da. Sie hassen ihn, und doch fühlen sie, dass ohne ihn die Geselligkeit eine langweilige Flegelei ist. — Daher „Gemüth"!

380.

In Frankreich möchte sich der *esprit* gern Genie geben. In Deutschland möchte das Genie sich gern *esprit* geben.

381.

Ein Mann mit Geist erhebt sich in Deutschland zu hoch über seine Mitbürger und wird zum Narren; der Nebel umhüllt seinen Kopf. — Er entartet so leicht, weil nichts neben ihm ihn in Schranken hält, er schiesst aus, nach allen Seiten, und ist von einer hässlichen Fruchtbarkeit.

382.

Wie kommt es, dass die Deutschen keinen Geist haben? Sie empfinden langsam und lassen ihre Empfindungen nicht reif werden, sie kreuzen sie durch Beruf oder alltägliche Dinge: so machen sie sich mittelmässig, sie bleiben immer wie unreife Früchte.

1) Sie verstehen nicht Musse zu haben.

2) Sie nehmen ihre Erlebnisse nicht ernst, als wichtig genug des allgemeinen Nachdenkens.

3) Sie lesen zu viel und sind eifrig servil gegen eine herrschende Partei oder Hof.

4) Sie machen Musik, nicht um eine Passion zu ertragen und sich zu erleichtern, sondern um sich aufzuregen!! Deshalb brauchen sie die leidenschaftlichste Musik.

383.

(Zu Aphorismus 207 der „Morgenröthe" gehörig.)

Man muss auch die deutschen langweiligen Frauen mit in den Kauf nehmen: welche zugleich trägen, mit sich zufriednen Geistes, als auch lebhaft, empfindlich und nachträgerisch sind. Aber auch ihnen sagt man nach, dass sie in ausserordentlichen Lagen stark wie Löwinnen sind und fein genug, um durch ein Nadelöhr zu kriechen.

384.

Suche doch ja der Ausländer die Naivetät oder gar die Ursprünglichkeit nicht mehr bei den Deutschen! In Frankreich ist die Naivetät durch den Hof erstickt worden, in Deutschland durch die Genies! — Man hat gar zu lange mit ihr Theater gespielt und Krieg geführt. Das vermochte der verfluchte neidische Dünkel in allen jenen Genies, welche den Franzosen ihren Geist und ihre anmuthige Beweglichkeit und den Griechen ihre Ursprünglichkeit nicht verzeihen konnten und die „deutsche Naivetät" dagegen in's Feld führten. Aber es giebt nicht nur Gespenster, welche verschwinden, wenn man von ihnen spricht, sondern auch wirkliche Eigenschaften bei Völkern und Einzelnen.

385.

(Vgl. Morgenröthe, Aph. 201; Fröhliche Wissenschaft, Aph. 375; Jenseits, Aph. 224.)

Die Deutschen haben Misstrauen, dass man ihnen Leidenschaften zutraue, — deshalb machen sie sofort

Grimassen und Excesse, nicht aus der Stärke des Affects, sondern um sich Glauben zu verschaffen. Derart sind selbst die Leidenschaften bei Richard Wagner: so dass man im Leben jeden für toll halten müsste, der dergestalt seinen Empfindungen nachläuft (ein Ekel genügt, um jemand zu tödten). Es fehlt ganz der Genuss, den man erst den moralischen nannte: dass einer sein Pferd zu reiten versteht, dass es schön, kühn, leidenschaftlich sei wie sein Reiter, letzterer aber die Schönheit, Kühnheit, Leidenschaft durch seine Vernunft hindurch leuchten lasse, welche alles mässigt und zum Ansehen erträglich macht. Bei dem wahnsinnigen Jagen jener Rosse hat man Schwindel und Erschöpfung.

386.

Gehorchen, mehr thun als seine Pflicht ist, Lob ablehnen, stolz sein auf Integrität: deutsch. Jetzt haben wir die wüthend gewordene Eitelkeit, und leider sind einige unserer hervorragenden Denker und Künstler vorangegangen: jeder will mehr bedeuten als sein und macht für sich „Reclame“.

387.

Wie deutsche Maler jetzt malen, deutsche Musiker componiren, deutsche Dichter dichten: immer hört man die Anmaassung, die Schauspielerei der Grösse heraus.

9. Künstler und Schriftsteller.

(Vgl. oben S. 89 ff. der neue Umblick; Nachträge zu Richard Wagner in Bayreuth, Bd. X, S. 395 ff.; Morgenröthe, 4. Buch; der Fall Wagner.)

388.

Wesen der Kunst: eine schädliche Function wird ausgeübt, ohne dass sie Schaden bringt. Angenehmste Paradoxie.

389.

(Vgl. oben S. 318, Aph. 326.)

Die Kunst hat auch die Phantasie-Befriedigung: und es ist diese unschuldiger und harmloser als sonst, weil die Schönheit den Maassstab des Maasses mitbringt: sodann weil die Musen sagen: „wir lügen".

390.

(Vgl. oben S. 53, Sorrentiner Papiere, Aph. 33.)

Die Lüge und die Verstellung, welche innerhalb der Gemeinde gross gezüchtet werden, zur Herstellung der Gleichheit, ergeben zuletzt einen freien Überschuss, der sich in der Erzeugung von Dichtern und Schauspielern entladet. Man denke, welche Lust eine Gemeinde an der Aufschneiderei, Schimpferei, Taschenspielerei und ähnlichen Urkünsten hat.

391.

(Vgl. Menschliches I, Aph. 146, 164.)

Der Dichter scheint fortwährend Zugänge zu einer neuen oder besseren Erkenntniss von Natur und mensch-

lichen Dingen zu eröffnen: bevor man noch recht begriffen hat, dass, was hier so aufregend winkt, ein Irrlicht ist, gaukelt schon wieder ein anderes vor den Sinnen. Die Vergleichungen, die Metaphern des Dichters sind von ihm durchaus nicht als solche gegeben, sondern als neue, bisher unerhörte Identitäten, vermöge deren ein Reich der Erkenntniss sich zu eröffnen scheint. Je weniger noch darüber feststeht, was in der Natur wirklich wahr und erwiesen ist, um so stärker ist die Wirkung des Dichters, um so grösser seine Schauspielerkunst, zeitweilig den Ergründer der Natur zu repräsentiren. Die Frage, wie weit etwas, das ein Dichter sagt, wahr ist, ist eine Pedanterie. Aller Werth liegt gerade darin, dass es nur einen Augenblick wahr scheint, und dies gilt von seiner gesammten Weltbetrachtung, seiner moralischen Ordnung, seinen moralischen Sentenzen ebenso sehr wie von seinen Gleichnissen, seinen Charakteren, seinen Geschichten. Eine ernsthafte, der Wissenschaft zugehörige Meinung damit bekräftigen wollen, dass irgend ein Tragiker etwas Ähnliches gesagt hat, ist eine Albernheit: Dichter haben in Dingen der Erkenntniss immer Unrecht, weil sie als Künstler täuschen wollen und als Künstler gar nicht das Bestreben nach höchster Wahrhaftigkeit verstehen; sagen sie zufällig etwas Wahres, so ist ihre Autorität nicht geeignet, Glauben sondern Misstrauen zu erwecken. Es ist ein solcher Genuss, dass der erkennen wollende Trieb auch einmal mit sich spielt und von einem Zweige zum andern hüpft, mit reizenden Tönen und bunten Federchen geschmückt, — und wir sollten Narren sein und da ein Orakel erwarten, wo ein Vogel singt und tirilirt?

392.

Ich will der fanatischen Selbstüberhebung der Kunst Einhalt thun, sie soll sich nicht als Heilmittel geberden, sie ist ein Labsal für Augenblicke, von geringem Lebenswerthe: sehr gefährlich, wenn sie mehr sein will.

393.

Das Genie das Erzeugniss glücklicher Zufälle: seine Bedingungen weiss man nicht voraus. Die Begünstigung im Sinne der bisherigen Moralität macht durchaus kein Genie und keine Fruchtbarkeit; von der Erziehung und Verwendung der bösen Triebe und Zufälle weiss die Moral nichts, desto mehr die Praxis. Es ist unmöglich, Genies absichtlich zu fördern, — dann müsste man sie durch und durch kennen. Frauen, in ihrer Absicht der Förderung, richten sie gewöhnlich zu Grunde.

394.

Redlichkeit in der Kunst hat nichts zu thun mit Realismus. Wesentlich Redlichkeit der Künstler gegen ihre Kräfte: sie wollen sich selber nicht belügen noch berauschen, — keinen Effect auf sich machen, sondern das Erlebniss (den wirklichen Effect) nachahmen.

395.

(Vgl. Morgenröthe, Aph. 548.)

Ach der menschliche Intellect! Ach „Genie“! Es ist nicht so gar viel, einen „Faust“, eine Schopenhauerische Philosophie, eine Eroica gemacht zu haben!

396.

Erwägt man, wer zu jeder Zeit den grossen Ruhm macht: so wird es wahrscheinlich, dass die ausgezeich-

netsten Geister im zweiten oder dritten Range stehen werden: und die besten Meister bleiben unbekannt.

397.

Unsre erste Freude bei einem Dichter ist, einem Gedanken, einer Empfindung zu begegnen, die wir auch haben, zum Beispiel Horaz, wenn er von seinem Landgut redet. Dann, dass er unsre Gedanken so hübsch sagt! — er ehrt uns damit.

398.

Stark sinnliche Menschen gewinnen ihre intellectuelle Kraft erst bei der Ebbe ihrer Nerven: das giebt ihrer Production den schwermüthigen Charakter.

399.

(Vgl. Vermischte Meinungen und Sprüche, Aph. 144; Morgenröthe, Aph. 50.)

Unser Leben soll ein Steigen sein von Hochebene zu Hochebene, aber kein Fliegen und Fallen, — letzteres ist aber das Ideal der Phantasiemenschen: höhere Augenblicke und Zeiten der Erniedrigung. Diese schlimme Verwöhnung degradirt den allergrössten Theil des eignen Lebens, zugleich lernen wir die andern Menschen, weil wir sie nicht in der Ekstase sehen, geringschätzen: es ist ungesund, denn wir müssen die moralisch-ästhetischen Ausschweifungen bezahlen. Bei tiefem, eingewurzeltem Übelbefinden und innerem Missmuthe muss die Dosis Erhebung immer stärker werden, wir werden zuletzt gleichgültig gegen den Werth und nehmen mit der stärksten Erregung fürlieb. Verfall. — Dieser Process ist in der Geschichte jeder Kunst sichtbar: das classische Zeitalter ist das, wo Ebbe und Fluth einen sehr zarten Unterschied machen, und ein wohliges Gefühl von Kraft die Norm

ist: es fehlt immer das, was die tiefsten Erschütterungen hervorbringt: denn Erregung gehört in die Periode des Verfalls.

400.

Classicismus. — Der Genuss, so viele andre sich unterworfen zu sehen und den innerlichen Kampf sich dazu zu denken, macht die Unterwerfung leicht, man nimmt es scheinbar frivol, um den Genuss zu haben, die Ernstesten und Hochmüthigsten zu Kreuze kriechen zu sehen! Nämlich auf ihre Individualität Verzicht leisten!

401.

Der Classicismus und die Forderung der Gleichheit, die Lust der Unterwerfung unter eine absolute Norm. Zur Zeit des Augustus: Rückkehr zu den griechischen alten Mustern. (Moralischer Classicismus: Rückkehr zu Sokrates und Stoa.) Christus als absolute Norm. Der Hof. Alles auf die Ewigkeit gebaut. Vergil — Homer. Alle gleich unter einem Herrn. Letzter Grund: die Individuen haben sich ausgetobt, und der Hochmuth wendet sich gegen sich innerlich (Pascal, auch Goethe).

402.

Manche mögen sagen und schreiben, was sie wollen, — es ist immer etwas darin von guter Musik; und bei andern etwas von schlechter. Bei den meisten fehlt alle Musik.

403.

Die feineren Erzähler vermeiden, die Erlebnisse ihrer Helden selber in's Ungeheuerliche, Criminalistische, Grobe zu steigern, vielmehr erniedrigen und glätten sie die Ereignisse und zeigen, was feinere Naturen schon an diesem wenigen zu leiden haben: oder dass hier erst ihre Er-

lebnisse anfangen: für grobe Naturen giebt es da keine Probleme. — Dass man seinem Helden gegenüber festhält, er sei nicht *non plus ultra,* sondern ein tüchtiger Mensch, zeichnet jeden guten Dichter aus. — Die Halbgötter-Geschichten bedürfen wenig Talent, grobe Farben, — sie werden der Masse erzählt. Es sind ideale Räuber- und Gespenster-Geschichten. — Wer sich in seine Helden und deren Erlebnisse verliebt, ist nicht ersten Ranges, — denn er muss arm sein. — Mit prächtigen und entzückenden Stoffen und Helden geben sich die Armen ab, welche nicht ohne weiteres glauben, dass andre sie für reich halten.

404.

(Vgl. Morgenröthe, Aph. 265.)

Die Novelle wirkt stärker als das aufgeführte Schauspiel, weil sie sich der Historie gleichstellt; während das Schauspiel die Illusion fortwährend zerstört; gesetzt ein Schauspieler bringt sie hervor, dann zerstört sie ein anderer, und jedenfalls das Theater und die Menschen um uns. Wie matt, wie wenig überzeugend ist Mozart's Don Juan gegen Mérimée's Don Juan! Dann sind wir beim Erzählenhören viel thätiger als beim Anschauen, letzteres erzeugt den Hang zum Kritisiren viel öfter. Die Musik wirkt, als fortwährende Begleitung, unter allen Umständen abziehend und störend, auch die beste Musik langweilt zu oft.

405.

Zu den Trostmitteln der leidenschaftlichen und ungebändigten Charaktere gehört die Tragödie; sie räth an, Ruhe und innere Freiheit nur jenseits der Welt zu erwarten, — damit beseitigt sie vorübergehend die moralische Unzufriedenheit solcher Naturen mit sich, denn sie

scheint zu sagen: das Unmögliche nicht zu vermögen sollte keinen Kummer machen.

406.

Hat einer einen jener grossen Aufschwünge in's höhere Reich des Geistes gemacht und ihn darstellen können, da macht die Menschheit den Versuch, ihn in sich aufzusaugen: das heisst, viele versuchen in der gleichen Richtung zu fliegen und erst spät beruhigt sich die Begierde. Es sind die Moden im grossen Stile, namentlich für die Ehrgeizigsten. Es war die Art, wie man ehemals reiste und Abenteuer suchte.

407.

Die italiänischen Maler haben die „heilige Geschichte" so schön zurückübersetzt, alle rührenden Scenen der Familie entdeckt, alle jene Augenblicke, wo ein bedeutender Mensch einen Augenblick für mehrere unvergesslich macht: bei jedem ihrer Bilder kann man Thränen vergiessen. Nur wo die heilige Misere beginnt, da empfindet man nicht mehr mit, — das Wissen um die Folgen derselben hält das Gegengewicht.

408.

Shakespeare und Äschylus, die vielartigen Dramatiker, beugen sich vor den einartigen höheren Menschen, den Dichtern ihrer Zeit. Goethe beugt sich vor Shakespeare, — nicht vor dem Theaterdichter, sondern, als Anhänger Rousseau's, vor der Natur-Unordentlichkeit in ihm. Es ist ein Zeitgeschmack.

409.

Bei Milton und Luther, wo die Musik zum Leben gehört, ist die mangelhafte fanatische Entwicklung des

Verstandes und die Unbändigkeit des Hasses und Schimpfens vielleicht mit durch die Undisciplin der Musik herbeigeführt.

410.

Wirkliche Grösse des Charakters bei einem Musiker hat nur Sebastian Bach.

411.

Das Weibliche erscheint bei Bach religiös befangen und fast als verschleierte schamhafte Klage, wie die einer Nonne (Bach's Präludien).

412.

(Vgl. Wanderer, Aph. 160.)

Südliche Musik. — Haydn empfand bei der italiänischen Oper wohl das, was Chopin bei einer italiänischen Barcarole? Beide machten Musik der Sehnsucht mit Verwendung der wirklichen italiänischen Musik.

413.

Die zweite ungarische Rhapsodie: eine so gute und zugleich so ausgelassene Musik, als ob Gott des Teufels geworden sei.

414.

Der Racoczi-Marsch der schönste der Welt.

415.

Die Musik hat keinen Klang für die Entzückungen des Geistes: will sie den Zustand von Faust und Hamlet und Manfred wiedergeben, so lässt sie den Geist weg und malt Gemüthszustände, die höchst unangenehm sind ohne Geist und gar nicht zum Ansehen taugen; sie vergröbert und malt die Missvergnügtheit und den Jammer, vielleicht mit musikalischem Geiste; aber wie schrecklich ist diese Kunst, wenn sie ohne Auswahl das Häss-

liche malt: welche Martern sind den Tönen zu eigen, den aufdringlichen Tönen! — Liegt es daran, dass unter den Musikern ein feiner und wohlgestalteter Geist überhaupt selten ist? Dass sie das Fühlen in sich nie isoliren und seine Strahlenbrechung und Farbigkeit im Blitz des Gedankens nicht kennen? Sie müssen alle Zustände vergröbern, gleichsam in's Unmenschliche zurückübersetzen: wie als ob die Gedanken und die Worte noch nicht erfunden seien. Dies ist übrigens ein grosser Reiz: es ist Urnatur in der Musik: sie gehört in die Zeit, wo man die wilde Natur der Landschaft verehrt und die Hochgebirge entdeckt hat. Einer Gesellschaft, welche den geistigen Genüssen nicht gewachsen ist, welche selbst zu gedankenarm für Gemälde ist, und überhaupt ihre Kopf-Kraft schon verthan hat, wenn sie sich anschickt, sich zu ergötzen, bleibt der Appell an die Gefühle und Sinne, und in diesen bietet die Musik die anständigste Ergötzung. Schon gemeiner ist der Theatergenuss, mit dem Conterfei menschlicher Vorgänge und dem groben Reize der directen Nachahmung aufregender Scenen. Ein Schritt weiter: und wir haben, zur Erholung, die Erregung der Triebe durch Getränke u. s. w. — Der Dichter steht höher als der Musiker, er macht höhere Ansprüche, nämlich an den ganzen Menschen; und der Denker macht noch höhere Ansprüche: er will die ganze gesammelte frische Kraft und fordert nicht zum Geniessen sondern zum Ringkampf und zur tiefsten Entsagung aller persönlichen Triebe auf.

416.

(Vgl. oben S. 109, 112, der neue Umblick, Aph. 66, 77; Fall Wagner, Abschn. 8.)

Das Nachdenken und die Erfindsamkeit in Bezug auf die elementaren Reize (in Musik und Farben u. s. w.)

gehört zum philosophischen Charakter unserer Zeit: ebenso wie die Naturtreue der Maler. Man geht, soweit man kann, und ist radical.

417.

Die feinsten Farben in Litteratur und Musik sind nur beruhigten Menschen sichtbar und voller Lust, — was wollen sie in unsrer Zeit!

418.

Wer ausschliesslich einer einzigen Gattung Musik Gehör schenkt, weiss endlich nicht mehr, wie abscheulich sie klingt: mehr noch, er weiss die feinen und guten Sachen nicht mehr von den schwachen und übertriebenen zu unterscheiden und geniesst im einzelnen weniger, als man glaubt, im ganzen freilich hat er das Gefühl der Macht, — seine Musik sei die beste Musik und sei durchweg gute Musik: obschon von beidem das Gegentheil wahr ist. Wer nur sich liebt, kann aus dem schlechtesten Geschmack eine Seligkeit empfinden und daraus ein Gesetz, eine Tyrannei machen: *le mauvais goût mène au crime.*

419.

In Deutschland hat man fast das Bedürfniss und daher auch den Sinn der unschuldigen Musik verloren; man denkt der Zeiten, wo auch die guten Frauen sich nicht genügend für die Nacht vorbereitet zu haben glaubten, wenn nicht der Schlaftrunk, ein schwerer heisser überreizter Wein, vor ihnen stand.

420.

Blutschande, Ehebruch, Nothzucht, erotische Besessenheit, nach denen nicht nur die französischen Dramatiker des romantischen Geschmacks, sondern auch die

deutschen Operncomponisten griffen, — Zeichen wovon? Diese Neigung zu mythischen Greueln, woran auch die Griechen litten, ist jedenfalls ein schlechter Geschmack: schlimm genug, wenn die Philosophie dessen bedarf, um ihre Sätze glaubhaft zu machen.

421.

(Vgl. oben S. 118, der neue Umblick, Aph. 101.)

Es giebt Musik, welche so sehr den Eindruck sichtbarer Dinge nachahmt, dass man sie allen denen empfehlen kann, welche Ohren haben, um zu sehen.

422.

(Vgl. Nachträge zur Geburt der Tragödie, Bd. IX S. 140 ff.; oben S. 119, der neue Umblick, Aph. 108.)

Die dramatische Musik ist ein Mittel zur Erregung oder Steigerung von Affecten: sie will nicht Freude an der Musik selber geben, wie die Musik für Kenner und Liebhaber (Kammermusik). Weil sie von etwas überzeugen will, was ausser ihr liegt, gehört sie in die Rhetorik.

423.

(Vgl. oben S. 115, der neue Umblick, Aph. 92; Fröhliche Wissenschaft, Aph. 80.)

Der Dichter lässt den erkennenwollenden Trieb spielen, der Musiker lässt ihn ausruhen, — sollte wirklich beides neben einander möglich sein? Sind wir ganz der Musik hingegeben, so giebt es keine Worte in unserm Kopfe, — eine grosse Erleichterung; sobald wir wieder Worte hören und Schlüsse machen, das heisst, sobald wir den Text verstehen, ist unsere Empfindung für die Musik oberflächlich geworden: wir verbinden sie jetzt mit Begriffen, wir vergleichen sie mit Gefühlen und üben uns im symbolischen Verstehen, — sehr unter-

haltend! Aber mit dem tiefen seltsamen Zauber, der unsern Gedanken eine Ruhe gab, mit jener farbigen Dämmerung, welche den geistigen Tag einmal auslöschte, ist es vorbei. — Sobald man freilich die Worte nicht mehr versteht, ist alles wieder in Ordnung: und dies ist glücklicherweise die Regel; immerhin sind billigerweise schlechte Texte den besseren vorzuziehen, weil sie kein Interesse auf sich lenken und überhört sein wollen. — Die Oper will die Augen zugleich beschäftigen, und weil bei der grossen Menge die Augen grösser sind als die Ohren, was viel sagen will, so richtet sich die Musik der Oper nach den Augen und begnügt sich, charakteristische Fanfaren zu blasen, sobald etwas Neues zu sehen ist, — Anfang der Barbarei.

424.

(Vgl. Nachträge zu „Richard Wagner in Bayreuth", Bd. X S. 398 u. 407; Fall Wagner, Abschn. 8.)

Der dramatische Musiker muss nicht nur als Dichter, sondern auch als Musiker Schauspieler und ganz und gar Schauspieler sein. Dies trennt ihn unerbittlich ab vom eigentlichen Dichter und eigentlichen Musiker; er ist im Vergleich zu jedem von ihnen geringerer Gattung. Aber als Schauspieler kann er sich zur Genialität und zum gleichen Range mit ihnen erheben.

425.

(Vgl. Fall Wagner, Abschn. 6.)

Die Deutschen haben den betrunkenen Scharfsinn der Hegelianer erlebt, welche Goethe zu erklären meinten, indem sie ihn in Schemata zerschlugen, und die widerliche Beschränktheit der Anhänger Wagner's, welche aus jeder Schwäche ihres Meisters ein Dogma und eine Aufforderung machten, dass hier jeder schwach sein solle.

426.

Man verlangt von der Musik, sie solle märchenhaft, seltsam, unverständlich sein: wovon frühere Zeiten keine Vorstellung hatten. Ja, festlich lustig gesellig innig feierlich!

Jede Zeit hat ihren Erzähler von tausend und einer Nacht: unserer ist jetzt Wagner. Es sind Dinge, die man nicht glaubt, nicht für möglich hält, — aber sehr gern einmal im Theater sieht, als wären sie wahr.

427.

Schwärmerische mädchenhafte Empfindungen von sogenannter Seligkeit, Träume von bekehrten und geretteten Wüstlingen, Treue bis zum Sprung in's Wasser, und der Geliebte selber etwas Furchtbares, Unheimliches, ein Mann unbekannter Unthaten, aber der Übelthäter ohne Schuld, der zugleich ein verkappter Gott und Prinz ist, alles in sehr reizvoller Natur: — das sind jetzt die Erholungen des eisernen Deutschlands. — Böse Harmonien, wüthende Rhythmen und unsägliches chromatisches Jammern, der Wechsel aller Tonarten als Sinnbild der Unbeständigkeit aller Dinge unter dem Monde, — so wird die Wirklichkeit beschrieben.

428.

Die Musik hat noch keinen zürnenden Gott dargestellt: Wagner's Wotan leidet an der Schwäche des deutschen Charakters, er will zu vielerlei und nichts völlig bestimmt. Sein Zorn ist gar nicht zu nennen neben dem des Michel Angelo'schen Gottes; — dafür hatte dieser auch nur diesen einen Gedanken im Kopfe.

429.

(Vgl. Morgenröthe, Aph. 167.)

Wir sind so dankbar für das Gute und so wenig verwöhnt, wir rechnen einen Musiker, der lauter schlechte Musik und hundert einzelne Tacte ersten und schönsten Ranges gemacht hat, unter die grossen Musiker.

430.

(Vgl. Morgenröthe, Aph. 226.)

Richard Wagner trägt für mich zu viel falsche Diamanten.

431.

(Vgl. oben S. 104, der neue Umblick, Aph. 40.)

Er hat nöthig Feindseligkeiten zu säen, damit er berühmt bleibe und es noch mehr werde. Glaubt aber nicht, er weiss ganz genau, was er betreibt. Er braucht den Fanatismus der Freunde und Feinde, um sich zu belügen.

432.

(Vgl. der neue Umblick, Aph. 46, 49.)

Da ist ein grosser Künstler: aber er will grösser erscheinen, als er ist. Und so sagt man bei jedem fünften Augenblick seiner Kunst: er ist anmaassend, er maasst sich etwas an, das Höhern zukommt, als er ist, er ist an ihnen ein Räuber, in Bezug auf sich selber ist er nicht ehrlich, — ihm fehlt nicht die Grösse, aber die Naivetät, darum wird ihm so selten wohl; die Spannung ist zu gross.

433.

(Vgl. Morgenröthe, Aph. 255, 545.)

Über die Genies müssen wir umlernen. Ich wüsste nicht, warum fruchtbare Menschen sich nicht still und anspruchslos benehmen sollten (Moltke), oder vielmehr — es ist gegen alle Fruchtbarkeit, seine Person so in das

Getümmel der Meinungen zu werfen und selber voller Begehrungen zu sein, die uns unruhig, ungeduldig machen und die Weihe der Schwangerschaft nehmen. Ich höre noch immer jedem Tacte an, was für Gebrechen der Musiker hat: sein Mehr-bedeuten-wollen, sein Abweichen von der Regel, sein Unterstreichen dessen, was er besser macht als andre, alle Kleinlichkeiten sind fortwährend mit productiv, wenn erst der Genie-Unsinn in ihm wüthet. Dagegen Menschen wie Moltke.

434.

(Vgl. der neue Umblick, Aph. 68, 77, 78.)

Wo sind die grossen Seelen hin? Was man jetzt so nennt, — da sehe ich nicht mehr als Menschen, die mit einem ungeheuren Aufwand von Kraft vor sich selber Komödie spielen, vor sich selber Effect machen wollen und mit einer kaum erdenklichen Gier nach dem Publicum hinhorchen, weil dessen Applaus und Vergötterung ihnen selber den Glauben an sich geben soll. Ihre Wirkung auf andere ist für diese durch allzugrosse Anstrengung Erschöpften eine Kraftbrühe. Es ist eine Krankheitsgeschichte.

435.

(Vgl. Menschliches, Allzumenschliches I, Aph. 164.)

Das Genie wird verkannt und verkennt sich selber, und dies ist sein Glück! Wehe, wenn es sich selber erkennt! Wenn es in die Selbstbewunderung, den lächerlichsten und gefährlichsten aller Zustände verfällt! Es ist ja am reichsten und fruchtbarsten Menschen nichts mehr, wenn er sich bewundert, er ist damit tiefer hinabgestiegen, geringer geworden, als er war — damals, wo er sich noch an sich selber freuen konnte, wo er noch an sich selber litt! Da hatte er noch die Stellung zu

sich wie zu einem Gleichen! Da gab es noch Tadel und Mahnung und Scham! Schaut er aber zu sich hinauf, so ist er sein Diener und Anbeter geworden und darf nichts mehr thun als gehorchen, das heisst: sich selber nachmachen. Zuletzt schlägt er sich mit seinen eignen Kränzen todt; oder er bleibt vor sich selber als Statue übrig, das heisst als Stein und Versteinerung!

436.

Die Genies, die ihren Anhängern ein Stück Gehirn ausschneiden, gleich Hühnern, so dass diese dann halbtrunken und schwankend die Reflexbewegungen der Anbetung ausführen.

437.

(Vgl. Jenseits, Aph. 97.)

Bei unsern grössten Männern muss man immer noch sagen: möchten sie etwas mehr Genie haben und etwas weniger Schauspieler sein!

438.

(Vgl. oben, der neue Umblick, S. 106, Aph. 50, S. 116, Aph. 95.)

Der gemischte unreine Charakter der Künstler: ehrgeizig und rücksichtslos, in wüthender Rivalität gegen alles, was Ansehen hat, ja selber gegen alles, was tüchtig und achtungswerth ist, und in den Mitteln ohne Bedenken, verleumderisch, tückisch, — ganz Napoleon, aber man fühlt sich bei ihm in ehrlicher Luft, weil er weiss, was er will und sich nichts über sich vormacht. Die Speculation auf die Massen, auf die Enthusiasten jeder Art, diese Furcht vor dem Geiste und der moralistischen Wissenschaft, — alles was die Instincte der besten Anhänger, der Fanatiker verletzen würde, wird herausgewittert und verunglimpft, als Gegenstand des Hasses

selbst im Motiv der Kunst noch gebrandmarkt, und umgekehrt: der Fanatismus, die todwüthende Liebe durch die Kunst gepredigt. Im eignen Leben völlig bequem, bekennt man sich zu den extremsten fanatischen Tugenden (wie Keuschheit, Heiligkeit, unbedingte Treue): — so wird alles eine Schule des Fanatismus, Kunst, Ansichten, Anhänger.

439.

(Vgl. Menschliches I, Aph. 617; oben S. 55, Sorrentiner Papiere, Aph. 36.)

Was ein Künstler an Meinungen Sympathien Antipathien Gewohnheiten Excessen alles nöthig hat, um die Luft sich zu schaffen, in der er seine Productivität wachsen fühlt, das geht uns alles nichts an: so wenig uns der Boden kümmert, wenn wir Brod essen. Verlangt er freilich, dass wir alles jenes mit ihm theilen, um ganz den Genuss seiner Kunst zu haben, so ist zu antworten, dass der Genuss des grössten Kunstwerkes ein einziges verschrobenes Urtheil, eine Verrückung unserer Stellung nicht aufwiegt. Das Kunstwerk gehört nicht zur Nothdurft, die reine Luft in Kopf und Charakter gehört zur Nothdurft des Lebens. Wir sollen uns von einer Kunst losmachen, die ihre Früchte zu theuer verkauft. Hält es ein Künstler nicht in der hellen guten Luft aus, muss er, um seine Phantasie zu schwängern, in die Nebelhöhlen und Vorhöllen hinein, gut: wir folgen nicht. Ebenso wenn er Hass und Neid braucht, um seinem künstlerischen Charakter strenge Treue zu wahren. Ein Künstler ist nicht Führer des Lebens, wie ich früher sagte.

440.

(Vgl. Meinungen u. Sprüche, Aph. 186; Morgenröthe, Aph. 41, 548.)

Man soll das unbeschreibliche Unbehagen, welches so oft productive Menschen um sich verbreiten, als Gegen-

rechnung aufstellen, wenn man die Freude und Erhebung überschlägt, welche die Menschen ihren Werken danken. Ihre Unfähigkeit, sich zu beherrschen, ihr Neid, die Böswilligkeit und Unsicherheit ihres Charakters machen aus ihnen leicht ebenso Übelthäter der Menschheit, als sie sonst deren Wohlthäter sein mögen. Namentlich ist das Verhalten der Genies zu einander eines der dunkelsten Blätter der Geschichte. Die Genieverehrung ist oft eine unbewusste Teufelanbetung gewesen. Man sollte überrechnen, wie viele Menschen in der Umgebung eines Genies sich ihren Charakter und ihren Geschmack verdorben haben. Grosse Menschen ohne Werke thun vielleicht mehr noth, als grosse Werke, um die man einen solchen Preis von Menschenseelen zahlen muss. Aber einstweilen versteht man kaum, was ein grosser Mensch ohne grosse Werke ist.

441.

Kein deutscher Künstler hat bisher genug Geist gehabt, um seine Praxis zu erklären: die klügsten haben nur verstanden, sie zu beschönigen, wie als ob sie ein schlechtes Gewissen hätten: thatsächlich haben sie ihre Wirkung verdorben, insofern sie ihre Beschränktheit in die Wagschale warfen, ihre Werke sanken dadurch etwas und übten Einfluss auf die geringeren Nachahmer. Begreift man nämlich die Tendenz einer Kunst als eine persönliche Verherrlichung oder Apologie und Versteckspielen, so greifen viele nach ihr, die es nöthig haben, ihre Natur zu verherrlichen oder zu verstecken.

442.

„Nehmt meine Kunst an: denn dann habt ihr Deutschen eine Kunst, die sich neben der der andern Nationen sehn lassen kann, „die deutsche Kunst“, — zunächst zwar nur

„eine deutsche Kunst“, aber nun soll bewiesen werden, wie gerade diese Kunst dem Wesen des Deutschen entspricht, aus ihm gewachsen ist, Stoffe, Gedanken, Musik u. s. w.“ — Das ist Wagner's Art, für seinen Ruhm zu sorgen: er will, eine Nation solle für ihn eintreten und ihn in sich und ihren Ruhm aufnehmen. Dies Spiel ist noch nie so offen gespielt worden, — Grund, warum es bis jetzt nicht gelungen ist. Später, wenn Wagner todt ist und seine Schriften vergessen sind, ist so etwas möglich. Inzwischen bemächtigen sich die Musiker aller Völker seiner Musik, und in Kürze wird es nicht mehr wie deutsche sondern wie „Musik“ klingen. — Es ist die Musik der grossen Oper.

443.

(Vgl. oben S. 108, 124, der neue Umblick, Aph. 60, 131.)

Wagner bewirbt sich darum, der deutsche Künstler zu heissen, aber ach, weder die grosse Oper noch sein Charakter sind specifisch deutsch: weshalb er bis jetzt dem Volke nicht lieb wurde, sondern einer Classe von Vornehmen und Überbildeten, — dem Kreise, dem im vorigen Jahrhundert etwa Rousseau zusagte.

444.

Hier sind Menschen, welche alle Welt mit Musik trunken machen möchten und vermeinen, dann käme die Cultur; bisher aber kam auf die Trunkenheit immerdar etwas anderes als die Cultur.

445.

Die Menschen jeder Zeit, welche Kunstbedürfnisse haben, vor allem aber eine tiefe, schwere Gemüthsart, fallen dem Künstler zu, welcher tief und ernst ist, und sanctioniren ihn, indem sie ihm ihre Tugenden unter-

schieben: er kommt dem gern entgegen. Aber bewiesen für den Künstler ist damit nichts.

446.

Die ärmliche Handvoll Wissen, womit die heutige Erziehung den Gebildeten abfindet, scheint diesen engen und pfäffischen Köpfen schon zu viel, sie bekommen Angst, es möchte der Kunst ein Abbruch geschehen, und dieselbe sich nicht mehr so dauerhaft geberden dürfen, wie es jetzt meist geschieht. — Die Nothstände, welche bei jenen seltenen Menschen entstehen, in denen die Wissenschaft ein gewaltiges Feuer ist, dürften solche Köpfe wahrlich nicht im Munde führen.

447.

(Vgl. Nachträge zu Richard Wagner in Bayreuth, Bd. X, S. 399.)

Da jedes Ding bei längerem Bestehen etwas Würde haben will, so sehen wir auch die Wagnerische Kunst nach allem greifen, was im Stande ist, Würde zu verleihen: Christenthum, Fürsten- und Adelsgunst u. s. w.; gar zu gern möchte sie einen Heiligenschein, aber wo sind die Mächte, welche solche zu vergeben hätten!

448.

Je weniger sie etwas durchdacht und sich selber zur Klarheit gebracht haben, um so unverschämter streichen sie die Farben des Gefühls auf, im Vertrauen, dass der Deutsche zuletzt immer an einen Gott glaubt, weil er jemand unverständlich und erhaben sich geberden sieht.

449.

(Vgl. oben S. 271, Aph. 220.)

Schopenhauer's Lehre enthält als Kern im Innern den Satz: wir werden durch unsere Begierden gelenkt:

nicht durch unsere nützlichen und vernünftigen Interessen, geschweige durch unsere Tugend und Weisheit. Die Welt ist Begierde.

450.

Gegen Schopenhauer: er hat die Miene eines Menschen, der zufrieden mit sich ist, so gut zu reden wie die Personen Racine's und Schiller's (nach Stendhal). Gut, er ist voller Leidenschaft, aber zunächst ist er zufrieden damit, gut zu sprechen.

451.

Ich finde Schopenhauer etwas oberflächlich in seelischen Dingen, er hat sich wenig gefreut und wenig gelitten: ein Denker sollte sich hüten, hart zu werden, woher soll er dann sein Material bekommen? Seine Leidenschaft für die Erkenntniss war nicht gross genug, um ihrethalben leiden zu wollen: er verschanzte sich. Auch sein Stolz war grösser als der Durst nach Erkenntniss, er fürchtete für seinen Ruf, im Widerrufen.

452.

Schopenhauer hatte sich seinen Ruhm zu früh festgestellt und war nicht stolz genug, sich gegen seine ausgesprochenen Grundsätze weiter zu entwickeln. Er fürchtete für seinen Ruhm und zog die verhältnissmässige Unfruchtbarkeit der Beschämung vor, sich widersprechen zu müssen.

453.

(Vgl. Morgenröthe, Aph. 481.)

Stark empfinden, eine starke Empfindung lange anhalten lassen können und auf einer Seite viele Melodien spielen, — das macht die grossen Pathetiker unter den grossen Schriftstellern, zu denen auch Schopenhauer ge-

hört: sie unterscheiden sich von den Philosophen, ob sich schon Schopenhauer zu diesen rechnete: sie wollen nämlich nicht um jeden Preis erkennen, sondern um jeden Preis ihr Lied singen.

454.

Die Huldigung des Genies vor der Güte bei Schopenhauer war eine schöne Attitüde.

455.

(Vgl. oben S. 360, Aph. 438.)

Schopenhauer, so fern der Verneinung, war doch so anständig, sie nie zu heucheln und keinen Putz daraus zu machen; was ehrgeizige Künstler sofort thun, weil sie damit einen Vorrang zu gewinnen hoffen. Die Schauspielerei mit asketischen und miraculosen Stoffen ist schon ein Stück persönlicher Schmeichelei.

456.

Es ist selten, dass einer, der berühmt geworden ist, nicht eben dadurch feige und närrisch geworden ist; die Anhänger als Masse hängen sich immer an seine Schwächen und Übertriebenheiten und haben leichtes Spiel, ihn zu überreden, dass hier seine Tugend, seine Bestimmung zu sehen sei. Ist jemals ein grosser Mann von seinen Zeitgenossen darin erkannt worden, worin er gross ist? Ist jemals ein berühmter Mann der Feind seiner Anhänger gewesen? — Schopenhauer war zum Narren seines Ruhmes geworden, bevor er ihn hatte.

10. Allerlei Menschliches.

(Vgl. Morgenröthe, 4. Buch.)

457.

Man könnte die Menschen darnach abschätzen, wie hoch das Glück eines jeden ist, das ihm überhaupt möglich ist, wiederum, wie viel Glück er mitzutheilen vermag, wie viel Unbehagen und Unglück u. s. w.

458.

Giebt es etwas Wichtigeres und Wirksameres, als jeden Menschen seiner Bekanntschaft als einen schwierigen Process anzusehen, vermöge dessen sich eine sympathische Art Wohlsein durchsetzen möchte: erst wenn dies Wohlsein erreicht ist, ist das Gleichgewicht zwischen ihm und uns allen hergestellt; von da an theilt er von seiner Freude mit und drängt sich doch nicht in die Sphäre der anderen, er steht als kräftiger Baum unter andern Bäumen, in der Freiheit des Waldes.

459.

Dinge, die man dauernd lieb haben will, muss man ein wenig unter ihrem wahren Werthe ansetzen: man darf nie ganz wissen, was sie sind. Wehe dem, der übertreibt! Er verliert jedes Kleinod: falls er nämlich aus der Stimmung der Übertreibung in ihren Gegensatz geräth.

460.

(Vgl. Morgenröthe, Aph. 512.)

Wer die Pein erfahren hat, die Wahrheit zu sagen, trotz seiner Freundschaften und Verehrungen, scheut sich gewiss vor neuen.

461.

Gleichheit im Humor, Milde und natürliche Heiterkeit machen das glückliche Privatleben. Der letzte Grund: von nichts tief bewegt werden. Man nennt es Philosophie, wenn sich diese Indifferenz nicht nur in Bezug auf das, was die andern interessirt, sondern in der Tribulation des Persönlichen zeigt.

462.

(Schluss von Aph. 210 der Morgenröthe. — Vgl. Genealogie der Moral, 3. Abhdlg., Abschn. 6; Götzendämmerung, Streifzüge eines Unzeitgemässen, No. 22.)

Welches ist der Zustand, in welchem jemand ein Ding schön nennt? Vielleicht der, wo er an das erinnert wird, was ihn glücklich zu machen pflegt.

463.

Wenn wir das Gute, das wir einem Besitze verdanken, bei allem Bemühen, es zu überschauen, nicht mehr zu überschauen vermögen, so entsteht Liebe: ein Überströmen gegen etwas Unbegrenztes; es fehlt ihr die Kenntniss des ganzen Werthes einer Sache oder Person, weil keine Wage gross genug ist, zu fassen. Man bringt alles Höchste, das man kennt, zur Vergleichung heran; lieben wir, so denken wir fortwährend an alles Höchste aller Art, und weil es uns immer zugleich mit dem geliebten Gegenstande einfällt, so verwechseln wir es auch wohl mit ihm.

464.

(Vgl. Fröhliche Wissenschaft, Aph. 14.)

Niemals sich lieben lassen, sondern wo man nicht den Impuls der Gegenliebe fühlt, dann die Liebe des andern verhindern, und wenn es nöthig wäre, ihn verspotten, ja uns vor ihm erniedrigen. Künstler (und Weiber!) werden durch nichts gemeiner, als durch das Sich-lieben-lassen. Wir sollen verhindern, dass wir das Ideal eines andern werden: so vergeudet er seine Kraft, sich selber sein ganz eignes Ideal zu bilden, wir führen ihn irre und von sich ab, — wir sollen alles thun, ihn aufzuklären oder wegzustossen. — Eine Ehe, eine Freundschaft sollte das Mittel sein (das seltene!), unser eignes Ideal durch ein andres Ideal zu stärken: wir sollten das Ideal des andern auch sehen und von ihm aus das unsrige!

465.

Die Ehre einer Geliebten schonen, indem man sich in einem Kreise, wo man über sie spricht, ihr fast fremd stellt, und jetzt eine Beleidigung ihrer zu hören, welche man nicht rächen darf, um ihren Ruf nicht zu vernichten — grässlich!

466.

Die Alten trauten den Frauen in der Leidenschaft das eigentlich Unmenschliche und Unglaubliche zu, — zur Zeit des Äschylus.

467.

(Vgl. oben S. 361, Aph. 440.)

Wer die Krallen jener schönen Katzen erfahren hat, die um die grossen Künstler schwärmen, ist nicht mehr der Meinung, dass das Genie den Charakter seiner Umgebung verbessere.

468.

Amor und Psyche. — Wenn das Auge gar zu unverschämt in das Vergnügen der Sinne blickt, so ist das Vergnügen sehr schnell etwas Widerliches. Man muss es wie die Griechen verstehen, Götter und Phantastereien einzumischen und die groben Augen einzuhüllen; man muss vergessen können oder mindestens vieles nie geradezu mit Namen nennen; das Vergnügen muss den Intellect beschleichen, wenn er schläft oder träumt.

469.

(Vgl. oben S. 252, Aph. 173.)

Die Männer gründen die Ehe, um das Gefühl der Macht zu haben: die Frauen auch (unabhängig sein). Aber sie irren sich beide. Die Liebe ist kein Grund zur Ehe, eher ein Gegengrund: ein tiefes Gefühl verbirgt sich.

470.

(Vgl. Morgenröthe, Aph. 149.)

Bei der Liebesleidenschaft kann man sehen, wie weit die Redlichkeit vor uns selber fehlt: ja man setzt das voraus und gründet darauf die Ehe (mit Versprechen, wie sie kein Redlicher gegen sich geben kann!). So früher bei der Treue von Untergebenen gegen Fürsten oder gegen das Vaterland, oder die Kirche: man schwor die Redlichkeit gegen sich feierlich ab.

471.

(Vgl. Morgenröthe, Aph. 368.)

Oft kommen zwei Menschen zusammen, deren Sittlichkeit so schlecht zusammen passt, dass der eine da ein Vacuum hat, wo der andere seine Kraft und Tugend fühlt; sie nennen sich gegenseitig „unsittlich“.

472.

Eine Umgebung, vor der man sich gehen lässt, ist das letzte, was man sich wünschen sollte, eine Art Krone für den Überwinder seiner selbst, der sich selber vollendet hat und Vollendung ausströmen möchte. Andre werden zu Scheusälern. Vorsicht in der Ehe. Der Mangel an Pathos und Form in der Familie, in der Freundschaft ist ein Grund der allgemeinen Erscheinung von Schlumperei und Gemeinheit (Eigenschaften des Gebahrens nicht nur, sondern auch der modernen Charaktere); man lässt sich gehen und lässt gehen.

473.

(Vgl. Jenseits, Aph. 229.)

An unsern grössten Qualen und Sorgen andre theilnehmen lassen, die dieselben nicht haben, sondern nur leiden machen, — ist das nicht grausam? Ist es nicht aus jenem Gefühle entsprungen, welches bei allem Schlimmen, was uns trifft, etwas leiden sehen will, eine feinere Emanation der Rache? Und ist also die Ehe und die Freundschaft voller Gefahr, weil sie solche Grausamkeit der Übertragung von Leid fördert? Es ist schwer, ein Leid nicht mitzutheilen, — also sollten wir uns die Gelegenheit dazu nehmen und in der Einsamkeit leben.

474.

Die Ehe giebt verschiedenen Arten von Menschen zu verschiedenen Arten des moralischen Heroismus Anlass: die einen würden auch mit der geliebtesten Person keine Ehe eingehen, im Falle die Kirche ihren Segen vorbehielte, und andere umgekehrt würden auf die Ehe verzichten, wenn dieselbe von einer kirchlichen Einsegnung abhängig gemacht würde; wieder andere finden

Gelegenheit zum Heroismus in dem Gedanken, dass die einmal geschlossene Ehe unlösbar sei, dagegen hatte die Georges Sand umgekehrt ihre strengsten und sittlichsten Empfindungen in die Forderung gedrängt, dass die Ehe nur so lange Dauer haben dürfe, als die leibliche Vereinigung von Seiten beider Gatten mit dem Zustande einer seelischen Begeisterung für einander verbunden ist.

475.

Die Moralität der Männer nimmt im Leben ab: als Kinder sind wir am moralischesten, weil ohne Furcht, von Liebe umgeben und der Anmaassung fremd. Die Moralität der Frauen, welche in ähnlichen Verhältnissen, wie die Kinder, zeitlebens leben, nimmt deshalb mit den Jahren eher zu als ab.

476.

Eine Gattin als Hemmung, ein Gatte als Entartungsmittel.

477.

Eine Frau, die begreift, dass sie den Flug ihres Mannes hemmt, soll sich trennen, — warum hört man von diesem Act der Liebe nicht?

478.

Wie oft wird grob und aufsehenerregend die Ehe gebrochen, bloss um den moralischen oder rechtlichen Zustand herbeizuführen, in dem eine unerträglich gewordene Ehe gelöst werden könne!

479.

(Vgl. Morgenröthe, Aph. 275, 339.)

Das, was uns oft zwingt, und zwar mit dem Gefühl der Zustimmung, obschon es kein angenehmer Zwang ist, nennen wir Pflicht. Durch häufige Übung entsteht

daraus eine angenehme Gewöhnung: und dann ist es Lügnerei, noch von seiner Pflicht zu reden. Aber es geschieht fast immer. Fast jeder stellt seine Thätigkeit als eine unangenehme Sache vor, er will wegen seiner Selbstüberwindung, das heisst wegen seiner Macht bewundert werden. Es giebt so viele erlogene Unannehmlichkeiten des Daseins! Ebenso viele erlogene Annehmlichkeiten, bei Fürsten Frauen Festen Müssiggängern Reisenden Christen Tugendhaften Völkern Parteien Philosophen Schriftstellern: man stellt sein „Glück" aus, meist um damit weh zu thun, Neid zu erregen.

480.

Wer seinem höheren Selbst nicht angehört hat, sondern der Gesellschaft dient oder einem Amt oder einer Familie, der spricht immer von „Pflichterfüllung", — damit sucht er sich zu beschwichtigen. Namentlich aber fordert er von andern den Gehorsam gegen die bestehende Ordnung: er rechtfertigt sich, indem er Gewalt vermöge seiner Handlungsart ausübt.

481.

(Vgl. Morgenröthe, Aph. 528, 568.)

Du weisst wohl, es ist eine Ehrensache, öffentlich über den Charakter und die Motive eines Menschen zu reden. Freund! Es ist auch eine Ehrensache, über sie bei dir nachzudenken! Die Sache deiner Ehre vor deinem eigenen Schiedsgericht.

482.

(Vgl. Morgenröthe, Aph. 104.)

Unsre späteren Werthschätzungen bilden sich nach Analogie der angelernten, wie ein angefangenes Haus ausgebaut wird.

483.

(Vgl. unten S. 388, Aph. 544.)

Wo Heroismus ist, da giebt es kein Verbrechen mehr. Denn der Glaube, dass etwas gut ist, ist beim Heroismus.

484.

(Vgl. Morgenröthe, Aph. 141.)

Auf Menschen, denen viel Plötzliches begegnet, sei es von aussen oder von innen her, wirkt alles, was ruhig erwartet werden kann, humanisirend; also zum Beispiel jede Gewohnheit, welche über sie und über ihre Gesellschaft herrscht: denn das Gewohnte macht keine rasche Spannung, keine schnelle Maassregel nöthig. Plötzliches ungestümes Handeln ist ebenso halb-wildenhaft wie plötzliches ungestümes Überwunden-werden von Affecten; für solche Zustände besteht das Moralische im Gewohnten, Ruhigen, Abwartenden, Überlegenden. In andern Zeitaltern, wo dagegen gerade ein Übermaass von diesen Eigenschaften existirt, scheinen die Leidenschaften und ungestümen Handlungen moralischer; es ist, als ob den Menschen dieser Zeiten ein Blick in die Natur dabei gegönnt wäre, so dass ihnen freier, kühner, erregter zu Muthe wird, sie halten also das Plötzliche für das humanisirende Element, wie jene früheren das Gegentheil.

485.

Der Eitle bleibt beim Mittel zum Zweck stehn und bekommt es lieb, so dass er den Zweck vergisst.

486.

Es giebt viel höhere Schauspieler, die den Staatsmann, den culturbegründenden moralischen Propheten

(Frauen, die die Hofdame u. s. w.) spielen: kommt man dahinter, so hört man auf, sich über sie zu ärgern, und hat einen Genuss mehr.

487.

(Vgl. Morgenröthe, Aph. 439.)

Das Glück der Menschen, welche sich befehlen lassen, (zumal Militärs, Beamte): keine völlige Verantwortung in Betreff der Richtung ihrer Thätigkeit, ein Leichtsinn und Harmlosigkeit, Forderung der strengen Pflichterfüllung (welches der schöne Name für Gehorsam ist, dessen Würde). Auch kluge Christen hatten diesen Leichtsinn. Die Wissenschaft entlastet ebenso (Unverantwortlichkeit).

488.

Unsere Liebe zur Wahrheit zeigen wir am deutlichsten in der Behandlung der „Wahrheiten", welche andere dafür halten: da verräth sich, ob wir wirklich die Wahrheit oder nur uns selber lieben.

489.

Die Fanatiker haben zwar keine moralischen, wohl aber intellectuelle Gewissensbisse; sie nehmen an allen Andersdenkenden dafür Rache, dass sie selbst im Grunde und heimlich und unter ingrimmigem Schmerzgefühl — anders denken.

490.

Niemand ist einer grausamen Handlung mehr fähig, als jene dichterischen und empfindlichen Seelen ohne Stolz, welche fortwährend im Verborgenen leiden und aus Furcht ruhig und sanft erscheinen; — ich denke zum Beispiel an Racine.

491.

Der trübe Ernst, die Spannung und die Furcht sind allen Leidenschaften gemeinsam: es ist in ihnen kein Überschuss von Leben, ja es scheint, als ob nicht genug davon vorhanden sei.

492.

Die wortkarge Leidenschaft mit düstern Augen, bei Calvin, wird leicht verleumdet. Grazie und Geist in der Leidenschaft wird in Deutschland nicht geglaubt.

493.

Das grosse volle offene Auge hat der, welcher gewohnheitsmässig viel auf einmal überschauen will, also das Kind, welches oft erstaunt ist, der Liebende, der all sein Glück mit seinem Blicke umspannen möchte, der Denker, der viele wichtige Dinge vor sich hat und sie ordnen will. Andere, welche viel an kleine Dinge denken, haben das verkleinerte scharfe Auge, sie wollen möglichst genau sehen, als ob sie den Bewegungen eines Insectes folgten, so auch der Argwöhnische. Der Schrecken blickt gross, weil in ihm Erstaunen ist, die Furcht wechselt die Richtung des scharfen Blickes sehr schnell, unruhig darüber, woher die Gefahr kommt.

494.

Wer nach zwei Tagen strengen Fastens einen Schluck Champagner trinkt, der empfindet etwas, das der Wollust ganz nahe kommt. Der Blick eines Menschen, der wochenlang in einer dunklen Höhle gelebt hat, in die Natur ist ein Rausch des Auges. Und nach Jahren wieder unsre Musik zu hören! — Die Asketen wissen allein, was Wollüste sind.

495.

(Vgl. unten S. 380, Aph. 510; Morgenröthe, Aph. 377.)

Die Griechen litten am meisten beim Anblick der Hässlichkeit, die Juden bei der Sünde, die Franzosen beim Anblick des ungeschickten geistarmen brutalen Selbst, — deshalb idealisirten sie das Gegentheil, — und dieses Ideal bildete sie selber um. Rache für das Leid: Motiv für die Bildung der Götter und künstlerischen Vorbilder. Der Mangel an berückender Sinnlichkeit macht die deutschen Maler zu Enthusiasten des Sinnlichen. Das Leiden an der Gluth der Leidenschaft hat die Italiäner zu Verehrern des kalten künstlichen Formalismus gemacht, und zu Verehrern der Jungfrau Maria und des Christus. Schopenhauer idealisirte das Mitleiden und die Keuschheit, weil er am meisten von dem Gegentheil litt. „Der unabhängige Mensch“ ist das Ideal des abhängigsten, impressionabelsten. — Dies sind die unerfüllbaren Ideale, wirkliche falsche Phantasmen: ihr Anblick entzückt und demüthigt: dieser Zwitterzustand ist bezeichnend für die Menschen des unerfüllten Ideals. Es ist ihr Höhepunkt: sie ruhen dann über ihrem Wesen, mit einem verächtlichen Blick nach unten.

496.

Falsche Schlüsse: „Ich schätze die Menschen gering, folglich schätzen sie mich hoch“, „ich fürchte die Menschen nicht, folglich fürchten sie mich“. — Aber die umgekehrten Schlüsse sind eben so falsch. Das Schliessen ist hier eben das Falsche: es ist, als ob ein Kind schliesst: „ich mache die Augen zu, folglich sehen mich die andern nicht“.

497.

Ein ganz bewusster Egoismus würde jener Freuden entbehren, welche durch eingebildete Motive entstehen oder dadurch, dass wir nur ein Motiv von den vielen sehen wollen.

498.

(Vgl. Jenseits, Aph. 219.)

Die Verfeinerung der Intelligenz verfeinert auch unsre Bosheit, und die Lust am Intellect giebt uns zuletzt auch Lust an der verfeinerten Bosheit der andern. Der Fortschritt besteht in dem Grade, als der Mensch Bosheit vertragen kann, ohne zu leiden.

499.

Wo die Moralität am grössten ist, da geht der Intellect zu Grunde. Die Voraussetzung, dass der Nachbar uns betrügt, wo er kann, hält unsern Kopf in Spannung.

500.

Warum erscheint es verächtlich, dass jemand sich öffentlich schmeicheln lässt, etwa ein älterer Mann durch Jünglinge? Weil er der Scham in's Gesicht schlägt: die Scham will, dass eine so grosse Begierde, wie die nach der Schmeichelei, gar nicht oder nur im Verborgenen befriedigt werde: die allzugrosse Unsinnigkeit macht der allgemeinen menschlichen Vernunft Schande.

501.

Dieselben Dinge werden immer wieder gethan, aber die Menschen umspinnen sie mit immer neuen Gedanken (Werthschätzungen).

502.

Es giebt Menschen, welche ihre nicht eben landläufigen Gedanken nicht anders mitzutheilen wissen, als indem sie dabei an aller Welt ihren Ärger auslassen. Das heisst doch seine Meinungen etwas zu theuer auf den Markt bringen. Giebt es aber oft solche Käuze, so entsteht ein Vorurtheil gegen alle nicht landläufigen Meinungen, wie als ob Zank, Verdruss, Verleumdung, Verbitterung, Niedertracht ihre nothwendigen Begleiter sein müssten.

503.

Wie kann sich die moderne Menschheit den Vortheil der Absolution verschaffen, dem Gewissensbiss ein Ende machen? Ehemals hiess es: „Gott ist gnädig“: es hilft nichts, die Menschen müssen es jetzt sein!

504.

(Vgl. unten S. 412, Aph. 614.)

Wenn man nur mit denen verkehrt, deren Berührung uns erfreut und erhebt, so werden sich Gruppen und Schichten bilden, die wiederum in einem solchen Verhältniss von näherer oder fernerer Entfremdung stehen. Das ist sehr gut, ein nothwendiger Bau der Gesellschaft und Redlichkeit!

505.

(Vgl. Morgenröthe, Aph. 363.)

Den Zufall benützen und erkennen heisst Genie.

Das Zweckmässige und Bekannte benützen — Moralität?

506.

(Vgl. oben S. 269, Aph. 215; S. 347, Aph. 393.)

Das Genie wie ein blinder Seekrebs, der fortwährend nach allen Seiten tastet und gelegentlich etwas fängt:

er tastet aber nicht, um zu fangen, sondern weil seine Glieder sich tummeln müssen.

507.

Die erfinderischen Menschen leben ganz anders als die thätigen: sie brauchen Zeit, damit sich die zwecklose, ungeregelte Thätigkeit einstellt, Versuche, neue Bahnen, sie tasten mehr, als dass sie nur die bekannten Wege gehn, wie die nützlich Thätigen.

Auch im Handeln giebt es solche erfinderische, stets versuchende Menschen (Napoleon), welche den Zufall aus sich nicht bannen mögen.

508.

Moralität als Hinderniss der Erfindungen. Der Erfindsame, der zu faul ist, erfindet die Maschine und das Thier; der Ehrsüchtige die Staaten, der Versteller das Schauspiel u. s. w. — Der vernünftige Mensch lebt von den Errungenschaften der Erfindsamen.

509.

(Vgl. oben S. 318, Aph. 325; Morgenröthe, Aph. 96.)

Wodurch wird im Menschen das Gefühl unbändiger Machterhöhung hervorgebracht? Brahmanen: sich mächtige Götter vorstellen und sich Mittel ausdenken, sie in seine Gewalt zu bekommen und als Werkzeuge zu behandeln. Oder: sich grosse Menschen in's Gigantische vergrössern und dieselben als Vorstufen für sich selber hinstellen.

510.

(Vgl. oben S. 377, Aph. 495.)

Man schuf die Götter nicht nur aus Furcht: sondern wenn das Getühl der Macht phantastisch wurde und sich selber in Personen entlud.

511.

Zu wissen, dass so und so viel Personen mit uns sterben, als unser nöthiges Gefolge, oder als Gattinnen u. s. w., — giebt ein Gefühl und einen Ausdruck von Macht, der wieder die zukünftigen Opfer stolz macht, als einem so Mächtigen unterthan.

512.

Übergang aus dem Gefühl der Ohnmacht in das der Macht sehr lustvoll: daher oft die tiefste Demüthigung gesucht. David, um nachher —. Vielleicht jüdisch?

513.

Die Blase der eingebildeten Macht platzt: das ist das Cardinalereigniss im Leben. Da zieht sich der Mensch böse zurück oder zerschmettert oder verdummt. Tod der Geliebtesten, Sturz einer Dynastie, Untreue des Freundes, Unhaltbarkeit einer Philosophie, einer Partei. — Dann will man Trost, das heisst eine neue Blase.

514.

(Vgl. oben S. 112, der neue Umblick, Aph. 78.)

Diese Kriege, diese Religionen, diese extremen Moralen, diese fanatischen Künste, dieser Parteihass, — das ist die grosse Schauspielerei der Ohnmacht, die sich selber Machtgefühl anlügt und einmal Kraft bedeuten will, — immer mit dem Rückfall in den Pessimismus und den Jammer! Es fehlt euch an Macht über euch!

515.

Wenn die Don-Quixoterie unsres Gefühls von Macht einmal uns zum Bewusstsein kommt und wir aufwachen, — dann kriechen wir zu Kreuze wie Don

Quixote, — entsetzliches Ende! Die Menschheit ist immer bedroht von dieser schmählichen Sich-selbst-Verleugnung am Ende ihres Strebens.

516.

Die Furcht um alle Despoten ist, keinen Vorwurf zu empfangen, wenn man im geringsten etwas versieht: man bringt weder Gefühle noch Geist mehr hervor, denn man findet nicht mehr Gelegenheit, ein Gefühl oder die geringste Reflexion auszutauschen. So werden die verschiedensten Personen gleichgestellt und endlich gleich. Der Despot mit Plänen nach aussen dedaignirt die kleinen Erfolge, die er auf seine Umgebung hätte erringen können, wenn er noch so viel Verführungskunst verwendet hat, sie sich zu unterwerfen: ist es geschehen, so denkt er nicht daran, sein Joch und sich angenehm zu machen.

517.

Junge Menschen, deren Leistungen ihrem Ehrgeize nicht gemäss sind, suchen sich einen Gegenstand zum Zerreissen aus Rache, meistens Personen, Stände, Rassen, welche nicht gut Wiedervergeltung üben können. Die besseren Naturen machen directen Krieg; auch die Sucht zu Duellen ist hierher gehörig. Der Bessere ist, wer einen Gegner wählt, der nicht unter seiner Kraft und der achtungswerth und stark ist. So ist der Kampf gegen die Juden immer ein Zeichen der schlechten neidischen und feigeren Natur gewesen: und wer jetzt daran Theil nimmt, muss ein gutes Stück pöbelhafter Gesinnung in sich tragen.

518.

(Vgl. Morgenröthe, Aph. 309.)

Was bestimmt uns zu so rascher Verallgemeinerung, dass wir nach einem Zuge uns den Menschen denken,

und schlechterdings niemand sein Bild eines andern unausgeführt lassen will? Die Furcht und die Gewohnheit der Furcht: „er zeigt diesen Zug, — wie wenn er immer so wäre? Nehmen wir es der Vorsicht halber an, nämlich wenn es ein gefährlicher Zug ist!“

519.

Manche allzuängstliche Staatsmänner mögen thun, was sie wollen, es bleibt immer ein Flecken an ihnen haften: wie manche nicht ein Ei aufschlagen können, ohne sich schmutzig zu machen.

520.

(Vgl. Jenseits, Aph. 170.)

Der Tadelnde grenzt sich gegen uns ab; er ist nicht für uns eingenommen und will uns nicht einnehmen: er lässt frei, während der Lobende von uns Besitz ergreifen will. Dies beachte der, welcher sich selber kennen und doch unabhängig bleiben will.

521.

(Vgl. oben S. 325, Aph. 339.)

Ob man lobt oder tadelt: man fürchtet dabei. Mit dem Tadel wollen wir uns fürchten machen, mit dem Lobe wollen wir den andern heimlich einnehmen, ihn mit uns versöhnen oder uns auf die Seite jener Macht bringen, die wir fürchten. — Aber nur das seltenste Lob, der seltenste Tadel ist ehrlich, das heisst: drückt einfach unsere Furcht vor einer Person aus, sondern zumeist drücken wir unsere Furcht vor andern anders aus, als wir empfinden, aus Furcht vor einer zweiten Person. Gewöhnlich ist Lob und Tadel eine durch Furcht gekreuzte Furcht.

522.

(Vgl. Fröhliche Wissenschaft, Aph. 264.)

Sie nennen es meinen Muth, andere werden es meine Schamlosigkeit nennen. Das Loben und Tadeln trifft nicht die Sache, sondern ein Verhältniss des Lobenden und Tadelnden zu dieser Sache.

523.

Der eine giebt seinen Handlungen am Schluss einen anmaasslichen Charakter durch eine Art Ausdeutung, der andere handelt von vornherein anmaassend. Der erste, der sich gehen lässt und erst am Schluss der Handlung einen Blick auf die andern wirft, hat mehr Stolz als der andere, aber kennt das Wesen des Stolzes schlechter als der andere.

524.

(Vgl. Morgenröthe, Aph. 105, 326.)

Die Verkümmerung vieler Menschen hat darin ihren Grund, dass sie immer an ihre Existenz in den Köpfen der andern denken, das heisst: sie nehmen ihre Wirkungen ernst und nicht das, was wirkt: sich selber. Unsere Wirkungen aber hängen von dem ab, worauf gewirkt werden muss, stehen also nicht in unserer Gewalt. Daher so viel Unruhe und Verdruss.

525.

(Vgl. Menschliches, Allzumenschliches I, Aph. 89.)

Anstatt zu wünschen, dass andere uns so kennen, wie wir sind, wünschen wir, dass sie so gut als möglich von uns denken; wir begehren also, dass die andern sich über uns täuschen: das heisst wir sind nicht stolz auf unsere Einzigkeit.

526.

Die Thiere, welche durch eine entsetzliche Buntheit aller Augen auf sich ziehen, werden trotzdem sehr in Ruhe gelassen: sie haben alle eine böse Waffe, ein Gift und dergleichen. — Ein Gleichniss.

527.

Gegen jedermann ein spitzes zweischneidiges aufreizendes Wörtchen haben: das sind die, welche es gern haben, wenn die Achsen schneller laufen, und etwas nachhelfen. Aber es giebt Tollkühne, welche jedermann rasend machen wollen, um sich so der Wirkung ihrer Kraft zu freuen.

528.

Die schüchternsten Mädchen präsentiren sich halb nackt, wenn es die Mode gebietet, und selbst verwelkte alte Weiber wagen einem solchen Gebote nicht zu widerstehen, so geistreich und gut sie sonst auch sein mögen.

529.

Wie ist der entmenschte Mensch zu denken, wenn der Mensch das entthierte Thier ist?

530.

Die Anrede „mein Herr“ zeigt, wie sehr allen Menschen die Unterwerfung schmeichelt, und wie jeder vor allem stolz und herrschend gedacht werden will.

531.

Wir gehen leichter an unsern Stärken als an unsern Schwächen zu Grunde; denn in Bezug auf diese leben wir vernünftig, nicht aber in Bezug auf unsere Stärken.

532.

Ein Herz voll Tapferkeit und guter Dinge braucht von Zeit zu Zeit etwas Gefahr, sonst wird ihm die Welt unausstehlich.

533.

Trübe und bittere Gedanken sind ohne physiologische Ursachen gar nicht möglich. Um der grosse Ankläger der Zeit oder des ganzen Lebens zu werden, muss unsre Leber dazu präparirt sein.

534.

Die meisten haben allein Geist, wenn sie in kriegerischer Verfassung sind, bei Angriff, Furcht, Vertheidigung, Rache; dafür verfallen sie, sobald dieser Zustand nachlässt, in die Dumpfheit. Es gehört sehr viel Geist dazu, im Wohlbefinden noch davon übrig zu haben.

535.

Geistesgegenwart, das heisst: die Fähigkeit, sich seine Worte und Handlungen durch die Umstände dictiren lassen, — ist also eine Fähigkeit zu lügen und zu heucheln.

536.

Wir können nur die Charaktere begreifen, die wir aus uns bilden können, und nur so viel von ihnen. Wie unser Auge nur sehen kann, wozu es sich geübt hat.

537.

Napoleon. — Ein gigantischer Plan: bereit ihn zu entwerfen, bereit ihn auszuführen: von Zeit zu Zeit die Basen für ihn legend. Durch diesen einzigen Gedanken bewegt: losgelöst von allen Eindrücken zweiten Ranges,

die sein Project hätten aufhalten können. Durch die Weite seines durchdringenden Scharfsinns und die Zähigkeit seines Willens der ausserordentlichste Mensch. Im Falle sein Ziel das Wohl der Menschheit gewesen wäre, der grösste Mensch.

538.

Einen Menschen vor niedrigen Erfahrungen zu hüten ist das Schönste, — niedrig ohne Rücksicht auf uns, aber auf ihn.

539.

Schauer und Umwandlung beim Anblick einer schönen That: wie bei grossen Felsen und plötzlichen entzückenden Ausblicken auf eine blühende Vegetation.

540.

Herumgehen wie verwandelt, mit einer andern Schwere in den Füssen, beladen mit einer Last, dass man niederfallen möchte, die Töne der andern kommen wie aus einem dicken Nebel, ihre Gründe klingen wie fliessende, dumpfrauschende Wasser, es ist hell, und dabei die Empfindung der Nacht.

541.

Da hinten im Holze, wo die Bäume noch nichts von der Stadt gehört haben, da fängt der Knabe an, über die Stadt hinweg zu denken.

542.

Die Lehre von der Mässigung ist eine Beobachtung der Natur: was hoch und stark werden will, muss seine Kraft immer wie ein Capital vergrössern und darf selber davon nicht leben wollen.

543.

In wiefern es nützlich ist zu versuchen, den Feind zu lieben? Es bricht das unbefriedigte Gefühl und giebt einen Sieg über uns.

544.

(Vgl. oben S. 374, Aph. 483; Fröhliche Wissenschaft, Aph. 267.)

Ist man mit einem grossen Ziele nicht bloss über seine Verleumdung erhaben, sondern auch über sein Unrecht? Sein Verbrechen? So scheint es mir. — Nicht, dass man es durch sein Ziel heiligte: aber man hat es gross gemacht.

11. Aus der Welt des Denkers.

(Vgl. Morgenröthe, 5. Buch; Fröhliche Wissenschaft, 4. Buch.)

545.

Ich habe den Geist Europas in mich aufgenommen, — nun will ich den Gegenschlag thun!

546.

Die höheren Menschen unterscheiden sich von den niederen, wie die höheren Thiere von den niederen, durch die Complicirtheit ihrer Organe und die Menge derselben. Sich nach Einfachheit sehnen — das heisst, es leichter haben wollen!

547.

Empfindet ihr nichts von der Noth, gegen einen Menschen Recht zu haben und es öffentlich zu bezeugen? Wird euch Kritik so leicht? Ist es nur, dass ihr euch aufstellt, nachdem jener sich aufstellt? Merkt ihr nicht, dass er euch sein Bestes geben wollte, und dass ihr es annehmen solltet, selbst wenn es euch nicht werthvoll, ja schädlich schiene? Aber ihr thut als solche, die in der Nothwehr leben, ihr habt auch Recht. Mit Mühe haltet ihr euch aufrecht, und jener will euch etwas auflegen, das ihr nicht tragen könntet. Er sagt: ein Geschenk! ihr sagt: eine Aufgabe.

548.

Es ist sehr schwer, ein frohes Selbstbewusstsein aufrecht zu erhalten, wenn man auf eignen und neuen Pfaden geht. Wir können nicht wissen, was wir werth sind, das müssen wir den andern glauben; und wenn diese uns nicht richtig beurtheilen können, eben weil wir auf unbekannten Wegen gehen, so werden wir uns selber bedenklich: wir brauchen des frohen ermuthigenden Zurufs. Die Einsamen werden sonst düster und verlieren die Hälfte ihrer Tüchtigkeit, und ihre Werke mit ihnen.

549.

(Vgl. Morgenröthe, Aph. 341.)

Ich bin rein melancholisch, — aber mein Princip der Tapferkeit von Kindheit an macht, dass ich viele kleine Siege habe und in Folge dessen heiterer bin, als es meiner Melancholie geziemt.

550.

Ich habe keinen Begriff von mir als von einem Menschen, welcher so sein will, wie es der gute Ton verlangt; der nicht zu lieben, zu hassen, zu urtheilen wagt, bevor er nicht weiss, was hier der gute Ton befiehlt. Ich habe also gewiss keinen guten Ton! Ja ich verachte jeden, der sein will wie ein andrer! Der hinblickt, um zu sehen, was die andern zu seinem Thun sagen! Der immer an die andern denkt, nicht um ihnen zu nützen, sondern um vor ihnen nicht lächerlich zu sein; — wäre er lächerlich, so würde er ihnen Vergnügen machen! entsetzlich! — Aber warum sollten wir nicht zu lachen geben? Wir selber haben den Vortheil davon, wenn unsre Mitmenschen guter Dinge sind! — „Aber sie ach-

ten nicht mehr, wenn sie lachen!“ — Aber warum sollen sie auch fürchten? Und wehe mir, wenn etwas Lächerliches an mir genügt, um mir meine eigne Achtung vor mir zu nehmen! Das aber geschieht bei den Eiteln, die sich vernichten möchten, nach einem Etikettefehler.

551.

(Vgl. Morgenröthe, Aph. 472.)

Das Peinlichste für mich ist, mich vertheidigen zu müssen. Dabei werde ich inne, dass ich erst meine Art zu sein mit der der andern vergleichen müsse und dass ich ihr verständliche Motive unterschieben müsse: daran nicht gewöhnt, weiss ich, dass es mir misslingt. Ja, jede Präsentation meines Bildes durch andre setzt mich in Verwirrung: „das bin ich ganz gewiss nicht!“ ist meine Empfindung; wenn ich mich bedanken wollte, erschien ich mir unredlich.

552.

Sein heller Kopf trieb ihn oft auf einsame Bahnen, wo er die Menschen los war, aber sein Herz war zu ängstlich dafür und schlug unerträglich dabei gegen seine Rippen. Gab er dem Herzen nach, so mischte er sich wieder unter die Menschen, und nun befand sich sein Kopf elend.

553.

Ich bin peinlich gerecht, weil es die Distanz aufrecht erhält.

554.

Als ich mich analysirte nach Fundamenten religiöser Empfindung, fand ich Tapferkeit als das erhebendste Gefühl.

555.

Trostmittel: mehr zu ertragen haben als alle andern, das giebt ein Gefühl von Vorrecht, von Macht.

556.

Ich bin oft beschämt darüber, wie gut ich es jetzt habe, und es spornt mich gewaltig an, zu denken, was einer mit dieser Musse machen könnte — und ich!

557.

Es wird erstaunlich viel Schmerz auf der Versuchsstation meiner Lebensweise und Nützlichkeit umsonst erlitten, — es hilft nichts; möge es nur andern helfen, dass sie erkennen, was hier für ein verfehltes Experiment gemacht wird.

558.

(Vgl. Morgenröthe, Aph. 405.)

Es ist eine Beschränktheit, aber so empfinde ich. Das Bedürfniss nach Luxus scheint mir immer auf eine tiefe innerliche Geistlosigkeit hinzudeuten; wie als ob jemand sich selber mit Culissen umstellt, weil er nichts Volles, Wirkliches ist, sondern nur etwas, das ein Ding vorstellen soll, vor ihm und vor andern. Ich meine, wer Geist habe, könne viel Schmerzen und Entbehrung aushalten und dabei noch glücklich sein, ja er müsse sich im Verhältniss zu einem, der Ehren und Luxus und Kameradschaft nöthig hat, schämen, weil er bei der Vertheilung der Güter zu gut weggekommen ist. Ich habe eine tiefe Verachtung gegen einen Banquier. Wer Luxus um sich hat, nun mitunter muss er sich so stellen, dass er andrer wegen hineinpasst, aber dann soll er auch die Ansichten dieser andern haben und ertragen. Freisinnige kühne neue Ansichten halte ich für Schwindel oder eine

widerliche Art Luxus, wenn sie nicht zu Armuth und zu Niedrigkeit drängen. Mit einer Art von weisser Wäsche hat sich zum Beispiel Lassalle für mich widerlegt. Leute mit solchen Bedürfnissen sollten fromm werden und als Magistratspersonen Ansehen erstreben, es giebt so viel Gutes zu erhalten und zu repräsentiren. Aber den Geist sollen sie nicht repräsentiren wollen! Wer geistig reich und unabhängig ist, ist so wie so auch der mächtigste Mensch, es ist, wenigstens für so humane Zeiten, schimpflich, wenn er noch mehr haben will; es sind die Unersättlichen. Einfachheit in Speise und Trank, Hass gegen geistige Getränke, — es gehört zu ihm, wie die Getränke zu jenen gehören, welche sagen könnten, „das Leben wäre völlig reizlos u. s. w.“ — Es drängt mich zu einer idealen Unabhängigkeit: Ort Gesellschaft Gegend Bücher können nicht hoch genug gewählt werden, und anstatt sich zu accommodiren und gemein zu werden, muss man entbehren können, ohne Dulderfalten.

559.

(Vgl. Menschliches, Allzumenschliches I, Aph. 235, 473; Morgenröthe, Aph. 174.)

So wenig als möglich Staat! Ich bedarf des Staats nicht, ich hätte mir, ohne jenen herkömmlichen Zwang, eine bessere Erziehung gegeben, nämlich eine auf meinen Leib passende, und die Kraft gespart, welche im Sichlosringen vergeudet wird. Sollten die Dinge um uns etwas unsicherer werden, um so besser, ich wünsche, dass wir etwas vorsichtig und kriegerisch leben. Die Kaufleute sind es, die uns diesen Sorgenstuhl Staat so einladend machen möchten, sie beherrschen mit ihrer Philosophie jetzt alle Welt. Der „industrielle“ Staat ist nicht meine Wahl, wie er die Wahl Spencer's ist. Ich selber

will so viel als möglich Staat sein, ich habe so viele Aus- und Einnahmen, so viele Bedürfnisse, so viel mitzutheilen. Dabei arm und ohne Absicht auf Ehrenstellen, auch ohne Bewunderung für kriegerische Lorbeern. Ich weiss, woran diese Staaten zu Grunde gehn werden, an dem Non-plus-ultra-Staat der Socialisten: dessen Gegner bin ich, und schon im jetzigen Staate hasse ich ihn. Ich will versuchen, auch im Gefängnisse noch heiter und menschenwürdig zu leben. Die grossen Jammerreden über menschliches Elend bewegen mich nicht mitzujammern, sondern zu sagen: das fehlt euch, ihr versteht nicht, als Person zu leben, und habt der Entbehrung keinen Reichthum und keine Lust an der Herrschaft entgegenzustellen. Die Statistik beweist, dass die Menschen zunehmen im Gleichwerden, das heisst, dass —

560.

(Vgl. Fröhliche Wissenschaft, Aph. 242.)

„Du sollst nicht stehlen!“ Aber wo hört denn das Eigenthum auf? Ein Gedanke, ein Antrieb, ein Gesichtspunkt, der Ausdruck eines Bildes, eines Gebäudes, eines Menschen, — ist es nicht alles Eigenthum? Und alles stehlen wir fortwährend. Wir stehlen alle Dinge und Sonnen in uns hinein, wir tragen alles für uns fort, was da ist, ja was ehemals geschehen ist. Wir denken nicht an die andern dabei, jeder individuelle Mensch sieht zu, was er alles für sich bei Seite schaffen kann.

561.

Die Redlichkeit in Betreff des Eigenthums nöthigt uns, zu sagen, dass wir ganz zusammengestohlen sind, und dass wir allzustumpf und unfein hierin empfinden. Das Individuum hat einen falschen Stolz in Bezug auf

Stoffe und Farben: aber es kann ein neues Bild malen, zum Entzücken der Kenner, — damit macht es sein Vergreifen an den Gütern der Welt wieder gut. — Unsre Existenz so auffassen, dass wir etwas dafür zu leisten haben, — nicht als Schuld, aber als Vorschuss und Schulden! — Wir nähren uns von allem, es ist billig, dass wir etwas zur Nahrung aller zurückgeben. (Christus war nicht fein in diesen Gefühlen, er theilte als Eignes mit, was andre vor ihm erdacht hatten.)

562.

Wir erreichen unser Maximum nicht: denn in der Periode des raschesten Wachsthums müssen alle andern günstigen Bedingungen da sein. Wir sind kurzstämmig und knorrig.

563.

Zur selben Zeit geht immer in uns eine Art der Betrachtung der Welt ihrem Ende zu, und eine andere wächst: denn unsere unklare Erziehung macht uns mit verschiedenen zu gleicher Zeit bekannt, und jede versucht, auf unserm Boden zu wachsen.

564.

Ich bin glücklich, keine moralische Erziehung gehabt zu haben (ausser der durch Vorbilder).

565.

Im hingebenden und trotzigen Gefühle der Jugend hängt man sich gerade an jene Lehrer und Männer, die unsern Kräften fremd sind und sich auf den Gebieten erheben, wo wir unsre Mängel fühlen. So triumphiren wir durch unsre Parteinahme über den Zufall, gerade in dem und jenem arm und niedrig geboren zu sein. Später

halten wir uns an unsre starken Seiten, weil wir hier allein tüchtig arbeiten, bauen können und Meister werden wollen.

566.

(Vgl. Meinungen und Sprüche, Aph. 365.)

Im ganzen habe ich, wie blind im Wasser schwimmend, mich der Reihe nach der mir nöthigen Nahrung genähert: Schärfung des Intellects, nachher Aufschwung und Aufopferung des Selbst, nachher Gerechtigkeit und Besonnenheit, Selbständigkeit, nachher umsichtige Milde gegen alles Selbständige u. s. w. Nicht mit Urtheil: sondern das Übermaass trieb mich immer wieder davon, und der neue Geschmack that mir wohl. Der Schmerz lehrte mich, die verstreute Freude in dem Dasein zu würdigen, die Partei lehrte mich die Einsamkeit, der Gelehrte in mir trieb mich, den Künstler zu verstehn u. s. w.

567.

(Vgl. Nachträge zur Geburt der Tragödie, Bd. IX S. 163 ff.)

Versuche einer aussermoralischen Weltbetrachtung früher zu leicht von mir versucht, — eine ästhetische (die Verehrung des Genies).

568.

(Vgl. Morgenröthe, Aph. 490.)

Darf ich doch mitreden! Alle die Wahrheiten sind für mich blutige Wahrheiten, — man sehe meine früheren Schriften an.

569.

Ich habe meine Schriften jederzeit mit meinem ganzen Leib und Leben geschrieben: ich weiss nicht, was rein geistige Probleme sind.

570.

(Vgl. Menschliches, Allzumenschliches I, Aph. 502.)

Vor jedem Einzelnen sind wir voll hundert Rücksichten: aber wenn man schreibt, so verstehe ich nicht, warum man da nicht bis an den äussersten Rand seiner Ehrlichkeit vortritt. Das ist ja die Erholung!

571.

(Vgl. Fröhliche Wissenschaft, Aph. 96.)

Ich könnte volltönend und heftig und hinreissend meine Sache vorbringen, wie ich sie empfinde, — aber hinterher bin ich halbtodt und leidend, auch voller Verdruss, über Übertreibungen, Auslassungen u. s. w. Andre haben in der Leidenschaft erst ihren Geist ganz: ich in der unterdrückten und bekämpften Leidenschaft. Es thut mir alles wohl, was mich an diesen meinen Zustand erinnert!

572.

Mein früherer Stil: weite Perspectiven, viel Verhülltes, Geheimnissvolles, Wunderbares. Die Thatsachen aufblitzend wie scheinbare Erhellungen dieser Geheimnisse. Grundglaube: das Wesen nicht mittheilbar, eine gehobene ahnungsvolle Stimmung macht Offenbarungen. Die Nüchternheit schadet diesem Verständniss. Die contemplative Ruhe und die Erinnerung an Furchtbares und Sehnsüchtiges wechseln ab.

573.

(Vgl. oben S. 396, Aph. 566.)

Sie machen es sich leicht und suchen mich aus dem Übergange in's andre Extrem zu verstehen, — sie merken nichts von dem fortgesetzten Kampfe und den gelegentlichen wonnevollen Ruhepausen im Kampfe, mer-

ken nicht, dass diese früheren Schriften solchen entzückten Stillen, wo der Kampf zu Ende schien, entsprungen sind, und wo man über ihn schon nachzudenken und sich zu beruhigen begann. Es war eine Täuschung. Der Kampf gieng weiter. Die extreme Sprache verräth die Aufregung, die kurz vorher tobte, und die Gewaltsamkeit, mit der man die Täuschung festzuhalten suchte.

574.

1) Mein Erfolg bei den Schwarmgeistern, dessen war ich bald müde und misstrauisch.
2) Ich habe nie über Nicht-Beachtung geklagt und kenne das Gefühl nicht.
3) Ich hoffe schrittweise den höheren Naturen näher zu kommen, weiss aber kaum, wo sie sind und ob sie da sind. Bisher habe ich immer auch meine Lobredner und Tadler überwunden, wenn ich eine Stufe weiter gieng (und mich überwand).

575.

(Vgl. Fröhliche Wissenschaft, Aph. 279.)

Welche Triebe constituiren das Individuum? Bei einem Grade von Dummheit gehn die Individuen an einander zu Grunde. Ebenso bei einem Schwinden der fundamentalen Triebe und Ersetzung derselben durch Altruismus. Bei gewissen Eigenschaften der andern Individuen muss man den Gegensatz oder Fremdheit fühlen: oder harmonische Nebenklänge oder grundlegende Bewegungen, an denen unsre Bewegungen erst ein Maass bekommen. Die „Musik der Individuen“, die „Contrapunktik“. Reizvoll kann sein: das Parallellaufen, das Zulaufen zweier Linien in einen Winkel u. s. w. Die Arabeske der Linie, die öfter, wie neckend, die andre gerade

Linie berührt und sofort verlässt. Mit Wagner habe ich mich gekreuzt: wir liefen mit grosser Inbrunst auf einander zu, es gab ein Aufleuchten, und darauf mit der gleichen Schnelligkeit wieder auseinander, immer mehr.

576.

Ich habe den Mann geliebt, wo er wie auf einer Insel lebte, sich vor der Welt ohne Hass verschloss, — so verstand ich es! Wie fern ist er mir geworden, so wie er jetzt, in der Strömung nationaler Gier und nationaler Gehässigkeit schwimmend, dem Bedürfniss dieser jetzigen durch Politik und Geldgier verdummten Völker nach Religion entgegenkommen möchte! Ich meinte ehemals, er habe nichts mit den Jetzigen zu thun, — ich war wohl ein Narr!

577.

(Vgl. Fröhliche Wissenschaft, Aph. 229.)

Zuerst hat man in seinen intellectuellen Leidenschaften den guten Glauben: als die bessere Einsicht sich regt, tritt der Trotz auf, wir wollen nicht nachgeben. Der Stolz sagt, dass wir genug Geist haben, um auch unsre Sache zu führen. Der Hochmuth verachtet die Einwendungen wie einen niedrigen trockenherzigen Standpunkt. Die Lüsternheit zählt sich die Freuden im Geniessen noch auf und bezweifelt sehr, dass die bessere Einsicht so etwas leisten kann. Das Mitleid mit dem Abgott und seinem schweren Loose kommt hinzu, es verbietet, seine Unvollkommenheiten so genau anzusehn: dasselbe und noch mehr thut die Dankbarkeit. Am meisten die vertrauliche Nähe, die Treue in der Luft des Gefeierten, die Gemeinsamkeit von Glück und Gefahr. Ach, und sein Vertrauen auf uns, sein Sich-

gehenlassen vor uns, es scheucht den Gedanken, dass er Unrecht habe, wie einen Verrath, eine Indiscretion von uns.

578.

Einem Regiment treu und gewissenhaft gedient zu haben, welches sich zuletzt als ein böses und verhängnissvolles herausstellt, — und nicht mehr zurück, nicht mehr rechts und links können, — welche Bitterkeit! In der Schlinge seiner arglosen Jugend sich gefangen sehn! Gewissenhaft sein und als sichern Lohn die Verachtung derer, die das Regiment verachten, das heisst der Besten zu ernten! Das Ausharren kann heroischer sein als die Flucht und der Kampf und das Preisgeben der Sicherheit und der Güter.

579.

(Vgl. oben S. 358, Aph. 429; Morgenröthe, Aph. 167.)

Als ich Schopenhauer gleich meinem Erzieher feierte, hatte ich vergessen, dass bereits seit langem keins seiner Dogmen meinem Misstrauen Stand gehalten hatte; es kümmerte mich aber nicht, wie oft ich „schlecht bewiesen“ oder „unbeweisbar“ oder „übertrieben“ unter seine Sätze geschrieben hatte, weil ich des mächtigen Eindrucks dankbar genoss, den Schopenhauer selber, fern und kühn vor die Dinge, gegen die Dinge hingestellt, auf mich seit einem Jahrzehnt geübt hatte. Als ich später Richard Wagner meine Verehrung bei einem festlichen Anlass darbrachte, hatte ich wiederum vergessen, dass seine ganze Musik für mich auf einige hundert Tacte, hierher und dorther entnommen, zusammengeschrumpft war.

580.

(Vgl. Neuer Umblick, Aph. 136.)

Unbeschreiblicher Ekel, wenn unsre Gebildeten von der Nothwendigkeit einer idealen Bildung und einer Erneuerung der Religion phantasiren! Dieses verlogene Gesindel, das bei Musik und Schauspiel wieder religiös werden will und sich in den Kopf setzt, sobald es nur wieder im Herzen zu zittern beginnt, alle Redlichkeit des Kopfes fahren zu lassen und sich kopfüber in den mystischen Schlamm zu stürzen! Recht der Gedanke einer durch Politik und Geldgier verdummten und servil gewordenen Generation! — Denn ob man einem Napoleon oder dem Nationalitätsprincip dient, beides führt zur Sclaverei und zum schliesslichen Ekel an sich: wohl dann der Religion! Wohl den Künstlern, welche den Anstand einer freien geistigen Haltung nicht angeboren haben! Früher dachte ich: wir sind andrer Art, andrer Herkunft, nichts war mir fremder, als mich diesen Strömungen der Nationalität und der Neigung zur Mystik anzubieten. Ich sah sie, — mir ekelte damals und jetzt davor. Allein sein! abseits leben! war immer meine Devise. Was geht es mich an, dass die, welche damals darin mir gleich gesinnt erschienen, jetzt alle sich dort anbieten!

581.

(Vgl. oben S. 91, der neue Umblick, Aph. 3.)

Mich interessirt nichts mehr, als wenn einer einen Umweg über ferne Völker und Sterne macht, um schliesslich so etwas von sich zu erzählen.

582.

(Vgl. Morgenröthe, Aph. 490.)

Diese Dinge kennt ihr als Gedanken, aber eure Gedanken sind nicht eure Erlebnisse, sondern das Nach-

klingen von denen anderer: wie wenn euer Zimmer zittert, wenn ein Wagen vorbeifährt. Ich aber sitze im Wagen, und oft bin ich der Wagen selber.

583.

(Vgl. Morgenröthe, Aph. 458.)

A: „Du bist glücklich! Jedesmal wenn dein Charakter auf die Höhe seiner Fluth kommt, kommt auch dein Intellect auf die seine.“ B: „Du vergisst etwas!“

584.

Vortheil der Einsamkeit: wir lassen unsre ganze Natur, auch ihre Verstimmungen gegen unser Hauptobject los, und nicht an andre Dinge und Menschen: so leben wir es durch!

585.

Unsre grössten Erhebungen, Erschütterungen, den reinsten Himmel verdanken wir uns selber: wir leihen davon an die Werke der Kunst, und so werden sie grösser, wir verbessern sie, und mitunter verkennen wir sie zu ihren Gunsten.

586.

Vor Menschen mit grosser Seele zeigen wir den grossen Zusammenhang unser selbst und glauben vor ihnen an denselben mehr als allein. Deshalb sind sie uns nöthig. Unsäglich viel kleine verschobene Linien können wir preisgeben, — das thut wohl! Andre können nur diese Kleinigkeiten sehen, vor ihnen müssen wir sie eingestehn oder leugnen, in beiden Fällen ohne Genugthuung.

587.

Ich weiss so wenig von den Ergebnissen der Wissenschaft. Und doch scheint mir bereits dies wenige un-

erschöpfbar reich zu sein zur Erhellung des Dunkeln und zur Beseitigung der früheren Arten zu denken und zu handeln.

588.

Ich halte es für möglich, dass ein mit Thatsachen reichlich angefüllter und logisch meisterlicher Geist in einer ungeheuren Aufregung des Intellects eine unerhörte Masse von Schlüssen hintereinander macht und zu Resultaten kommt, welche ganze Generationen von Forschern erst einholen: ein Phantasiren ist es auch, — er wird es büssen müssen.

589.

(Vgl. Fröhliche Wissenschaft, Aph. 333.)

Unsre moralischen Triebe drängen den Intellect, sie zu vertheidigen und absolut zu nehmen, oder sie neu zu begründen. Unsre Selbsterhaltungstriebe treiben den Intellect, die Moral als relativ oder nichtig zu beweisen. Es ist ein Kampf der Triebe, — im Intellect abgespielt. Der Trieb der Redlichkeit tritt dazwischen, — nebst den Trieben nach Aufopferung, Stolz, Verachtung: ich.

590.

Meine Aufgabe: alle Triebe so zu sublimiren, dass die Wahrnehmung für das Fremde sehr weit geht und doch noch mit Genuss verknüpft ist: der Trieb der Redlichkeit gegen mich, der Gerechtigkeit gegen die Dinge so stark, dass seine Freude den Werth der andern Lustarten überwiegt, und jene ihm nöthigenfalls, ganz oder theilweise, geopfert werden. Zwar giebt es kein interesseloses Anschauen, es wäre die volle Langeweile. Aber es genügt die zarteste Emotion!

591.

Es giebt eine gierige und athemlose Art, zu denken. Auch hier ist Moralität nöthig.

592.

Die Müdigkeit bringt für den Denker einen Vortheil mit sich: sie lässt auch jene Gedanken hervorlaufen, die wir uns sonst, bei mehr Haltung und folglich bei mehr Verstellung, nicht eingestehen würden. Wir werden lässig, uns selber etwas vorzumachen, und siehe! da kommt die Wahrheit über uns.

593.

(Vgl. unten S. 407, Aph. 600.)

Ich kenne einen, der sich durch den kleinen Windhauch seiner „Freiheit“ so verwöhnt hat, dass die Vorstellung, zu einer Partei zu gehören, ihm Angstschweiss macht, — selbst wenn es seine eigne Partei wäre.

594.

(Vgl. Nachträge zu den Vermischten Meinungen und Sprüchen, Aph. 56.)

Ich weiss, wie armselig ihr euch neben dem Schwunge dieses Idealismus ausnehmt (der den Materialismus und die Skepsis auf seinen Rücken nimmt und gegen die Sonne trägt), aber ich gehe mit euch und stelle mich euch gleich, mehr noch, ich mache mich schlecht.

595.

Für jeden Abfall eines Freundes eine höhere Seele eintauschen.

596.

Hauptunterschied: den einen schwebt ein Musterzustand der Dinge ausser ihnen vor, wo diese auf das

angenehmste für sie auf ihnen gleichsam spielen (die Politiker, Socialisten u. s. w.). Den andern ein Musterzustand ihrer selber, wo sie auf den äussern Dingen und Menschen auf das angenehmste für sie spielen: letzteres das Ideal der productiven Naturen, ersteres das der lästig Arbeitenden: sie wollen lieber Passiva sein! Die einen die Herrschsüchtigen und die andern die Sclaven. Die ersten zweifeln nicht, wenn sie so und so sein werden, dass sie dem Weltinstrument die herrlichsten Töne entlocken werden: und die letzteren zweifeln nicht, dass wenn alles fest geordnet und frei vom Individuum (dem Herrscher) gemacht wird, alles vorherzusehn ist, und sie lauter angenehme Eindrücke vom Leben haben werden. „Ausdrückliche und eindrückliche Menschen."

597.

(Vgl. oben S. 366, Aph. 456.)

Ich rede nicht zu den Schwachen: diese wollen gehorchen und stürzen überall auf die Sclaverei los. Wir fühlen uns angesichts der unerbittlichen Natur immer noch selber als unerbittliche Natur! — Aber ich habe die Kraft gefunden, wo man sie nicht sucht, in einfachen, milden und gefälligen Menschen ohne den geringsten Hang zum Herrschen, — und umgekehrt ist mir der Hang zu herrschen oft als ein inneres Merkmal von Schwäche erschienen: sie fürchten ihre Sclavenseele und werfen ihr einen Königsmantel um (sie werden zuletzt doch die Sclaven ihrer Anhänger, ihres Rufs u. s. w.). Die mächtigen Naturen herrschen, es ist eine Nothwendigkeit, sie werden keinen Finger rühren. Und wenn sie bei Lebzeiten in einen Garten sich vergraben!

598.

(Vgl. Morgenröthe, Aph. 449; Fröhliche Wissenschaft, Aph. 311.)

Das „doppelte Gelächter“ (Epiktet), wenn er eine erhabenere Position, als er ertragen konnte, einnimmt und wieder verlässt. Ach, auch dies wollen wir ertragen, ja wir wollen zum Scheine zurückkehren und unsern Mitmenschen zu ihrem Leben Muth machen, dadurch dass wir ihnen Gelegenheit geben, doppelt über uns zu lachen. — Wir wollen unser Ziel auf Umwegen erreichen und, indem wir uns den andern nähern, sie täuschen, um ihretwillen. — Die geradlinigen Wege, zum Beispiel Christus, Napoleon, setzen Verachtung der Menschen voraus, wie weit auch die Liebe Christi zu den Menschen gieng (denn die gnädige Liebe Christi ist doch fern davon, ein Sünder sein zu wollen um der Sünder willen).

599.

(Vgl. oben S. 241, Aph. 149; S. 255, Aph. 180.)

Unsre Musterbilder sind construirt nach dem, was uns an uns das meiste Vergnügen machen würde, wenn wir es erreichten, und was wir anderseits für möglich (im Bereich unsrer Kräfte und unsrer Lage) halten, zu erreichen. Ein Überblick über unsre Lustempfindungen und über unsre Kraft und den Process nebst Bedingungen ist die Voraussetzung, — eine hohe Leistung des Intellects: meistens wird es eine Verzeichnung sein müssen! Deshalb lassen sich die meisten ein Musterbild geben: und den Zwang dazu, es nachzubilden („Pflicht“, eine Art geglaubter Kraft, anstatt einer erkannten). Das Verfehlen seines Bildes und die Verfehlung der Nachbildung macht viele schwere Unzufriedenheit, — diese Malerei hat auch selten Meister. Man zeichnet sein

Leben lang herum, um ein nachbildungsfähiges Muster zu erlangen: wir formen es nach dem, was wir erreicht haben und decretiren es als das Muster, — oft aus Verzweiflung.

600.

(Vgl. oben S. 238, Aph. 140.)

Mein Ziel ist nichts für jedermann, deshalb ist es doch mittheilbar, der Ähnlichen wegen sowohl, als weil die Entgegengesetzten daraus Kraft und Lust gewinnen werden, sich ihr Wesen ebenfalls zu formuliren und in wirkenden Geist umzusetzen. Ich will allen, welche ihr Muster suchen, helfen, indem ich zeige, wie man ein Muster sucht: und meine grösste Freude ist, den individuellen Mustern zu begegnen, welche nicht mir gleichen. Hol der Teufel alle Nachahmer und Anhänger und Lobredner und Anstauner und Hingebenden!

601.

Für einen, der ein Musterbild erreichen will, besteht das Angenehme darin, Menschen zu sehen, die das ihre erreicht haben. Die unreinen unklaren hybriden Gebilde sind ihm greulich! Das tritt dann an die Stelle von „guten“ und „bösen“ Menschen!

602.

(Vgl. Bd. XII, Wiederkunft des Gleichen, Aph. 171.)

Der höchste Grad von Individualität wird erreicht, wenn jemand in höchster Anarchie sein Reich gründet als Einsiedler.

603.

(Vgl. Morgenröthe, Aph. 543.)

Und wenn es die Entscheidung über euer Leben gilt, wie könnt ihr euch jemandem anvertrauen, sei es ein

Christus oder Plato oder Goethe! Aber euer Glaube muss so blind, so unbedingt, so fanatisch sein, damit ihr das Lied eures schlechten Gewissens übertönt, damit ihr euch vor euch selber Muth macht mit der Energie eurer Töne und Bewegungen. O ihr Schauspieler vor euch selber!

604.

(Vgl. oben S. 365, Aph. 453.)

Die Rangordnung der denkenden Geister ist erst noch zu machen. Bisher hat man die Philosophen zu sehr als Künstler behandelt, ihre Gabe der Darstellung, ihre Phantasie, ihr Coloritgebenkönnen als Argumente ihrer Genialität behandelt: aber den Grad ihrer Gerechtigkeit, Selbstbändigung ausser Acht gelassen: eigentlich sie ausserhalb der Moral beurtheilt. Ihre Wirkung entschied, und wer auf die empfänglichsten Menschen, solche, welchen ihr Dank rhythmisch über die Lippen quoll, wirkte, galt als der grösste: also der Begeisterer der Jugend!

605.

Wenn doch die Künstler wüssten, was für Phantasie jede grössere Erkenntniss zur Voraussetzung hat, wie viel erdacht und erblühen muss, um unbarmherzig abgeschnitten zu werden! Wir sind ein Fruchtgarten: meint ihr denn, es sei so leicht, die anmuthigsten Erfindungen und Hypothesen einfach zu annulliren? Wir sind gegen uns fast grausam, aber um der Früchte willen, die ihr und alle haben sollt! — Goethe wusste es, was zum wissenschaftlichen Menschen gehört: er ist ein Ideal, in dem alle menschlichen Tüchtigkeiten sich vereinigen, wie alle Ströme im Meer. Warum beurtheilt ihr ihn nach den Arbeitern des Geistes? Wir beurtheilen euch ja auch nicht nach euren Farbenreibern und Statisten.

606.

Manche Philosophen entsprechen vergangenen Zuständen, manche gegenwärtigen, manche zukünftigen und manche unwirklichen.

607.

Ist nicht unsere Denkfreigeisterei als ein übertriebenes einseitiges Handeln aufzufassen, dem das Gegengewicht abhanden gekommen ist? Wird nicht auch der Künstler häufig durch sein künstlerisches Schaffen aus seinem Centrum geworfen? Sind nicht Sich-verhehlen, Sich-vergessen, Sich-verleugnen die Gefahren des fruchtbaren Einsamen?

608.

Der beste und geistigste Mensch hat den groben beleidigenden Anblick des betrügenden und absichtlich sich bejahenden Menschen (auf Unkosten der andern) von seinen Augen entfernt, er hat sich in so feine und schleierhafte Sphären zurückgezogen, wo jenes Element engelhaft erscheint. Er ist der feinste Ungerechte, er hat verstanden, den Augenschein gegen seine Ungerechtigkeit zu haben.

609.

(Vgl. oben S. 365, Aph. 451.)

Habt ihr euch geübt, an andre zu denken und für sie etwas zu thun, so bleibt, wenn euch unmöglich ist, euer Ziel zu erreichen, sehr viel übrig: nämlich das der andern zu fördern. Es ist gut und klug, diese zwei Saiten zum Spielen zu haben. Die andern begreifen und auf uns von ihnen aus hinzusehen, ist unentbehrlich für den Denker.

610.

Wie die Natur nicht nach Zwecken verfährt, so sollte der Denker auch nicht nach Zwecken denken, das heisst nichts suchen, nichts beweisen oder widerlegen wollen, aber so wie bei einem Musikstück zuhören: er trägt einen Eindruck davon, je wie viel oder wie wenig er gehört hat. Dieser Eindruck entsteht aus einer Vergleichung dessen, was man früher an Eindrücken von Musik gehabt hat, man muss diese Art Sprache verstehen; je feiner man sie versteht, desto grösser ist Lust und Unlust dabei. Der grobe Mensch geniesst das Leben wie die Musik jeder Art, wesentlich als Genuss und Lust. — Die feineren Kunstfreuden sowie die feineren Erkenntnisse muss man theuer erkaufen, das heisst zu oft durch Enttäuschung Unbehagen leiden. — Die Masse und die Häufigkeit des musikalischen Genusses nimmt mit der Verfeinerung des Geschmacks ab, — ist das ein Gegengrund gegen die Entwicklung der Musik und die Pflege derselben? Und ist es nicht in allem so, auch in der Erkenntniss? An was für Dingen hat ein Kind Erkenntnissfreuden? Und wie grosse!

611.

(Vgl. oben S. 224, Aph. 113; Bd. XII, Nachträge zur fröhlichen Wissenschaft, Aph. 7.)

Bisher gab es Verherrlicher des Menschen und Verunglimpfer desselben, beide aber vom moralischen Standpunkte aus. La Rochefoucauld und die Christen fanden den Anblick des Menschen hässlich: dies ist aber ein moralisches Urtheil, und ein andres kannte man nicht! Wir rechnen ihn zur Natur, die weder böse noch gut ist, und finden ihn dort nicht immer hässlich,

wo ihn jene verabscheuten, und da nicht immer schön, wo ihn jene verherrlichten. Was ist hier schön und hässlich? Das Complicirt-Zweckmässige, was den Verstand irrt und überlistet, das Taschenspielerhafte daran; dann die Ausdrucksfähigkeit und die Macht des Ausdrucks selber. Der grosse Bogen seiner Pläne und Ideale. Seine Geschichte. Seine Art, sich zu berauschen. Es ist ein Studium ohne Ende, dieses Thier! Es ist kein Schmutzfleck in der Natur, das haben wir erst hineingelegt. Wir haben diesen „Schmutz" zu oberflächlich behandelt. Es gehören Niederländer-Augen dazu, auch hier die Schönheit zu entdecken.

612.

(Vgl. Morgenröthe, Aph. 429, 539.)

Wenn wir essen, spazieren gehen, gesellig oder einsam leben, es soll bis in's Kleinste die hohe Absicht unsrer Leidenschaft uns dabei bestimmen, und zwar so, dass sie die Vernunft und die Wissenschaft in ihren Dienst genommen und mit tiefer Gluth die gerade für sie passenden Weisungen von ihr abfragt. Nicht blind sein, wenn auch grossen Trieben folgen: sondern die ganze bisherige Erkenntniss heranziehn: so allein denkt man hoch genug von sich: alles was bisher erkannt wurde, ist werth, deiner Leidenschaft zu dienen. Wer sich leicht mit der Wissenschaft abfindet oder phantastisch wird bei ihrem Gebrauche, hat nicht die tiefe untrügliche Ehrfurcht vor seiner Leidenschaft, der kein Opfer zu gross ist. Unser Wesen auf die ganze Welt bisheriger Erfahrungen der Menschheit stützen! — Ihr macht Partei und übt Liebe und Hass, — hättet ihr mehr Ehrfurcht vor eurem Werk, hieltet ihr es ernstlich für eine wichtige Angelegenheit, so würdet ihr Grauen empfinden,

euer Urtheil so zu blenden, ihr müsstet mit Gluth die Erkenntniss befragen und über euch selber redlich werden. Die Leidenschaft treibt uns immer wieder aus unsrer Ruhe hinaus: unser Ideal will immer höhere Bestätigungen und Opfer, und dadurch selber immer wachsen und sich reinigen. — Ihr seid in euch verliebt, aber es ist eine vorübergehende Laune, ein kleines Stückchen Geschlechtstrieb, ihr ahnt es auch, dass man Launen mit Launen befriedigen muss, ihr seid nur beliebig! Oder ihr seid ehrgeizig verliebt in euer Ideal und thut für dasselbe alles, was unter Menschen Aufsehen und Ansehen macht, es ist euch Öffentlichkeit eurer Leidenschaft nöthig, im Stillsten und Geheimsten langweilt ihr euch dabei. Ihr schafft euer Werk, aber das Spiegelbild euer selbst in den Köpfen andrer ist das Ziel, das hinter dem Werke steht, es ist ein Vergrösserungsglas, das ihr den andern vor die Augen haltet, wenn sie nach euch hinblicken!

613.

(Vgl. oben S. 334, Aph. 359.)

Ich wünsche, der Wissenschaft etwas die Feierlichkeit zu nehmen, — es ist jetzt eine Lustbarkeit geworden, da keine Sorgen hinter ihr sind. Ich glaube, es ist bald ein Überschuss von Geist da, der verschwendet werden muss!

Bis jetzt machen wir uns die Dinge noch schwer (zum Beispiel bei der Übervölkerung), weil wir nicht wagen, unsre neuen Werthschätzungen durchzuführen. Man muss es bald dem Leben anmerken, dass mit einem Überschuss von Geist gelebt wird!

614.

(Vgl. oben S. 379, Aph. 504.)

Menschen um sich aussuchen, mit denen man sein ideales Menschenthum bewahren und zeigen kann. Sich zuerst die Aufgabe leichter machen und dann fremdere Menschen allmählich in den Kreis hineinnehmen. — Zuerst aber seinen Kreis bilden, andere fortjagen.

Vielleicht führen wir so Zustände herbei, die die Selections-Zweckmässigkeit erst in Jahrtausenden und einer viel geschwächteren Menschheit bietet! (wie ihr Maass an Intellect nun einmal ist!) Die Lichtverschwendung der Sonne u. s. w.

615.

Fast überall auf Erden, wo eine Kirche, ein Tempel steht oder stand, hat sich einmal ein Wunder begeben, das heisst: der Pilz der sacralen Baukunst schiesst überall dort auf, wo religiösen Menschen ein kleiner Irrsinn begegnete. Hat man je schon an einem Orte gebaut, wo einem Menschen eine grosse Wahrheit zuerst aufleuchtete? Wahrscheinlich nicht; aber warum auch, eine solche Wahrheit will kritisirt, nicht angebetet sein.

616.

Hundert tiefe Einsamkeiten bilden zusammen die Stadt Venedig, — dies ihr Zauber. Ein Bild für die Menschen der Zukunft.

617.

(Vgl. Bd. XII, Nachträge z. Fröhlichen Wissenschaft, Aph. 126.)

Woran liegt es, dass ich immer nach Menschen dürste, welche nicht angesichts der Natur, eines Ganges auf der befestigten Höhe über Genua, klein werden? Weiss ich sie nicht zu finden?

618.

Der Glaube an uns ist die stärkste Fessel und der höchste Peitschenschlag — und der stärkste Flügel. Das Christenthum hätte die Unschuld des Menschen als Glaubensartikel aufstellen sollen, — die Menschen wären Götter geworden: damals konnte man noch glauben.

619.

So lange alle menschlichen, socialen, moralischen Bande abstreifen, bis wir tanzen und springen können wie die Kinder.

620.

Ich habe oft geglaubt, dass ich die Menschen belehren könne, und eine aus Stolz und Liebe gemischte Empfindung gegen sie gehabt. Jetzt, am Schlusse, sehe ich ein, dass ich nichts zu lehren habe, aber dass ich von Herzen bitte, es möchte solche geben, welche mich würdigten, von ihnen zu lernen: denn die Fragen, die ich mir aufgeworfen habe, sind mächtig.

621.

(Vgl. Morgenröthe, Aph. 330.)

Erhebt euch und geht, Freunde, schon viel zu lange habt ihr mich reden lassen. Der Wind wird kühler und lebhafter, das Gras auch, — diese stille Höhe zittert, und es geht gen Abend. Geht und thut sofort, ich bitte euch, wenn ihr in das Thal kommt, eine kleine Thorheit, damit alle Welt sehe, wessen ihr hier von mir belehrt seid.

Diese Gesammtausgabe der Werke Friedrich Nietzsche's wird im Auftrage seiner Angehörigen veranstaltet.

Herausgeber dieses Bandes ist Fritz Koegel.

Beendigung des Drucks: Mitte Mai 1897.

Nachbericht.

Allgemeines.

Den Nachberichten zum elften und zwölften Bande sind einige allgemeine Bemerkungen vorauszuschicken.

In der Einleitung zur zweiten Abtheilung (Bd. IX, S. XIII) ist geschildert worden, wie Nietzsche seine Gedanken zuerst auf Spaziergängen, im Augenblicke ihrer Geburt, in Taschenbücher aufzeichnet und sie dann aus diesen ersten, meist mehr oder minder aphoristischen Notizen, erweitert und ausgeführt, in Sammelhefte überträgt. Auf dem Wege vom Taschenbuch zur stilisirten Ausführung hat er manche Bemerkung übersehen, andre mag er übertragen haben, aber in Aufzeichnungen, die uns nicht erhalten sind; einzelne Notizbücher sind nur zum Theil für spätere Aufzeichnungen benutzt. Auch war Nietzsche, in dem steten Flusse seiner schnell strömenden Entwicklung, wenig geneigt, alte Notizen, aus denen er für ein entstehendes Buch geschöpft hatte, nachträglich noch auszuschöpfen.

Da aus den Jahren 1876—1885 zahlreiche Notizbücher erhalten sind, ist für die mittlere Periode eine verhältnissmässig

reiche Ausbeute aus ihnen gewonnen worden. Während der Inhalt des neunten und zehnten Bandes nur auf ausgeführten Niederschriften beruht, und aus den letzten Jahren (1885—1888) nur drei Notizhefte vorhanden sind, konnten für die vorliegenden zwei Bände, ausser 29 Schreibheften und einem starken Convolut loser Blätter, 39 meist vollbeschriebene Notizbücher, deren Umfang durchschnittlich zwischen 50 und 200 Seiten schwankt, durchgearbeitet werden.

Die Auswahl des zu Druckenden musste hier noch strenger sein als anderswo. Ungedruckt geblieben sind (abgesehen von allen Stellen, die Nietzsche selbst für seine gedruckten Werke schon verarbeitet hat) alle nur vorbereitenden Skizzen, die durch spätere Ausführungen entwerthet sind, desgleichen blosse, an sich unergiebige Gedanken-Schemata, die nur durch die Ausführung Leben gewonnen haben würden. Reine Varianten konnten um so weniger Einlass finden, da ihnen in der Notizbuchfassung der Reiz der ausgeführten, künstlerischen Form meistens fehlt. Wenn dem Herausgeber bei der Auswahl hier und da etwas Menschliches zugestossen sein sollte, indem er einer vielleicht zweifelhaften Stelle den Einlass nicht verweigert hat, so glaubt er auf billige Nachsicht rechnen zu dürfen für derlei kleine Versehen und Inconsequenzen, die freilich denen nicht unterlaufen können, die sich jeder eigenen Entscheidung begeben und, bis zum bedeutungslosesten Zettel herab, alles Beschriebene abdrucken. Auch möge man in solchen Fällen erwägen, dass sich von verschiedenen Gesichtspunkten aus vieles für und wider eine jede solcher Entscheidungen sagen lässt, und dass auch weichere und härtere Stimmungen, Ab- und Zuneigungen heimlich mithineinreden und die Wege der strengen Consequenz gelegentlich kreuzen.

Die durch ihre Entstehung verursachte aphoristische Natur dieser Aufzeichnungen ist dem Stilcharakter der Aphorismenbücher der mittleren Periode gemäss. In den auf Nietzsche's eigne Entwicklung und seine innern Erlebnisse bezüglichen Partien haben diese intimen Taschenbuchnotizen einen persönlicheren, mehr selbstbiographischen Charakter, als die entspre-

chenden ausgeführten Aphorismen seiner Schriften. — Die Flüchtigkeit der zum Theil auf ungenügender Unterlage, im Stehen geschriebenen Schriftzüge hat der Entzifferung hier und da bei einzelnen Worten Schwierigkeiten bereitet, die sich aber nirgends als unüberwindlich erwiesen haben. Ich möchte nicht unterlassen, meinem Freunde Rudolf Steiner, für den thätigen Antheil bei der Entzifferung schwieriger Worte, auch an dieser Stelle zu danken. Schreibversehen und Entstellungen, die in solchen Augenblicksskizzen naturgemäss häufiger vorkommen, sind im Druck beseitigt worden. Unvollkommen oder gar nicht stilisirte Stellen sind in ihrem Rohzustande, ohne verbessernde Eingriffe gedruckt.

Die vielfachen Beziehungen zu früheren und späteren Gedanken, an denen der Inhalt dieser Bände besonders reich ist, haben zur Verwendung eines neuen technischen Hülfsmittels geführt: es musste auf die Parallelstellen verwiesen werden, die sich an andern Orten, sowohl der früher gedruckten Werke, als auch der Nachtragsbände finden. Für die Nachträge der zwei Bände des „Menschlichen“ sind diese Verweisungen auf den Nachbericht verspart worden; als sie aber in den umfangreichen, fruchtbaren Vorarbeiten der „Morgenröthe“ immer häufiger wurden, schien es im Interesse der leichteren Benutzung geboten, sie in den Text selber, an den Kopf der einzelnen Aphorismen zu setzen. — Die Verweisungen dienen mehr als einem Zwecke. Einmal weisen sie den Weg zu einer vergleichenden, zusammenhängenden Betrachtung von Nietzsche's Ideen, indem sie den Leser auf die verwandten Hauptgedanken aufmerksam machen. Erschöpfende Vollständigkeit ist dabei weder möglich noch erstrebenswerth: unter der Fülle von Parallelgedanken, die man bis zur völligen Unübersichtlichkeit häufen könnte, mussten die bedeutsamsten und dem betreffenden Aphorismus nächststehenden Hauptstellen ausgewählt werden. Auch ist darauf gerechnet, dass ein aufmerksamer Leser nicht bei jedem einzelnen Aphorismus die Wiederholung einer kurz vorher bereits gegebenen Verweisung wieder nöthig hat. Besonders wichtig für die Arbeit des Herausgebers sind die Ver-

weisungen dort, wo sie auf Stellen der früheren Werke sich beziehen, zu denen die jetzt neu gedruckten Nachträge Varianten sind. In solchen Fällen soll die Verweisung dem Leser anzeigen, dass das Vorhandensein von Parallelstellen dem Herausgeber bekannt ist, dass er es aber, um gewisser Abweichungen oder um des Zeitpunktes willen, in dem ein Gedanke zuerst ausgesprochen wird, oder aus andern, in jedem einzelnen Falle wohl erkennbaren Absichten für nöthig hielt, diese Varianten doch zu bringen. — Nicht selten wird durch die Verweisung auf directe Widersprüche in Nietzsche's Anschauung zu verschiedenen Zeiten, oder auf die verschiedene Schattirung und Formulirung derselben Begriffe im Laufe seiner Entwicklung, ausdrücklich hingedeutet. — Häufig bezieht sich die Verweisung nicht auf den ganzen Inhalt der Aphorismen, sondern auf einen einzelnen Satz, einzelne Gedanken, einzelne Wendungen und Bilder, die beiden Stellen gemeinsam sind: hier muss es der aufmerksamen Betrachtung des Lesers überlassen bleiben, den Vergleichungspunkt aufzufinden. — Die Verweisungen innerhalb der zweiten Abtheilung dieser Ausgabe können im allgemeinen nur nach rückwärts, auf die bereits erschienenen Schriften und Entwürfe, nicht auf die noch unbearbeiteten Schlussbände ausgedehnt werden: ein unvermeidlicher Übelstand, der sich übrigens dadurch mildert, dass durch die rückwärts greifenden Verweisungen der späteren Bände die Verbindung wenigstens von einer Seite hergestellt wird. Eine Ausnahme machen die den Nachberichten angehängten Verweisungen: da sie endgültig erst redigirt wurden, als die beiden Bände (11 und 12) fertig vorlagen, konnte hier auch vom elften in den zwölften Band verwiesen werden. — Auf den „Zarathustra" wird im allgemeinen nicht verwiesen: seine poetische Form ist der Gedanken-Entwicklung der andern Schriften zu wenig conform. Bei Betrachtung der nicht häufigen Stellen, an denen doch Verweisungen auf den „Zarathustra" gegeben werden, lassen sich die Motive der Ausnahmen jedesmal auffinden. Hingegen mussten in den „Nachträgen zum Zarathustra" (Bd. XII, S. 191—329) sowohl der „Zarathustra" selbst wie die Parallelstellen der andern Schriften und Entwürfe herangezogen werden.

Bei der Einordnung der einzelnen Aphorismen ist der Herausgeber überall den Dispositionen Nietzsche's gefolgt: doch hat er sich strenger als der Autor selbst an die logische Ordnung der Gedanken halten müssen. Nietzsche liebt es, in seinen Aphorismenbüchern, sowohl bei der Einordnung unter die Haupttheile, wie in der Reihenfolge der einzelnen Aphorismen, die streng logische Folge der Gedanken zu Gunsten einer gewissen ästhetischen Willkür zu unterbrechen: dem Herausgeber sind solche Freiheiten untersagt, er musste in der Disposition des Ganzen, wie in der Reihenfolge des Einzelnen klare, logische Gliederung des Gedankenstoffs als oberstes Gesetz gelten lassen. In den zahlreichen Fällen, wo Zweifel obwalten konnten, welchem der Hauptabschnitte ein Aphorismus zugehöre, und wo die nach verschiedenen Seiten hin ausstrahlenden Beziehungen eine allen Zweifeln enthobene Entscheidung unmöglich machten, musste nach sorgfältiger Prüfung das Ermessen des Herausgebers entscheiden. In solchen Fällen tritt die Freiheit des persönlichen Geschmacks in ihr Recht.

Vielleicht ist es nicht überflüssig, ausdrücklich darauf hinzuweisen, dass die Nachberichte nur knapp und summarisch, unter Weglassung jeder unfruchtbaren Einzelheit, über die mitgetheilten Entwürfe, ihre Beziehungen zu früheren, gedruckten Werken Nietzsche's, über das zum Abdruck verwendete handschriftliche Material und dergleichen mit der Herausgabe direct zusammenhängende Fragen, Auskunft geben sollen. Wenn sie hier und da auf einige aus der Entstehung und der Natur des neugedruckten Materials sich direct ergebende Consequenzen für Nietzsche's innere Entwicklung hinweisen, so vermeiden sie es doch überall und grundsätzlich, in die wissenschaftlich-kritische Verarbeitung der Philosophie Nietzsche's hinüberzugreifen. Insbesondere wird nicht beabsichtigt, über das Verhältniss Nietzsche's zu philosophischen Vorgängern, litterarischen Quellen und geistigen Anregungen andrer Art Auskunft zu geben. Das alles würde einen umfangreichen kritischen Apparat nothwendig machen, auf den für diese Ausgabe absichtlich verzichtet worden ist: es bleibt den Untersuchungen späterer Commentatoren vorbehalten.

Nachträge zum Menschlichen, Allzumenschlichen.

Die Nachträge zum ersten Bande des „Menschlichen, Allzumenschlichen“ zerfallen in zwei Hauptabtheilungen: die „Pflugschar“ und die „Sorrentiner Papiere“.

Die Entstehung des „Menschlichen, Allzumenschlichen“ ist im Nachberichte des zweiten Bandes und der Einleitung zum neunten Bande (S. XVIII—XIX) skizzirt worden. Hier sei daran erinnert, dass Nietzsche die ersten Aufzeichnungen Ende Juli 1876 in Klingenbrunn im Bayrischen Walde begann und im August, während der Festspiele, in Bayreuth fortsetzte. Er selbst schreibt darüber: „Die Anfänge dieses Buchs gehören mitten in die Wochen der Bayreuther Festspiele hinein; eine tiefe Fremdheit gegen alles, was mich dort umgab, ist eine seiner Voraussetzungen . . . . In Klingenbrunn schrieb ich von Zeit zu Zeit, unter dem Gesammttitel „Die Pflugschar“, einen Satz in mein Taschenbuch, lauter harte Psychologica, die sich vielleicht im „Menschlichen, Allzumenschlichen“ noch wiederfinden lassen.“ Im September schrieb Herr Peter Gast in Basel nach Nietzsche's Dictat die bis dahin entstandenen Gedanken der „Pflugschar“ in ein Heft. Ausser diesem Hefte sind ein Taschenbuch aus Klingenbrunn, sowie eigenhändige umfänglichere zweite Aufzeichnungen erhalten, aus denen Nietzsche Herrn Peter Gast dictirt hat.

Der Abdruck auf Seite 11—34 bringt nur solche Aphorismen der „Pflugschar“, die nicht von Nietzsche in die zwei Bände des „Menschlichen“ aufgenommen sind. Um des Gesammteindrucks willen sind dabei Anklänge an bereits gedruckte Gedanken (vgl. die Verweisungen) nicht ängstlich vermieden worden. Die Anordnung folgt der Disposition, die Nietzsche selbst beim Dictat der „Pflugschar“ eingehalten hat. Eine spätere, erweiterte Disposition enthält folgende Abschnitte:

1. Hauptstück: Freie und gebundene Geister.
2. „ Die Erleichterung des Lebens.
3. „ Stände und Beschäftigungen.
4. „ Weib und Kind.
5. „ Die Gesellschaft.
6. „ Der Mensch mit sich allein.
7. „ Die Schule der Erzieher.

Damit man einen vollen Überblick über den Umfang und die Bedeutung dieser Aufzeichnungen gewinnen könne, aus denen das „Menschliche" herausgewachsen ist, folgen hier die Aphorismen der „Pflugschar", die in das „Menschliche" übergegangen sind. Dem Abschnitt der „Pflugschar": „Wege zur geistigen Freiheit" sind die Aphorismen 30, 122, 200, 224—229, 233 bis 235, 282—291, 360, 403, 447, 525, 548, 619 des „Menschlichen" entnommen; dem Abschnitt: „Menschliches, Allzumenschliches" die Aphorismen 4, 46, 59, 66, 76, 83, 84, 90, 206, 269, 309—312, 323, 327, 329, 335, 336, 343, 347, 350, 353, 369, 370, 413, 444, 445, 453, 462, 470, 475, 493, 514, 518, 522, 551, 552, 568, 577, 580, 584, 586, 606, 609, 624. Aus demselben Abschnitt stammen die Aphorismen 95, 130 der „Vermischten Meinungen und Sprüche", sowie 203 und 323 des „Wanderers". Aus dem Abschnitt: „Das leichte Leben" kommen die Aphorismen 31—33, 108, 117, 141, 148, 151, 279, 280, 549, 555, 591 des „Menschlichen"; aus dem Abschnitt: „Weib und Kind": 378—380, 382, 386, 392, 393, 400, 401, 404—406, 411, 421, 423, 523, 539; aus dem Abschnitt: „Über die Griechen" die Aphorismen 114, 125, 154, 158, 262, 474 und Aphorismus 220 der „Vermischten Meinungen und Sprüche". Im ganzen sind also 115 Nummern der „Pflugschar" in den ersten, 5 in den zweiten Band des „Menschlichen, Allzumenschlichen" aufgenommen.

Eine Betrachtung dieses vollständigen Materials lehrt, dass die Grundgedanken des späteren Buches bereits in der „Pflugschar" enthalten waren; besonders sind die entscheidenden Gedanken über die unlogische Grundnatur des Daseins (Aph. 31 bis 33), über die freien und die gebundenen Geister („Mensch-

liches", Aph. 224—229), die Entstehung des Genius (Aph. 233 bis 235), die Psychologie des contemplativen Freigeistes (Aph. 279 bis 291), die Ideen über den Freigeist und die Ehe, die Ansätze zur psychologischen Analyse des asketischen Christenthums, ferner eine grosse Reihe der harten, illusionslosen moralistisch-psychologischen Aphorismen in der „Pflugschar" bereits enthalten. Hierin liegt ein unwiderleglicher Beweis dafür, dass es falsch ist, die neue Richtung, die Nietzsche mit dem „Menschlichen, Allzumenschlichen" beginnt, auf den bestimmenden Einfluss Rée's zurückzuführen. Nietzsche selbst schreibt hierüber im Frühjahr 1878, kurz nach dem Erscheinen des „Menschlichen" an Rohde: „Beiläufig: suche nur immer mich in meinem Buche und nicht Freund Rée. Ich bin stolz darauf, dessen herrliche Eigenschaften und Ziele entdeckt zu haben, aber auf die Conception meiner *„philosophia in nuce"* hat er nicht den allergeringsten Einfluss gehabt: die war fertig und zu einem guten Theile dem Papier anvertraut, als ich im Herbste 1876 seine nähere Bekanntschaft machte. Wir fanden einander auf gleicher Stufe vor: der Genuss unserer Gespräche war grenzenlos, der Vortheil gewiss sehr gross, auf beiden Seiten, so dass Rée mit liebevoller Übertreibung mir in sein Buch („Ursprung der moralischen Empfindungen") schrieb: „dem Vater dieser Schrift dankbarst deren Mutter". Und im *Ecce homo* (Ende 1888) sagt er: „Ich habe die hoffnungslosen unter meinen Lesern, zum Beispiel den typischen deutschen Professor, immer daran erkannt, dass sie . . . . das ganze Buch als höheren Réealismus verstehn zu müssen glaubten. — In Wahrheit enthielt es den Widerspruch gegen fünf, sechs Sätze meines Freundes: man möge darüber die Vorrede zur „Genealogie der Moral" nachlesen." Nietzsche wählte damals Rée zu näherem Umgange aus, weil dessen Denkungsart mit seiner eigenen, veränderten Gedankenrichtung verwandt war, und weil er durch die im Herbst 1876 schon völlig entschiedene Krisis sich von seinen alten Freunden bereits innerlich getrennt fühlte. Übrigens gehen die Aphorismen 33, 108, 111, 114, 125, 134, 148, 154, 158, 163, 233—235, 261, 262, 360, 474, 619 des „Menschlichen" (die fast alle auch in der „Pflug-

schar“ stehen) auf eine noch frühere Zeit zurück: sie sind aus Aufzeichnungen vom Herbst 1875 herübergenommen. Aphorismus 2 der „Pflugschar“ ist um Ostern 1876 in Chillon am Genfer See geschrieben.

Bedeutsam ist die auf den ersten Blick befremdende Thatsache, dass die „Pflugschar“ fast keine Bemerkungen über die Kunst enthält, und dass alle entscheidenden Gedanken zur kritischen Analyse der Kunst und der Künstler erst in Sorrent hinzugekommen sind. Hierin liegt ein neuer Beweis dafür, dass die innerliche Abwendung, die sich in den Wochen von Klingenbrunn und Bayreuth vollzog, mehr war, als ein plötzlich ausbrechender Widerwille gegen eine bis dahin verehrte Kunst. Die Enttäuschung über die Wagnerische Musik, die Nietzsche damals befiel, war im Grunde nur die Gelegenheitsursache für eine im Innern längst vorbereitete Abkehr von allen bisher von ihm öffentlich bekannten Anschauungen. Künstlerische Fragen stehen nicht im Centrum dieses Processes: dass Nietzsche jetzt lernte, die Kunst, die Wagnerische insbesondere, mit andern Augen als bisher anzusehn, war nur eine nothwendige Folge seiner neugewordenen Gesammtstimmung.

In Bex, wohin er Anfang October ging, führte Nietzsche die begonnenen Arbeiten fort, mit der Absicht, das bis dahin angesammelte Material zu einer Unzeitgemässen Betrachtung: „Der Freigeist“ abzurunden. Er schreibt am 18. October aus Bex: „Übrigens ist die fünfte „Unzeitgemässe“ fertig: ich brauche nur einen zum dictiren“. Mehrere Dispositions-Ansätze aus Bex ergeben, zusammengestellt, folgende Disposition dieser unausgeführt gebliebenen Betrachtung:

Der Freigeist.

Capitel 1: Die gebundenen Geister.
„ 2: Die Art der höheren Entwicklung, Nothwendigkeit der Freigeisterei.
„ 3: Entstehung des Freigeistes: Entwöhnung, Nicht-Angewöhnung.
„ 4: Theilweise Freigeisterei.

Capitel 5: Der Freigeist in der Gegenwart.
„ 6: Der Freigeist innerhalb einer Cultur: Beispiele.
„ 7: Der Freigeist und der Philosoph.
„ 8: Ziele des Freigeists: Zukunft der Menschheit.
„ 9: Kleine Handlungen der Freiheit wirken mehr als alle Freidenkerei. (Vgl. Morgenröthe, Aph. 149.)

Nietzsche erzählt in der auf Seite 7—9 gedruckten Vorrede zum „Menschlichen", wie er anfangs das Bild des Freigeistes der Gegenwart zu sehen und zu malen suchte, bis ihm das Verwegenere gefiel, den Geist selbst reden zu lassen, ja ihm ein Buch (das „Menschliche, Allzumenschliche") unterzuschieben. So ging die kleinere „Betrachtung" in dem grösseren Buche unter. Wer diese Nachträge aufmerksam liest, wird eine Reihe Gedanken in der für den „Freigeist" bestimmten Fassung noch herausfinden. In der folgenden Disposition aus Mitte Februar 1877, die sich auf das in Sorrent niedergeschriebene Gedankenmaterial zum „Menschlichen" bezieht, wirkt der Plan des „Freigeistes" noch bestimmend nach.

Erziehung zum Freigeist.

Erste Stufe: unter der Herrschaft des persönlichen Nutzens.
Zweite „ unter der Herrschaft des Herkommens.
Dritte „ unter der Herrschaft der Religion.
Vierte „ unter der Herrschaft der Kunst.
Fünfte „ unter der Herrschaft einer metaphysischen Philosophie.
Sechste „ unter dem Gesichtspunkt des allgemeinen Nutzens.
Siebente „ unter der herrschenden Absicht auf Erkenntniss.

Wahrscheinlich aus dem Herbst 1876 stammt eine Notiz eines Taschenbuchs, die angiebt, wie er die zusammenhängende Darstellung der „Unzeitgemässen Betrachtungen" mit den aphoristischen Gedanken zu vereinigen gedachte, die ihm damals in unablässiger Ernte zuströmten: „Sieben Unzeitgemässe Betrachtungen 1873—78; zu jeder Betrachtung Nachträge in

Aphorismen. Später Nachträge zu den Unzeitgemässen Betrachtungen (aphoristisch)". Gleichzeitig entwarf er folgenden Voranschlag für neue „Unzeitgemässe Betrachtungen":

1. Der Freigeist, 1877.
2. Weib und Kind, 1878.
3. Die Griechen, 1879.
4. Die Leichtlebenden, 1880.
5. Eigenthum und Arbeit, 1881.
6. Der Lehrer (der Tod der alten Cultur), 1882.
7. Die Natur, 1883.
8. Die Geselligkeit, 1884.
9. Der Staat, 1885.

In dieser Übersicht fehlt die Betrachtung über die „Religion", die sich in einer gleichzeitigen Zusammenstellung auf derselben Notizbuchseite verzeichnet findet: Nietzsche hat sie bei Aufstellung des zweiten Verzeichnisses offenbar nur übersehen.

Die Absicht, mit diesen neuen Ideen die Reihe der „Unzeitgemässen Betrachtungen" fortzusetzen, nahm also Nietzsche mit nach Sorrent, wo er vom November 1876 bis Mai 1877 den Inhalt des „Menschlichen" „in allen Hauptsachen" niederschrieb. Den ersten Entschluss, die „Unzeitgemässen Betrachtungen" als beendet gelten zu lassen und den Anbruch einer neuen Gedankenwelt auch durch einen neuen Titel anzukündigen, hat er vor Mitte Februar 1877 gefasst; endgültig ging er zur Form des Aphorismenbuchs erst im Winter 1877—78 in Basel über, als Herr Peter Gast unter seiner Beihülfe aus den Sorrentiner Niederschriften das „Menschliche, Allzumenschliche" zusammenstellte.

Die „Sorrentiner Papiere", das heisst die in Sorrent entstandenen Aufzeichnungen, die in Rosenlaui (Sommer 1877) und in Basel nicht wesentlich vermehrt worden sind, scheinen fast vollständig erhalten zu sein. Es ist ein Convolut loser Blätter von ungefähr 450 Seiten, die zum grössten Theil von Nietzsche selbst beschrieben, zum kleineren, nach früheren Aufzeichnungen, seinem Schüler Albert Brenner in Sorrent dictirt

worden sind. Einige zusammenhängende Ausführungen, zum Beispiel die Aphorismen 132—144 über das christliche Erlösungsbedürfniss und die Psychologie der Askese und Heiligkeit, und die Schlusspartien (Aph. 629—637) von der Überzeugung und der Gerechtigkeit sind erst im Winter 1877/1878 redigirt.

Obgleich Nietzsche die Sorrentiner Papiere auch für die „Vermischten Meinungen und Sprüche" und den „Wanderer" benutzt hat, waren sie nicht völlig ausgeschöpft: so konnten für diese Nachträge noch eine Reihe werthvoller Aphorismen gewonnen werden. — Die gereimten Mottis auf Seite 1 und 35 sind Widmungsverse, mit denen Nietzsche das „Menschliche" Freunden übersandt hat. Eine längere Stelle der zweiten Vorrede (S. 8—9) hat er in den Aphorismus 34 des „Menschlichen" aufgenommen. Ein Facsimile des Epilogs („Sorrentiner Papiere", Aph. 125) steht am Anfang des zweiten Bandes dieser Ausgabe. — Der Aphorismus 33 der „Pflugschar" (S. 22) ist aus Versehen auf Seite 44 als No. 15 der „Sorrentiner Papiere" nochmals gedruckt worden. — Grössere Partien der Abschnitte: „Anzeichen höherer und niederer Cultur", „Weib und Kind", „Ein Blick auf den Staat" aus den „Sorrentiner Papieren" und des Abschnitts: „Weib und Kind" der „Pflugschar" sind in der „Zukunft" vom 16. Januar 1897 zuerst veröffentlicht worden; das Capitel: „Der Mensch mit sich allein" der „Sorrentiner Papiere" in der „Kritik" vom 16. Januar 1897.

Auf folgende Parallelstellen ist aufmerksam zu machen:

Zur ersten Vorrede (S. 5) vgl. Morgenröthe, Aph. 454.
Zur zweiten Vorrede (S. 8—9) vgl. Menschliches, Aph. 34.

Die Pflugschar.

Zu Aph. 4 vgl. Bd. X, S. 289, der Staat; Bd. X, S. 376, Nr. 9, Wir Philologen; Nachträge zur Morgenröthe, Aph. 139.
„ „ 5 „ Menschliches, Aph. 6.
„ „ 6 „ Pflugschar, Aph. 43.
„ „ 8 „ Nachträge zu den Vermischten Meinungen und Sprüchen, Aph. 4.
„ „ 10 „ Götzendämmerung, Streifzüge eines Unzeitgemässen, Aph. 14.
„ „ 11 „ Nachträge zur Morgenröthe, Aph. 348, 349.

Zu Aph. 15 vgl. Sorrentiner Papiere, Aph. 24.
„ „ 19 „ Menschliches, Aph. 224.
„ „ 22 „ Sorrentiner Papiere, Aph. 11.
„ „ 23 „ Wanderer, Aph. 30.
„ „ 24 „ Menschliches, Aph. 206.
„ „ 25 „ „ Aph. 581; Sorrentiner Papiere, Aph. 77; Meinungen und Sprüche, Aph. 77.
„ „ 28 „ Menschliches, Aph. 467.
„ „ 29 „ Bd. XII, Böse Weisheit, Aph. 57.
„ „ 30 „ Menschliches, Aph. 28.
„ „ 32 „ „ Aph. 66; Nachträge zur Morgenröthe, Aph. 183
„ „ 33 „ Morgenröthe, Aph. 518.
„ „ 34 „ Menschliches, Aph. 39.
„ „ 35 „ „ Aph. 89; Fröhliche Wissenschaft, Aph. 52.
„ „ 37 „ Sorrentiner Papiere, Aph. 26; Nachträge zur Morgenröthe, Aph. 295.
„ „ 38 „ Meinungen und Sprüche, Aph. 74.
„ „ 43 „ Pflugschar, Aph. 6; Menschliches, Aph. 539.
„ „ 44 „ Genealogie der Moral, 3. Abhandlg., Abschnitt 6.
„ „ 45 „ Menschliches, Aph. 160.
„ „ 51 „ Schopenhauer als Erzieher, Abschnitt 6.
„ „ 52 „ Meinungen und Sprüche, Aph. 156.
„ „ 61 „ Bd. IX, S. 341, Von der Zukunft unserer Bildungsanstalten.
„ „ 62 „ Der neue Umblick, Aph. 8.
„ „ 63 „ Fröhliche Wissenschaft, Aph. 14.
„ „ 64 „ Menschliches, Aph. 378; Bd. XII, Böse Weisheit, Aph. 231.
„ „ 68 „ „ Aph. 385.
„ „ 69 „ „ Aph. 382, 386.
„ „ 71 „ Morgenröthe, Aph. 151; Nachträge zur Morgenröthe, Aph. 337.
„ „ 74 „ Wanderer, Aph. 86.

Die Sorrentiner Papiere.

Zu Aph. 1 vgl. Bd. X, S. 285, Nachträge zu Schopenhauer als Erzieher.
„ „ 2 „ Nachträge zur Morgenröthe, Aph. 220, 449.
„ „ 3 „ Menschliches, Aph. 15, 29.
„ „ 4 „ „ Aph. 40, 519; Bd. XII, Wiederkunft des Gleichen, Aph. 150.
„ „ 5 „ Menschliches, Aph. 16, 18; Bd. XII, Wiederkunft des Gleichen, Aph. 10.
„ „ 6 „ Menschliches, Aph. 272, 292; Nachträge zur Morgenröthe, Aph. 123.
„ „ 7 „ Menschliches, Aph. 17.
„ „ 8 „ „ Aph. 29.

Zu Aph. 10 vgl. Bd. XII, Nachträge zur Fröhlichen Wissenschaft, Aph. 18.
„ „ 11 „ Pflugschar, Aph. 22.
„ „ 12 „ Menschliches, Aph. 20, 36; Nachträge zur Morgenröthe, Aph. 126.
„ „ 14 „ Nachträge zur Morgenröthe, Aph. 546.
„ „ 16 „ Pflugschar, Aph. 25; Meinungen und Sprüche, Aph. 77.
„ „ 17 „ Morgenröthe, Aph. 248, 310.
„ „ 19 „ Sorrentiner Papier, Aph. 34; Menschliches, Aph. 140.
„ „ 20 „ Menschliches, Aph. 60; Morgenröthe, Aph. 362.
„ „ 21 „ „ Aph. 50; Bd. XII, Böse Weisheit, Aph. 162.
„ „ 22 „ Fröhliche Wissenschaft, Aph. 4, 19.
„ „ 24 „ Pflugschar, Aph. 15.
„ „ 26 „ „ Aph. 37; Menschliches, Aph. 80; Nachträge zur Morgenröthe, Aph. 295.
„ „ 27 „ Menschliches, Aph. 25.
„ „ 29 „ „ Aph. 48, 129.
„ „ 30 „ Nachträge zu den Meinungen und Sprüchen, Aph. 30.
„ „ 31 „ Menschliches, Aph. 19.
„ „ 33 „ Meinungen und Sprüche, Aph. 119; Nachträge zur Morgenröthe, Aph. 390.
„ „ 34 „ Sorrentiner Papiere, Aph. 19; Menschliches, Aph. 108; Jenseits, Aph. 229.
„ „ 36 „ Nachträge zur Morgenröthe, Aph. 439.
„ „ 42 „ Menschliches, Aph. 215.
„ „ 43 „ Bd. IX, S. 81, Nr. 2, Nachträge zur Geburt der Tragödie; Neuer Umblick, Aph. 101.
„ „ 45 „ Menschliches, Aph. 149.
„ „ 48 „ Bd. X, S. 439; Nachträge zur Morgenröthe, Aph. 515; Genealogie der Moral, 2. Abhandlg., Abschnitt 6.
„ „ 49 „ Bd. X, S. 417, Nr. 3, Nachträge zu R. Wagner in Bayreuth; Menschliches, Aph. 176.
„ „ 53 „ Menschliches, Aph. 188.
„ „ 54 „ Bd. XII, Wiederkunft des Gleichen, Aph. 146.
„ „ 55 „ Menschliches, Aph. 35.
„ „ 56 „ Meinungen und Sprüche, Aph. 127.
„ „ 57 „ „ „ „ Aph. 120.
„ „ 58 „ Menschliches, Aph. 35.
„ „ 59 „ Nachträge zur Morgenröthe, Aph. 391.
„ „ 63 „ Morgenröthe, Aph. 149.
„ „ 64 „ Menschliches, Aph. 8; Morgenröthe, Aph. 84.
„ „ 67 „ Bd. XII, Wiederkunft des Gleichen, Aph. 195.
„ „ 69 „ Menschliches, Aph. 68.
„ „ 70 „ Nachträge zu den Meinungen und Sprüchen, Aph. 27.

Zu Aph. 71 vgl. Bd. IX, S. 341, von der Zukunft unserer Bildungsanstalten.
„ „ 73 „ Nachträge zur Morgenröthe, Aph. 372; Jenseits, Aph. 252, 253.
„ „ 74 „ Fröhliche Wissenschaft, Aph. 337.
„ „ 75 „ Menschliches, Aph. 244; Bd. XII, Nachträge zu Zarathustra, Nr. 51.
„ „ 79 „ Menschliches, Aph. 86.
„ „ 82 „ „ Aph. 371.
„ „ 83 „ Nachträge zu den Meinungen und Sprüchen, Aph. 40.
„ „ 84 „ Menschliches, Aph. 296, 304, 428; Meinungen und Sprüche, Aph. 241.
„ „ 94 „ Menschliches, Aph. 482.
„ „ 98 „ „ Aph. 235, 439, 446, 451, 452, 462, 480; Meinungen und Sprüche, Aph. 278, 396; Wanderer, Aph. 286.
„ „ 100 „ Menschliches, Aph. 24, 475; Bd. XII, Wiederkunft des Gleichen, Aph. 199; Nachträge zu Zarathustra, Nr. 50.
„ „ 102 „ Bd. XII, Wiederkunft des Gleichen, Aph. 144.
„ „ 103 „ Menschliches, Aph. 253; Neuer Umblick, Aph. 58; Nachträge zur Morgenröthe, Aph. 452.
„ „ 118 „ Menschliches, Aph. 625; Wanderer, Aph. 262.
„ „ 119 „ „ Aph. 381.
„ „ 121 „ Nachträge zur Morgenröthe, Aph. 40.

Der neue Umblick.

Die Entwürfe zum „Neuen Umblick“ liegen in der Zwischenzeit nach dem Erscheinen des ersten Bandes des „Menschlichen“ (Mai 1878) und vor Beginn der Arbeiten an den „Vermischten Meinungen und Sprüchen“, wahrscheinlich fallen sie in den Juni oder Juli 1878. (Die Datirung auf Seite 87: „Herbst“ 1878 ist wahrscheinlich irrig.) Zwei Jahre nach der entscheidenden inneren Krisis, als er ihr bereits fern genug steht, um ihre Voraussetzungen, ihren Verlauf und ihre Wirkungen zu überschauen, fühlt der „Wanderer“ das Bedürfniss, sich und seinen Freunden in einem rück- und vorschauenden Umblick Rechenschaft zu geben über die Motive seiner Loslösung, über die geistige Grundstimmung und die Ziele der neubeschrittenen Bahn. Im Centrum der Betrachtung steht diesmal die Abrechnung mit Wagner, in der sich sachliche Gegnerschaft mit dem Bestreben nach gerecht abwägender Billigkeit vereinigt. Hier spricht ein

Geist, der sich aus den Banden alter Verehrung gelöst hat, der sich vorahnend bewusst ist, dass die Wege seiner eigenen, zur Freiheit und Meisterschaft führenden Entwicklung ihn zum Antipoden seines alten Meisters machen werden, der aber mit milde betrachtendem Auge und mit dem Gefühl des persönlichen Dankes für grosse unersetzbare Erlebnisse und Förderungen auf seiner überwundenen Vergangenheit ruht. In der Reihe der Bekenntnisse Nietzsche's über Wagner ist dieser Entwurf das verbindende Mittelglied, das von den „Gedanken über Wagner" aus dem Januar 1874 (Bd. X, S. 398 ff.) zu den schonungslos scharfen Angriffen in den Nachträgen zur „Morgenröthe" (Aph. 416—448 und Aph. 576—580) und im „Fall Wagner" hinüberleitet.

Die Schrift ist über die Entwürfe der ersten Conceptionsstufe nicht hinausgekommen: drei Notizbücher enthalten die noch ungeordneten, meist mit Bleistift gemachten Gedankenskizzen. Die Vermuthung ist erlaubt, dass Wagner's verdeckte, persönlich gehässige Angriffe im Augustheft der „Bayreuther Blätter" (Publicum und Popularität No. 3) die Ausführung dieses Planes abgeschnitten haben. — Bei der Abfassung der „Meinungen und Sprüche" benutzt Nietzsche diese Aufzeichnungen vielfach, indem er die einzelnen Gedanken ihrer directen Beziehung auf die Kunst und Persönlichkeit Wagner's entkleidet und zu unpersönlich gefassten Sentenzen umformt. Um den Gesammteindruck dieser Entwürfe nicht zu verwischen, sind Nietzsche's Gedanken in ihrer Urgestalt abgedruckt worden, ohne Rücksicht darauf, dass sie im zweiten Bande des „Menschlichen" wieder verwendet worden sind. Vielleicht liegt ein eigner Reiz darin, den Meister des Aphorismus bei seiner umbildenden Arbeit zu belauschen.

Bei der Anordnung des Stoffes ist der Herausgeber, soweit es anging, Nietzsche's eignem, auf Seite 89 gegebenen Plane gefolgt; die Capitelüberschriften und die Einordnung des Einzelnen rühren vom Herausgeber her.

Ausgewählte Lichtstrahlen aus dem „Neuen Umblick" sind in der „Zukunft" vom 23. Januar 1897 veröffentlicht.

Auf folgende Parallelstellen ist aufmerksam zu machen:

Zu Aph. 1 vgl. Nachträge zur Morgenröthe, Aph. 447.
„ „ 2 „ Meinungen und Sprüche, Aph. 191.
„ „ 3 „ „ „ „ Aph. 218; Nachträge zur Morgenröthe, Aph. 581.
„ „ 4 „ „ „ „ Aph. 78.
„ „ 7 „ Neuer Umblick, Aph. 158.
„ „ 8 „ Pflugschar, Aph. 62.
„ „ 10, 11 „ David Friedrich Strauss, Abschnitt 1, 2.
„ „ 15 „ Neuer Umblick, Aph. 160; Bd. IX, S. 163 ff. Nachträge zur Geburt der Tragödie; Nachträge zur Morgenröthe, Aph. 231.
„ „ 16 „ Bd. IX, S. 126, Nr. 2, Nachträge zur Geburt der Tragödie; Bd. X, S. 133, Die Philosophie im tragischen Zeitalter der Griechen.
„ „ 18 „ Geburt der Tragödie, Abschnitt 21.
„ „ 19 „ Schopenhauer als Erzieher, Abschnitt 4.
„ „ 22 „ Bd. IX, S. 353 f., Bayreuther Horizont-Betrachtungen.
„ „ 26 „ Wanderer, Aph. 309.
„ „ 28 „ Meinungen und Sprüche, Aph. 407.
„ „ 29 „ „ „ „ Aph. 157, 402.
„ „ 31 „ Bd. X, S. 402, Nr. 1, Gedanken über Wagner.
„ „ 33 „ Meinungen und Sprüche, Aph. 186.
„ „ 34 „ „ „ „ Aph. 17; Nachträge zur Morgenröthe, Aph. 405.
„ „ 39 „ Fall Wagner, Nachschrift.
„ „ 40 „ Nachträge zur Morgenröthe, Aph. 431.
„ „ 41 „ Fall Wagner, Abschnitt 10.
„ „ 43 „ Meinungen und Sprüche, Aph. 196.
„ „ 44 „ Bd. X, S. 416, Nr. 2, Nachträge zu R. Wagner in Bayreuth.
„ „ 46 „ Meinungen und Sprüche, Aph. 166; Nachträge zur Morgenröthe, Aph. 433.
„ „ 47 „ „ „ „ Aph. 141; Bd. X, S. 398, Gedanken über Wagner.
„ „ 48 „ Bd. X, S. 418, Nr. 1, Nachträge zu R. Wagner in Bayreuth.
„ „ 49 „ Bd. X, S. 399, 401, Nr. 4; Meinungen und Sprüche, Aph. 307, 351.
„ „ 50 „ Bd. X, S. 411, Nr. 2; Nachträge zur Morgenröthe, Aph. 438.
„ „ 52 „ Bd. X, S. 399, Nr. 6.
„ „ 54 „ Fall Wagner, Abschnitt 8.
„ „ 55 „ Richard Wagner in Bayreuth, Abschnitt 2.
„ „ 58 „ Sorrentiner Papiere, Aph. 103.
„ „ 59 „ Meinungen und Sprüche, Aph. 258, 298.

Zu Aph. 60 vgl. Meinungen und Sprüche, Aph. 298; Nachträge zur Morgenröthe, Aph. 443.
„ „ 63 „ Fall Wagner, Nachschrift.
„ „ 65 „ Meinungen und Sprüche, Aph. 284.
„ „ 66 „ „ „ „ Aph. 182; Nachträge zur Morgenröthe, Aph. 416.
„ „ 67 „ Bd. X, S. 397, Nr. 2.
„ „ 68 „ Bd. X, S. 398; Meinungen und Sprüche, Aph. 116, 121; Nachträge zur Morgenröthe, Aph. 434.
„ „ 69 „ Bd. X, S. 398; Fall Wagner, Abschnitt 6.
„ „ 70 „ Richard Wagner in Bayreuth, Abschnitt 2.
„ „ 71 „ Fall Wagner, Abschnitt 3.
„ „ 73 „ Meinungen und Sprüche, Aph. 148.
„ „ 74 „ Fall Wagner, Abschnitt 8.
„ „ 75 „ „ „ „ 6.
„ „ 76 „ Meinungen und Sprüche, Aph. 124; Wanderer, Aph. 165.
„ „ 77 „ „ „ „ Aph. 116; Fall Wagner, Abschnitt 6, 8.
„ „ 78 „ „ „ „ Aph. 80, 115, 154; Wanderer, Aph. 170; Nachträge zur Morgenröthe, Aph. 514.
„ „ 80 „ Bd. X, S. 398.
„ „ 82 „ Fall Wagner, Abschnitt 8.
„ „ 83 „ Meinungen und Sprüche, Aph. 139.
„ „ 84 „ Richard Wagner in Bayreuth, Abschnitt 9.
„ „ 85 „ Menschliches, Aph. 219.
„ „ 86 „ Meinungen und Sprüche, Aph. 144.
„ „ 87 „ „ „ „ Aph. 131.
„ „ 89 „ „ „ „ Aph. 118.
„ „ 92 „ Bd. IX, S. 140 ff. Nachträge zur Geburt der Tragödie; Wanderer, Aph. 163; Nachträge zur Morgenröthe, Aph. 423.
„ „ 93 „ Bd. X, S. 404 ff., S. 408, Nr. 2.
„ „ 95 „ Neuer Umblick, Aph. 105.
„ „ 96 „ Bd. IX, S. 155 f. Nachträge zur Geburt der Tragödie; Bd. X, S. 408, 409.
„ „ 97 „ Bd. IX, S. 152, Nr. 13, Nachträge zur Geburt der Tragödie.
„ „ 101 „ Sorrentiner Papiere, Aph. 43; Nachträge zur Morgenröthe, Aph. 421.
„ „ 102 „ Fall Wagner, Abschnitt 8.
„ „ 103 „ Wanderer, Aph. 165.
„ „ 104 „ Meinungen und Sprüche, Aph. 134; Bd. X, S. 409, Nr. 5.
„ „ 105 „ Neuer Umblick, Aph. 95.
„ „ 107 „ Bd. X, S. 418, Nr. 2.

ZuAph. 108 vgl. Meinungen und Sprüche, Aph. 144; Nachträge zur Morgenröthe, Aph. 422; Fall Wagner, Abschnitt 8, 10.
„ „ 110 „ Bd. X, S. 477; Fall Wagner, Abschnitt 10.
„ „ 111 „ Fall Wagner, Abschnitt 5, 6; Meinungen u. Sprüche, Aph. 163.
„ „ 112 „ „ „ „ „ 6.
„ „ 117 „ Bd. X, S. 418, Nr. 3.
„ „ 118 „ Bd. X, S. 399, Nr. 5.
„ „ 119 „ Bd. X, S. 425.
„ „ 120 „ Richard Wagner in Bayreuth, Abschnitt 9.
„ „ 123 „ Bd. X, S. 399, Nr. 6; Fall Wagner, zweite Nachschrift.
„ „ 124 „ Meinungen und Sprüche, Aph. 138.
„ „ 125 „ Bd. X, S. 410, Nr. 1.
„ „ 128 „ Richard Wagner in Bayreuth, Abschnitt 10.
„ „ 129 „ Bd. X, S. 399, Nr. 5.
„ „ 130 „ Nachträge zur Morgenröthe, Aph. 576, 580.
„ „ 131 „ Bd. X, S. 412, Nr. 3; Meinungen und Sprüche, Aph. 169, 371; Morgenröthe, Aph. 191.
„ „ 132 „ Meinungen und Sprüche, Aph. 173.
„ „ 134 „ Neuer Umblick, Aph. 172.
„ „ 135 „ Meinungen und Sprüche, Aph. 171; Nachträge zur Morgenröthe, Aph. 580.
„ „ 136 „ Bd. X, S. 419, Nr. 6, S. 420, Nr. 7; Nachträge zur Morgenröthe, Aph. 576; Nachträge zur Fröhlichen Wissenschaft, Aph. 56.
„ „ 138 „ Wanderer, Aph. 329.
„ „ 150 „ Neuer Umblick, Aph. 26, 27; Bd. XII, Böse Weisheit, Aph. 196.
„ „ 151 „ Menschliches, Bd. I und II, Vorreden.
„ „ 158 „ Neuer Umblick, Aph. 7.
„ „ 160 „ „ „ Aph. 15; Menschliches II, Vorrede, Abschnitt 3.
„ „ 162 „ Meinungen und Sprüche, Aph. 264.
„ „ 163 „ „ „ „ Aph. 159.
„ „ 166 „ „ „ „ Aph. 250.
„ „ 168 „ „ „ „ Aph. 214.
„ „ 169 „ Menschliches, Aph. 34.
„ „ 171 „ Fall Wagner, Vorwort.
„ „ 172 „ Neuer Umblick, Aph. 134.
„ „ 175 „ Wanderer, Aph. 136, 336.
„ „ 178 „ Sorrentiner Papiere, Aph. 62.
„ „ 181 „ Nachträge zu den Meinungen und Sprüchen, Aph. 47.
„ „ 182 „ Bd. X, S. 415.
„ „ 183 „ Fröhliche Wissenschaft, Aph. 99.

Nachträge zu den Vermischten Meinungen und Sprüchen und zum Wanderer.

Die Nachträge zu den „Vermischten Meinungen und Sprüchen“, sowie zum „Wanderer“ sind nur eine letzte Nachlese aus zahlreichen Notizbüchern und den Manuscripten dieser Werke. Die Vorarbeiten zu den „Vermischten Meinungen“ beschäftigten Nietzsche in den letzten Monaten des Jahres 1878 in Basel, die zum „Wanderer“ im Frühjahr und Sommer 1879: sein Hauptinhalt ist von Anfang Juni bis Ende September in St. Moritz aufgezeichnet.

Auf folgende Parallelstellen ist zu verweisen:

Vermischte Meinungen und Sprüche.

Zu Aph. 2 vgl. Meinungen und Sprüche, Aph. 27.
„ „ 4 „ Pflugschar, Aph. 8.
„ „ 5 „ Morgenröthe, Aph. 1.
„ „ 6 „ „ Aph. 105.
„ „ 9 „ Menschliches, Aph. 63.
„ „ 18 „ Meinungen und Sprüche, Aph. 23; Wanderer, Aph. 124.
„ „ 19 „ Neuer Umblick, Aph. 35.
„ „ 20 „ Meinungen und Sprüche, Aph. 144.
„ „ 21 „ Neuer Umblick, Aph. 49.
„ „ 22 „ Wanderer, Aph. 159; Bd. XII, Nachträge zur Fröhlichen Wissenschaft, Aph. 48.
„ „ 23 „ Bd. XII, Nachträge zur Fröhlichen Wissenschaft, Aph. 39.
„ „ 26 „ Meinungen und Sprüche, Aph. 120.
„ „ 27 „ Sorrentiner Papiere, Aph. 70.
„ „ 28 „ Meinungen und Sprüche, Aph. 123.
„ „ 30 „ Sorrentiner Papiere, Aph. 30.
„ „ 32 „ Menschliches, Aph. 375.
„ „ 39 „ Meinungen und Sprüche, Aph. 71.
„ „ 40 „ Sorrentiner Papiere, Aph. 83.
„ „ 47 „ Neuer Umblick, Aph. 181.
„ „ 48 „ Meinungen und Sprüche, Aph. 7.
„ „ 50 „ Bd. XII, Nachträge zur Fröhlichen Wissenschaft, Aph. 117.
„ „ 51 „ Nachträge zur Morgenröthe, Aph. 324.
„ „ 52 „ Menschliches, Aph. 629 ff.
„ „ 53 „ Bd. XII, Nachträge zur Fröhlichen Wissenschaft, Aph. 129.

Zu Aph. 54 vgl. Wanderer, Aph. 124.
„ „ 56 „ Nachträge zur Morgenröthe, Aph. 594.
„ „ 57 „ Schopenhauer als Erzieher, Abschnitt 4.
„ „ 65 „ Genealogie der Moral, Vorrede, Abschnitt 3.
„ „ 69 „ Wanderer, Aph. 320.

Der Wanderer und sein Schatten.

Zu Aph. 2 vgl. Nachträge zur Morgenröthe, Aph. 182; Bd. XII, Wiederkunft des Gleichen, Aph. 71.
„ „ 3 „ Nachträge zur Morgenröthe, Aph. 171; Bd. XII, Wiederkunft des Gleichen, Aph. 72.
„ „ 6 „ Wanderer, Aph. 174.
„ „ 8 „ „ Aph. 87.
„ „ 9 „ Morgenröthe, Aph. 190.
„ „ 10 „ Bd. XII, Nachträge zur Fröhlichen Wissenschaft, Aph. 36.
„ „ 20 „ Pflugschar, Aph. 69.
„ „ 23 „ Wanderer, Aph. 220.
„ „ 24 „ „ Aph. 218, 288.
„ „ 29 „ „ Aph. 5, 6.
„ „ 31 „ Meinungen und Sprüche, Aph. 64.
„ „ 42 „ Wanderer, Aph. 295.

Vorarbeiten und Nachträge zur Morgenröthe.

Die Arbeiten an der „Morgenröthe“ begannen im Frühling 1880 in Venedig (Mitte März bis Ende Juni), wurden im Juli und August in Marienbad, von Mitte October bis 8. November in Stresa, von da an in Genua fortgeführt und daselbst im Februar 1881 abgeschlossen. Noch die letzte eigenhändige Niederschrift des Textes, von der Herr Peter Gast die Abschrift für den Druck machte, trägt den Titel „Die Pflugschar, Gedanken über die moralischen Vorurtheile“. Als Nietzsche diesen Titel änderte, und sein neues Buch die „Morgenröthe“ nannte, beabsichtigte er wohl, die positiven Elemente desselben, gegenüber den rein kritischen, auch im Titel hervorzuheben. Die „Morgenröthe“ hat ein Janusgesicht: sie führt die gewollt kühle, kritische Arbeit zu Ende, die mit dem „Menschlichen“ begonnen hatte und schliesst sie ab durch die eindringenden Untersuchungen über die Vor-

geschichte der Sitte und Sittlichkeit, anderseits aber deutet sie auf neue Gedankenwelten hinaus: gewisse grundlegende Ideen der späteren Zeit (die Lehre von den Trieben als den bedingenden Grundfactoren des Intellectes wie der Moralität, die Theorie vom rein perspectivischen Grundcharakter aller Wahrheit, die Lehre vom Willen zur Macht als dem innersten Kern alles Lebendigen) werden hier zuerst ausgeführt. Dieses Zukunftsgesicht enthüllt sich weniger in der gedruckten „Morgenröthe", als in den bis jetzt ungedruckt gebliebenen Vorarbeiten. Nietzsche hat nur einen Theil der concipirten und aufgezeichneten Gedanken in sein Buch aufgenommen, den andern erst im Stillen weiter ausreifen lassen: wie er selbst einmal sagt, ind alle seine Bücher, ihrer inneren Entstehung nach, zurückzudatiren. Diese „Nachträge" sind daher in ihren Haupttheilen mehr als eine blosse Nachlese. Dass das Jahr 1880 der Conceptionsherd einer neuen, fruchtbaren Gedanken-Entwicklung gewesen ist, wird erst aus dem Studium dieser Gedanken ganz sichtbar.

Die „Nachträge" sind entnommen, erstens einem *„Ombra di Venezia"* betitelten Hefte, das Herr Peter Gast von Mitte März bis Ende Juni 1880 in Venedig nach Dictaten Nietzsche's geschrieben hat, und zwei Notizbüchern mit eigenhändigen Aufzeichnungen, nach denen Nietzsche Herrn Peter Gast dictirt hat; ferner aus drei Heften und einem Convolut loser Blätter mit Aufzeichnungen Nietzsche's aus dem Sommer und Herbst 1880, endlich aus Nietzsche's eigenhändiger letzter Niederschrift des Textes, die in dem schon erwähnten Hefte die „Pflugschar" enthalten ist.

Unter den Entwürfen befindet sich folgende, unverwendet gebliebene Disposition, die sich auf das Gedanken-Material der Morgenröthe bezieht:

1. Das verschiedene Wachsthum der Triebe unter dem Klima der verschiedenen moralischen Grundurtheile.

   Wachsthum gegen das verwerfende Urtheil kann geleitet sein

   a) durch Furcht (deren Wirkung bei Darwin),

   b) durch Stolz und Trotz (Strafe und Grausamkeit).

Darnach verschieden: es ist Sache des Temperaments.

2. Gründe der Verschiedenheit des moralischen Urtheils.
3. Irrthümlichkeit und Wahn aller moralischen Urtheile.
4. Kann die Wissenschaft Ziele geben? Nein. (Vgl. Nachträge z. Morgenröthe, Aph. 60).
5. Die individuelle Moral: unsre Triebe nach unsrem Ideal formirt und mit Hülfe der Wissenschaft (als Künstler unser Ideal schaffen).
6. Die günstigen politischen und socialen Verhältnisse für diese Einsiedler!

Die Aphorismen Nr. 66, 157, 346, 558 dieser Nachträge sind bereits in der „Zukunft“ vom 1. October 1896 gedruckt.

Folgende Verweisungen sind nachzutragen:

Zu	Aph. 9	vgl.	Morgenröthe, Aph. 101.
„	„ 41	„	Menschliches, Aph. 146.
„	„ 53	„	Bd. XII, Wiederkunft des Gleichen, Aph. 134.
„	„ 59	„	Vermischte Meinungen und Sprüche, Aph. 206.
„	„ 60	„	Genealogie der Moral, 3. Abhandlung, Abschnitt 25.
„	„ 179	„	Morgenröthe, Aph. 519; Wanderer, Aph. 236; Jenseits, Aph. 107.
„	„ 186	„	Wanderer, Aph. 206.
„	„ 324	„	Nachträge zu den Vermischten Meinungen und Sprüchen, Aph. 51.
„	„ 330	„	Bd. XII, Nachträge zu Zarathustra, Nr. 17.
„	„ 337	„	Pflugschar, Aph. 71.
„	„ 361	„	Vermischte Meinungen und Sprüche, Aph. 324.
„	„ 391	„	Sorrentiner Papiere, Aph. 59.
„	„ 405	„	Neuer Umblick, Aph. 34.
„	„ 451	„	Bd. XII, Nachträge zur fröhlichen Wissenschaft, Aph. 70.
„	„ 472	„	Menschliches, Aph. 428.
„	„ 509	„	Wanderer, Aph. 210.
„	„ 525	„	Morgenröthe, Aph. 365.
„	„ 546	„	Sorrentiner Papiere, Aph. 14.

Weimar, April 1897.

Fritz Koegel

BINDING CO. JUL 8 1970

2199
rich Wilhelm

NAME OF BORROWER

2173 Ap.15